Barbara Blomberg

Georg Ebers

2 Vol ₰ 3.–

Barbara Blomberg.

Erster Band.

Von Georg Ebers sind im gleichen Verlage erschienen:

Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Fünfzehnte, neu durchgesehene Auflage. 3 Bde. Preis geh. ℳ. 12. —; fein geb. ℳ. 15. —

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Zwölfte, neu durchgesehene Auflage. 3 Bände. Preis geheftet ℳ 12. —; fein gebunden ℳ 15. —

Homo sum. Roman. Fünfzehnte Aufl. Preis geh. ℳ 6. —; fein geb. ℳ 7. —

Die Schwestern. Roman. Achtzehnte Auflage. Preis geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Der Kaiser. Roman. Elfte Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 10. — fein gebunden ℳ 12. —

Die Frau Bürgemeisterin. Roman. Vierzehnte Auflage. Preis geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Eine Frage. Idyll. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. Fünfte Auflage. Preis geheftet ℳ 3. 50; fein gebunden mit Goldschnitt ℳ 5. —

Ein Wort. Roman. Zwölfte Aufl. Preis geh. ℳ 6. —; fein geb. ℳ 7. —

Serapis. Historischer Roman. 10. Aufl. Preis geh. ℳ 6. —; fein geb. ℳ 7. —

Die Nilbraut. Roman. 6. Aufl. 3 Bde. Preis geh. ℳ 12.—; fein geb. ℳ 15.—

Elifen. Ein Wüstentraum. Poetische Erzählung. Siebente Auflage. Preis geheftet ℳ 4. —; fein gebunden ℳ 5. -

Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. Zehnte Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 10. —; fein gebunden ℳ 12. —

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Neunte Auflage. Preis geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Drei Märchen für Alt und Jung. Siebente Auflage. Preis geheftet ℳ 5. —; fein gebunden ℳ 6. —

Per aspera. Historischer Roman. Sechste Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 12. —; fein gebunden ℳ 14. —

Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Vierte Auflage. Preis geheftet ℳ 9. —; fein gebunden ℳ 10. —

Kleopatra. Historischer Roman. Neunte, neu durchgesehene Auflage. Preis geheftet ℳ 8. —; fein gebunden ℳ 9. —

Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg. Neunte Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 10. —; fein gebunden ℳ 12. —

Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Zehnte Aufl. Preis geh. ℳ 5. —; fein geb. ℳ 6. —

Die Unersetzlichen. Ein Märchen. Illustrirt von Arpad Schmidhammer. In farbigem Einband mit Goldschnitt Preis ℳ 10. —

AEGYPTEN in Bild und Wort. Dargestellt in 782 Bildern von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von **Georg Ebers. Pracht-Ausgabe.** Zweite Auflage. Zwei Foliobände. Preis: in 42 Lieferungen à ℳ 2. —; geheftet ℳ 84. —; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt ℳ 115. —

CICERONE durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes. Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karten. 2 Bde. Preis geheftet ℳ 12. —; in einem feinen Leinwandband ℳ 13. —

PALÄSTINA in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Erste Ausgabe.** Mit 39 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Foliobände. Preis: in 56 Lieferungen à ℳ 1. 50, geheftet ℳ 84. —; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt ℳ 115. —

PALÄSTINA in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Zweite Ausgabe.** Mit 2 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Foliobände. Preis: in 84 Lieferungen à 50 Pfennig, geheftet ℳ 42. —; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt ℳ 60. —

Ferner im Verlage von Wilhelm Engelmann in Leipzig:

Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Neue verbesserte Auflage. 1882.

Richard Lepsius. Ein Lebensbild. 1885.

Barbara Blomberg.

Historischer Roman

von

Georg Ebers.

Erster Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Herrn Hauptmann Ludwig Ebers

in treuer brüderlicher Liebe

dargebracht.

Erstes Kapitel.

Bald traf die Sonne mit hellem Glanz die kleinen runden Fensterscheiben des alten Burgbaues „Zum Goldenen Kreuze" an der Nordseite des Platzes, den die Regensburger „auf der Haid" nennen, bald wurde sie von grauem Gewölk verschleiert. Eine Schar von Edelleuten, Klerikern und Rittern aus dem Gefolge des Kaisers trat ins Freie. Die Thür des kleinen Fußgängerpförtleins neben dem großen Einfahrtsthor warf der Frühlingswind krachend hinter ihnen zu.

Die Höflinge und Damen, die sich in die Kapelle zur Rechten des Flures begaben, schraken zusammen.

„Aprilwetter!" brummte der Korporal der kaiserlichen Hellebardiere dem Kameraden zu, mit dem er am Fußende der Treppe Wache hielt, die zu den Gemächern Karls V. im ersten Stocke des großen alten Hauses führte.

„St. Petrustag," entgegnete der andere, ein Katalonier. „Bei mir daheim gibt es jetzt schon frische Erdbeeren im Freien, und in den Gärten blühen die Rosen. Ueberhaupt! Lieber tot in Barcelona als in diesem verwünschten Ketzerlande lebendig!"

„Nu, nu," fiel ihm der andere ins Wort. „Leben ist Leben. Lieber ein lebendiger Hund als ein verstorbener König, heißt es bei mir zu Lande."

„Auch richtig," versetzte der Spanier. „Uebrigens macht der Herr, seit wir hier einkehrten, ein Gesicht, als schmeckte das Kaiserleben auch nicht nach Würzwein."

Da ließ der Niederländer die Hellebarde sinken und knüpfte an die Rede des Kameraden erst einen schweren Seufzer, dann aber die Bemerkung: „Böses Wetter droben wie drunten — das allerschlimmste! Dreizehn Jahre steh' ich im Dienste; so aber sah ich ihn noch nie, selbst nicht nach der Schlappe in Algier. Da gilt's, sich vorsehen. Die Hellebarde auf! Es kommt wer herunter!"

Beide nahmen schnell eine straffere Haltung an, der Spanier aber flüsterte dem Kameraden zu: „Er ist's nicht. So tritt sein Fuß nicht auf, seit ihn wieder die Gicht ..."

„Quijada!" flüsterte der Harlemer, und er wie der Mann von Barcelona präsentirten die Hellebarde in echt militärischer Haltung; bald aber pochte der Stab ihrer sinkenden Waffe wieder an die Platten des Estrichs; denn eine hohe Frauenstimme hatte den Mann, dem die Ehrenbezeugung der Kriegsknechte gelten sollte, zurückgehalten, und statt seiner stürmten zwei schlanke Knaben die Treppe hinunter.

Das gelbe Sammetgewand mit den aschgrauen Aufschlägen und das Baret von demselben Stoff in den nämlichen Farben stand ihnen gut zu Gesicht. Es waren Pagen des Kaisers, und obwohl die beiden ersten deutschen und italienischen Grafenhäusern entstammten und der dritte ein niederländischer Baron war, achteten die

Leibwächter ihrer doch kaum mehr als der Hühnerhunde der Königin Marie, die ihnen eilfertig folgten.

„Von denen da oben," bemerkte der Hellebardier aus Harlem mit gedämpfter Stimme, „steift man für Quijada noch am liebsten den Rücken."

„Die Majestäten ausgenommen, versteht sich," fügte der Katalonier würdevoll hinzu.

„Versteht sich," wiederholte der andere. „Uebrigens gönnt Kaiser Karl selbst Don Luis alle Ehre. Ich war in Algier dabei. Noch hundert wie er, sag' ich Dir, und es wäre dort anders gekommen. Wenn sich's für einen geringen Mann ziemte, möcht' ich übrigens fragen, warum Seine Majestät ihn wohl fort von der Kriegsmacht nahm und ihn unter die Schranzen versetzte."

Hier stockte er plötzlich; denn trotz der bunt gekleideten Herren und Frauen, der Geistlichen, Ritter und dienenden Leute, die sich im Hausflur auf und nieder bewegten, hatte er diesmal Schritte auf der Treppe vernommen, die von Herren in hoher Stellung ausgehen mußten. Er hatte sich auch nicht getäuscht; denn der eine war kein Geringerer als der jüngere Granvella, der Bischof von Arras, trotz seiner neunundzwanzig Jahre jetzt schon der bevorzugte Ratgeber Karls V., der andere, viel ältere aber Meister Mathys von Brügge, der Leibarzt des Kaisers.

Jenem folgten schwarzgekleidete Sekretäre mit Mappen unter dem Arm, dem Heilkünstler ein betagter Gehilfe.

Die wohlgebildeten Züge des Bischofs von Arras, denen man ansah, daß sie auch zu lachen und zu genießen verstanden, schauten so ernst drein wie die seines Begleiters.

Den Höflingen im Flur entging dies mit nichten, doch

keiner wagte ihnen mit einer Frage zu nahen, obgleich sie — es hatte eben wieder zu regnen begonnen —, bevor sie ins Freie traten, stehen blieben und sich leise unterhielten.

Viele hätten gern etwas von ihrem Gespräche erlauscht, doch keines wagte ihnen näher zu treten, und die Südländer und Deutschen unter ihnen verstanden das Vlämische nicht, das sie sprachen.

Erst nachdem der Arzt den hohen spitzen Hut gelüftet und der Staatsmann die Prälatenkappe fester auf das kurze, wellige, dunkle Haar gedrückt und den mit Zobelpelz besetzten Sammetüberwurf zusammengezogen hatte, eilten etliche Höflinge herbei, um ihnen mit dienstfertiger Beflissenheit das Nebenpförtlein zu öffnen.

Es mußte nicht gut droben stehen.

Das joviale Gesicht des Meisters Mathys sah anders aus, wenn es seinem kaiserlichen Patienten wohl ging, und wenn Granvella Grund zur Zufriedenheit hatte, gönnte er diesem oder jenem ein freundliches Wort.

Als das Thor sich hinter beiden geschlossen hatte, lösten sich wieder die Zungen der geistlichen und weltlichen Herren und Frauen im Hausflur; zu lauten Wechselreden in den verschiedenen Sprachen, die jetzt im „Goldenen Kreuz" zusammenklangen, wollte es aber nicht kommen. Noch weniger ließ sich ein lebhafter Ruf oder helles Gelächter unter einer der Gruppen vernehmen, die hier das Aufhören des Regenschauers abwarteten.

Mochten jedem auch die eigenen Angelegenheiten am Herzen liegen, — ein Gedanke beherrschte sie doch alle: Kaiser Karl, sein Befinden, seine Entschlüsse.

Von ihnen hing nicht nur das Schicksal der Welt

ab, sondern auch das Wohl und Wehe der Größten wie der Kleinsten hier unten.

„Kaiser Karl“ war die Zaubermacht, durch die den Bewohnern des halben Erdballs Segen oder Unsegen bevorstand, Krieg oder Frieden, Erfüllung oder Ablehnung der Wünsche, die ihnen die Seele am kräftigsten bewegten. Auch die Vornehmsten, die von seiner Gerechtigkeit oder Gnade neues Glück oder die Abwendung drohenden Unheils erwarteten, wußten ihn zu finden, wo immer er auch auf seinen vielen und weiten Reisen das Hoflager aufschlug.

Auch nach Regensburg waren ihm viele Bittsteller nachgezogen. Zu ihnen aber gehörten die beiden großen Herren gewiß nicht, die jetzt das „Goldene Kreuz“ betraten. Dem einen troff das Regenwasser von dem reichgestickten Sammetmantel und von den Federn des Barets, dem andern vom Stahlhelm und von der reich mit Gold eingelegten Mailänder Rüstung. Jenen redete der Kammerherr de Praet italienisch an; denn es war der Herzog Peter von Columna, diesen, den Landgrafen von Leuchtenberg, in einem Gemisch von Deutsch und seiner vlämischen Muttersprache. Er konnte es kurz machen; denn der Kaiser wollte allein sein. Auch Kronenträger und Gesandte hatte er abzuweisen befohlen.

Der Herzog von Columna bat nun heiter um einen trockenen Unterschlupf, bis der Schauer vorbei sei, der Leuchtenberger aber begehrte der Königin von Ungarn aufzuwarten.

Doch auch sie hatte an diesem Nachmittage keine Audienz zu bewilligen gestattet.

Die hohe Frau, des Kaisers Lieblingsschwester, befand

sich in ihrem, dem des Kaisers benachbarten Gemache und sprach dort mit Don Luis Quijada, dem tapfern Edelmanne, dessen der spanische wie der niederländische Kriegsmann mit gleicher Wärme gedacht.

Sein Aeußeres machte es leicht, an die Aufrichtigkeit ihrer Anerkennung zu glauben; denn die Haltung seines schlanken, kraftvollen Körpers zeigte den ganzen Stolz der kastilianischen Edlen — sein Kopf mit dem kurz gehaltenen Spitzbart war ein echtes rechtes Kriegerhaupt, und aus seinen schwarzen Augen blickte die wackere Gesinnung eines treuen, einfachen und guten Herzens.

Das warme Zutrauen, mit dem Maria, die Witwe des im Türkenkriege gefallenen Königs von Ungarn, Quijada in das wohlgebildete, leicht gebräunte Antlitz schaute, bewies, daß sie seinen Wert zu schätzen wußte.

Sie hatte ihn zu sich berufen, um das Herz vor ihm auszuschütten.

Die lebhafte Frau und leidenschaftliche Jägerin fand es unerträglich in Regensburg.

Längst hätte sie es verlassen, um in den Niederlanden, die sie im Namen des kaiserlichen Bruders als Statthalterin regierte, ihres Amtes zu walten und sich dem Weidwerk nach Herzenslust zu ergeben, wenn sie der Zustand des Monarchen nicht in seiner Nähe zurückgehalten hätte.

Sie beklagte Karl, weil sie ihn liebte, und war doch müde, die Krankenwärterin zu spielen.

Eben hatte sie Quijada unwillig berichtet, welche zentnerschwere Arbeitslast ihrem vielgequälten Bruder heute wieder trotz der Gichtschmerzen vom ersten Hahnenschrei an aufgebürdet worden war. Aber er wolle es nicht

besser, und so sei ihm denn auch schwer zu helfen. Ob dergleichen erhört sei? Gleich nach der Messe habe er Dutzende von Schriften durchflogen, mit Bemerkungen versehen und unterzeichnet, dann Pater Pedro de Soto, den Beichtvater, den Nuntius, den englischen und den venetianischen Gesandten empfangen, endlich aber mit dem jungen Granvella, dem Bischof von Arras, eine Unterredung gepflogen, die drei volle Stunden gewährt hatte und vielleicht noch fortdauerte, wenn Meister Mathys, der Arzt, ihr nicht ein Ende gemacht hätte.

Vorhin habe sie ihn denn auch wie gebrochen, mit dem Antlitz zwischen den Händen gefunden.

„Und auch Du," schloß sie, „wirst mir zugeben müssen, daß es ein böses Ende nimmt, wenn das Ding so fortgeht."

Beipflichtend neigte Quijada das Haupt und versetzte dann bescheiden: „Doch Eure Majestät kennt den Herrn. Er hört Euch, die er liebt, oder mich, dem es gestattet war, schon als Page an seiner Seite zu weilen, oder wohl auch die beiden Granvella, Malfalconnet und wem er sonst vertraut, gelassen mit an, wenn sie sich ihn zu warnen gestatten . . ."

„Um dann dennoch die wilde Jagd fortzusetzen," fiel ihm Königin Maria mit einer ärgerlichen Handbewegung ins Wort.

„Plus ultra — mehr, weiter — ist eben seine Devise," bemerkte Quijada in rechtfertigendem Ton.

„Ins Unendliche vorwärts meinetwegen, so lange Magen und Füße gesund sind!" versetzte die Königin und legte die Hand an die hohe Spitzenkrause, die der an freie Luft gewöhnten Frau den Atem beengte.

„Wenn man aber wie er das Birschen aufgeben mußte und bei jeder Bewegung das Gesicht verzieht und das Stöhnen mühsam zurückhält, — einen Stein kann es erbarmen — sollte man eine andere Devise wählen. Bringt ihn dazu, Mann, wenn Ihr wirklich sein Freund seid."

Das Lächeln, womit Quijada diese Aufforderung begleitete, zeigte deutlich, wie Unausführbares von ihm verlangt ward.

Die Königin bemerkte es, warf den Arm, als schwänge sie den Jagdspeer frei in die Höhe, und rief: „Mir macht man kein X für ein U, Luis. Ob Ihr könntet oder nicht, — an dem Willen gebricht es. Ich höre Euch laufen! Weil Ihr selbst jung seid und es noch mit einem Bären und Keiler aufnehmt, gefällt Euch der Wahlspruch, der ja auch wohl zu neuen Kriegen führt und damit zu neuer Ehre. Aber — daß mich! — mein armer, armer Herr Bruder, der — wie lange ist's her — auch Euch in den Sand geworfen hätte; wie hoch springt er wohl noch mit der verteufelten Gicht? Und dann! Was kann Kaiser Karl überhaupt noch Neues gewinnen, da es mit der Weltherrschaft, von der er träumte, doch nichts wird. Sich bescheiden sollte er lernen! Seinem Alter nach freilich . . . Es ist leicht zu bestimmen; denn seine Lebensjahre gehen mit denen des Jahrhunderts, und wir schreiben jetzt sechsundvierzig. Bei euch Soldaten zählen allerdings die Kriegsjahre doppelt, und er — Herzog Alba sagte es — wurde als Heerführer geboren. Um zu bestimmen, wie viele Monde er in vollem Frieden verbrachte, braucht man nicht weit zählen zu können. Und dann: als Fünfzehnjähriger wurde er mündig, und mit wie schweren

Sorgen belud sich der Mann des plus ultra seitdem die Schultern! Zu thun habt auch Ihr, und mancher andere bei Hofe noch mehr; aber Luis — eins bleibt euch allen erspart, und das ist das Schwerste. Ich kenn' es! Verantwortlichkeit heißt es. Gegen diese Last sind alle anderen flatternde Federn. Bis zur Unerträglichkeit kann ihr Gewicht sich steigern, wenn sie dem Wohl und Wehe der halben Welt gilt. So wurde jedes Regierungsjahr für Kaiser Karl zum dreifachen Kriegsjahr; ihr aber, Luis, — dem Manne gegenüber ist die Frage erlaubt — wie alt seid Ihr?"

„Noch wenige Monate, und ich beginne die vierzig."

„So jung!" rief die Königin. „Aber Euer Aussehen entspricht, sieht man recht hin, doch wohl Euren Jahren."

Da zeigte Quijada auf sein leicht ergrauendes Schläfenhaar; die Statthalterin aber fuhr lebhaft fort:

„Schon in Brüssel fiel es mir auf. Und wißt Ihr, woher Ihr das bißchen Weiß habt? Nur, weil Euch die Verantwortlichkeit wenigstens streift, die dem Kaiser die Jugend so grausam kürzte. Wie ich ihn heute sah, Luis — mancher Sechziger hat ein rüstigeres Aussehen."

„Und doch, wenn Eure Majestät gestatten," nahm nun Quijada mit einer tiefen Verbeugung wieder das Wort, „kann es morgen wieder ganz anders um ihn stehen. Meister Mathys selbst hörte ich sagen, das Lebensjahr eines Gichtkranken sei wie ein Gewittertag im Juli. Finster genug, so lange das Unwetter tobt, — vorher und nachher hell, bis die Wolken wieder heraufziehen. Eure Majestät erinnern sich gewiß, wie aufrecht, wie frisch und in wie ritterlicher Haltung er Euch bei Eurer Ankunft

begrüßte. Das Glück, die teure Schwester wieder zu haben, gab ihm die gelähmte Schwungkraft schnell genug zurück, obgleich es ihm gerade jetzt wahrlich nicht an Sorgen fehlt, und trotz der heillosen Zustände, die wir unter dem gottvergessenen Volke hier fanden. Daß übrigens jene grausame Verantwortlichkeit den Geist auch zu reifen vermag, ohne dem Körper was auch immer anzuhaben, dafür sind Eure Majestät das wandelnde Exempel."

„Dummes Zeug," fiel ihm hier die Statthalterin abweisend ins Wort. „Von Euch wenigstens verbitt' ich mir das Geschmeichel."

Dann wies sie mit der Reitpeitsche, die sie wegen ihrer vierfüßigen Lieblinge in der Hand hielt, auf das eigene Haar. Zwar glänzte es, so weit es die steife, mit Edelsteinen besetzte Sammetkappe, die ihr den Scheitel bedeckte, sehen ließ, in dunklem Blond, und seine mit Perlen durchflochtenen Strähnen waren von ungewöhnlicher Fülle, in den aufwärts strebenden Locken über der klugen Stirn zeigten sich aber dennoch einige silberne Fäden.

Quijada gewahrte sie und bemerkte mit einer ehrerbietigen Verneigung:

„Die schwere Sorge für die Niederlande, die nicht immer mit dem rechten Danke belohnt wird."

„Dank," versetzte die Königin und zuckte verächtlich die Achseln. „Jawohl! In Brüssel erregt mir vielerlei die Galle, doch das Haar macht mir's nicht grau. Unter der Witwenhaube, wenn Ihr's wissen wollt, fing es hier oben an, weiß zu werden, und geht es mit dem Befinden des Kaisers so weiter, werden die Locken da bald aussehen wie meine weiße Diana."

Hier stockte sie, und in ihrem Amte und auf der Jagd gewöhnt, nicht zu weit von dem Ziele abzuweichen, das sie ins Auge gefaßt, gab sie erst ihrem Lieblingshunde, der zu Don Luis in freundlicher Absicht in die Höhe gesprungen war, einen Hieb mit der Gerte und sagte dann in völlig verändertem Ton: „Aber hier ist von meiner Person nicht die Rede. Ihr hörtet schon, daß Ihr mir helfen sollt, Luis. Habt Ihr den Kaiser gestern nach der Vesper gesehen?"

„Ich hatte die Ehre, Majestät."

„Und es drängte sich Euch nicht auch die Ueberzeugung auf, daß es schlecht um ihn steht?"

„Ich empfand dies vielmehr so lebhaft, daß ich Meister Mathys auf sein übles Aussehen, auf seine gebeugte Haltung und auf das übrige hinwies, das ich gern anders gesehen hätte."

„Und dies übrige? Mit der Sprache heraus!"

„Dies andere," versetzte der Haushofmeister nach kurzem Zaudern, „sind die schwermütigen Regungen, denen sich Seine Majestät oft stundenlang hingibt."

„Und die Euch," frug die Königin mit gesenktem Blick, „an die Königin Juana, unsere unglückliche Frau Mutter, erinnern?"

„Erinnern," versetzte Quijada entschieden, „ist ein Wort, das Eure Majestät mir wohl abzulehnen gestattet. Der große Denker, der auch das fernste Ziel nie aus den Augen verliert, der wägt und wieder wägt, bevor er sich für das in jedem Falle einzig Rechte entscheidet, der große Feldherr, der es so gut versteht, weitsichtige Kriegspläne zu entwerfen, wie einen Reiterangriff zu leiten, der Staatsmann, dessen Scharfblick tiefer sieht als der

durchdringende Witz seiner berühmten Räte, der weise Gesetzgeber, der Herrscher mit der stählernen Willenskraft und dem nie versagenden Gedächtnis ist am Geiste vielleicht der Gesundeste unter uns allen am Hofe, ja unter den Millionen, die ihm gehorchen. Die Melancholie aber hat, soweit meine geringen Kenntnisse reichen, mit dem Geiste nichts zu schaffen. Sie ist abhängig von der Beschaffenheit des Gemüts und geht aus von der Galle..."

„Das habt Ihr von Meister Mathys," unterbrach ihn die Statthalterin, „und die Quacksalber sprechen es ihren Meistern Hippokrates und Galenus nach. Mir steht das Papageigeschwätz nicht an. Meinem Weiberverstand will es vielmehr scheinen, daß, wenn das Gemüt erkrankt, man zu einem Mittel greifen soll, dessen Wirkung darauf sich bewährte, — und ich bilde mir ein, es gefunden zu haben."

„Zwar kenn' ich es noch nicht," fiel Quijada ihr lebhaft ins Wort, „doch bei meinem Heiligen möcht' ich beschwören: Ihr trafet das Rechte."

„Hört denn, und diesmal braucht Ihr, denk' ich, den vorschnellen Eid nicht zu bereuen. Seitdem unserem Herrn der Tod die Gemahlin raubte und die Gicht ihn verhindert, sich an den besten Lebensfreuden: Jagd, Stockspiel, Lanzenstechen und was dem Menschen in unserem Stande sonst gut thut, zu ergötzen, woran findet er noch Freude? Was die Maler und andere Künstler Großes schaffen, was die Mechaniker und Uhrmacher ersinnen und in Bewegung setzen, und was die Gelehrten erweisen, das gehört nicht hierher, — wohl aber . . ."

„So ist es die edle Musika," unterbrach Quijada sie eifrig, „auf die Eure Majestät hinaus will. Vortrefflich. Denn seit König Saul und dem Harfner David . . ."

„Gibt es allerdings kein wirksameres Heilmittel gegen die Schwermut," beschloß die Königin den Ausruf des treuen Mannes. „Auf niemand aber möchte sie günstiger wirken als auf den Kaiser. Ein wie feiner Kenner er ist, wißt Ihr ja selbst. Wie oft wurde es auch von unseren größten Meistern bestätigt. — Brauch' ich Euch an die Hochmesse in Köln zu erinnern, bei der ihn der herrliche Gesang gleichsam neu belebte, nachdem ihn der Abfall des ketzerischen Erzbischofs, der auch auf meine Niederländer verhängnisvoll zu wirken droht, um den Rest der getrübten Lebenslust betrogen. Was ihm jetzt Empörendes durch die deutschen Fürsten angethan wird, und die schwere Entscheidung, zu der ihr Verhalten ihn drängt, wirkt wie Gift auf seine Seele. Das Zaudern aber ist nicht meine Sache, und so dacht' ich denn: Her mit der Musika, der guten und rechten. Durch einen Reitenden ließ ich dann seinem Kapellmeister Gombert und dem Dirigenten meines Knabenchors befehlen, ihre Leute sogleich hierher nach Regensburg zu führen. Heute abend trifft die ganze Heerschar hier ein. Frisch vorwärts heißt's eben bei mir, nicht nur bei der Hetze im Sattel; Ihr aber, Luis, sollt mir jetzt sagen . . ."

„Daß das schwesterliche Herz Eurer Majestät das einzig Richtige traf," rief Quijada bewegt und drückte ehrerbietig die Lippen auf den weiten Aermel ihres Gewandes.

Wohl kam diese Versicherung dem Haushofmeister aus dem Grunde des Herzens, doch zwangen ihn die Bedenken, die das rasche Vorgehen der lebhaften Fürstin in ihm erweckte, sie, wenn auch mit der höfischen Vorsicht, die seine Stellung ihm auferlegte, an die Unzufriedenheit zu

erinnern, die ihre kühne Maßregel nur allzu leicht bei demjenigen erwecken konnte, dem sie wohlzuthun bestimmt war. Besonders die Kosten, die sie verursachte, beunruhigten den Haushofmeister, und die Königin zeigte sich selbst überrascht, als er ihr vorrechnete, welche Summe die Uebersiedlung der Kapelle und des Knabenchors von Brüssel nach Regensburg und ihre Rückkehr in Anspruch nehmen würde.

Vierzig Musiker, zwölf Gesangknaben und dazu neben den Dirigenten auch der Zahlmeister waren zu befördern, und in ihrem Gefolge gab es viele Roß- und Herrenknechte sowie Wagen für das Gepäck und die kostbaren Instrumente.

Dazu erhob sich die Frage, wie diese stattliche Schar in der ohnehin stark besuchten Stadt unterzubringen sei; denn die Königin bekannte, damit die Ueberraschung sicher gelänge, noch niemand mit dem Quartiermachen beauftragt zu haben.

Drei Tage früher, als sie erwartet, trafen die Musiker, die sich der löblichsten Eile befleißigt hatten, hier ein.

Willig gab die hohe Frau zu, daß es sich jetzt tummeln heiße. Sie wisse ja aber, wenn einer, so verstehe Quijada das Unmögliche möglich zu machen, wo es gälte, ihr und dem Kaiser zu dienen.

Die Wirkung dieses Lobspruches verdoppelte ein warmer Blick ihrer hellen Augen, und der Haushofmeister versprach denn auch, für das Gelingen der schönen Ueberraschung alles zu thun, was in seiner Macht stände. Wegen der Kosten würde es freilich bei Seiner Majestät wie beim Finanzrat Schwierigkeiten geben; — denn in den Kassen herrsche die allertiefste Ebbe.

Da brauste die Königin auf: „Immer und immer, wo es das leidige Geld angeht, der nämliche Verdruß, trotz der Unsummen, die meine Niederlande dem Schatze liefern. Viermal größer, als was ganz Spanien aufbringt, mit Einschluß des Goldes und Silbers aus der neuen Welt, sind sie. Bei Euch bleibt es verschwiegen, doch zwei Fünftel der gesamten Einkünfte aus allen Ländern, über die Karl gebietet, steuern meine Provinzen. Ströme von Dukaten überschwemmen euren Schatz, und doch — doch ... zum Tollwerden ist es! Trotz ihrer und — Gott sei's geklagt — trotz der Sparsamkeit, mit der der Kaiser der eigenen Person Großes und Kleines — lächerlich ist's — kläglich entzieht, heißt es: Ebbe in den Kassen, und wieder Ebbe, sparen und noch einmal sparen! Um die Federn auf dem neuen Baret im Regen zu schonen, ließ der Beherrscher der halben Welt sich unterwegs einen abgetragenen Hut bringen und hielt in dem Gusse still, bis der schäbige Filz da war. Und wo bleiben die Millionen, die dieser gute Haushalter sich am eigenen Leibe abkargt? Der Drache Krieg verschlingt sie alle mit seinem hungrigen Magen. Feinde genug hat er freilich besiegt, aber schlimmer noch als die Ungläubigen, denen ihr in Algier den Rücken zeigen mußtet, furchtbarer als Türken und Ketzer zusammengenommen bedroht ihn der Schwermutsteufel, den auch Meister Mathys so ernst nimmt. Doch Ihr? Doch der hochweise Finanzrat? Dem Leibarzte und seinen Kollegen das Jahrgeld zu schmälern, das kam den würdigen Herren, die sich seine vielgetreuen Diener nennen, nie in den Sinn. Wohl! Dann schreibt doch die Reise der Musikanten mit auf die Rechnung des Apothekers. Sie gehört so gut dahin wie die Sennesblätter. Wenn aber die Pfennig-

suchser im Finanzrat sich weigern, mit dem Nötigen herauszurücken, dann — zum Henker — dann setzt mir, mir hier diese Medizin auf die Rechnung. Ich zahle sie, so viele Schmarotzer auch an mir saugen!"

„Dahin, Majestät, wird es natürlich nicht kommen," versicherte Quijada in begütigendem Ton. „Der Herr weiß auch, steht's ihm nur an, es weniger genau mit dem Sparen zu nehmen. Gestern noch griff er für eine andere Arznei tief genug in den Beutel."

„Das wäre?" frug die Königin erstaunt.

„Meinem Amtsgenossen Malfalconnet bezahlte er die Schulden. Nicht weniger als zehntausend Dukaten."

„Da habt Ihr's!" rief die Statthalterin und schlug die Hände derb zusammen. „Der Baron verscheucht den Trübsinn der Majestät mit seinem raschen Witze, der manchmal den Nagel auf den Kopf trifft, und mit der gelenken Zunge, meine Medizin aber soll dafür sorgen, daß Malfalconnets so teuer bezahlte Scherze und Wortklaubereien die Stimmung finden, deren sie bedürfen, um die rechte Wirkung zu üben."

„Und dazu," bemerkte Quijada heiter, „gibt Eure Majestät es dem Finanzrat mit dem Brettnagel der vollendeten Thatsache zu thun. Jetzt aber bitt' ich unterthänigst, mich zu entlassen. Es gilt, die Fouriere schnell zu unterrichten und selbst nach dem Rechten zu sehen, wenn die kostspieligen Wunderpillen Eurer Majestät nicht bei diesem nassen Aprilwetter im Freien aufweichen sollen. Unter den Herren Musikanten sind ohnehin manche nicht eben die stärksten."

Dabei verneigte er sich und schickte sich an, die Statthalterin zu verlassen; sie aber hielt ihn mit der Bemerkung zurück:

„Auch an den Kavalier Wolff Hartschwert erging unsere Ladung. Er ist ein Regensburger Kind und kann Euch und den Furieren beim Quartiermachen helfen."

„Ein neues Zeichen der weisen Umsicht meiner hohen Gebieterin," versicherte Quijada. „Wenn Eure Gnaden es gestatten, möchte ich nächstens einmal grade wegen dieses Mannes mit meiner hohen Gönnerin reden. Ich habe mit ihm etwas im Sinn, das sich mit wenigen Worten schwer verständlich machen läßt, zumal ich weiß, daß der bescheidene und zuverlässige Mensch . . ."

Da fiel ihm die Königin eifrig ins Wort: „Soll ihm, was Ihr für ihn vorhabt, zum Vorteil gedeihen, ist es von vornherein bewilligt."

Diese Verheißung hatte Quijada schon auf der Schwelle erreicht; bevor er sie aber übertrat, rief Königin Marie ihn noch einmal an und sagte freimütig:

„So lass' ich Euch nicht gehen, Luis! Ihr seid ein redlicher Mann, darum schäm' ich mich, Euch Wind vorzumachen. Um die Heilung der Schwermut Seiner Majestät ist es mir allerdings besonders zu thun; aber die Hälfte der Kosten dieser Medizin dürfte mir von Rechts wegen doch angekreidet werden; denn — aber verratet es nicht dem Finanzrat — denn sie soll auch mir Erleichterung schaffen. Ich halt' es nicht mehr aus in diesen Zimmern! Der Wald treibt frisches Grün. Die Vögel kehrten zurück. Rotwild gibt es genug in den Forsten hier an der Donau. Hinaus, hinaus, ins Freie, in die Luft muß ich. Wie die Dinge lagen, konnte ich Seine Majestät nicht verlassen; wenn ihm aber die Kapelle und der Knabenchor zur Verfügung stehen, läßt er sich von ihnen die trüben Launen vertreiben, und ich kann es wagen, ihn später

Euch und Malfalconnet zu überlassen, in dessen Witz die Zahlung seiner Schulden gewiß neues Salz streut. O Luis! Hinaus, nur hinaus! Möge inzwischen Frau Musika an meinem kaiserlichen Herrn Bruder vollbringen, was wir von ihr erwarten! — Und noch eins! Nehmt Meister Adrian mit Euch. Ich befreite ihn bis um Mitternacht vom Dienste beim Kaiser. Es war nicht eben leicht. Wenn Ihr die Lieblinge Apolls unterbrachtet, sprecht noch einmal bei mir vor, wie spät es auch wird. — Der Kavalier Hartschwert soll sich morgen früh bei mir melden. Der Nuntius brachte neue Musikalien aus Rom. Sie sind zu hoch für meine Stimme, und wie der Kavalier versteht es selbst der Chormeister Appenzelder nicht, die Noten für mich umzusetzen.

Zweites Kapitel.

Die Aprilsonne hatte, bevor sie zur Rüste ging, den Sieg behauptet und trocknete freundlich die Kleider der Reiter, die sich auf der Nürnberger Straße Regensburg näherten.

Wo sie über dem Dorfe Kneiting mit mancher Windung zum Donauthale hinabstieg, brachte ein junger Mann, der dem großen Reisezuge hinter ihm vorangeritten war, sein Pferd zum Stillstand und schaute auf die vom Regen erfrischte frühlingsgrüne Landschaft hin, die sich vor ihm aufthat.

Das Herz schlug ihm schneller, und er meinte auf dem großen Stück Erde, das er seit fünf Jahren durchwandert hatte, nichts Lieblicherem begegnet zu sein. Unter ihm grüne Wiesen und Felder, freundliche Dörfer und der klare, volle Donaustrom, dessen linkes Ufer eine schön geformte Bergkette begleitete, deren dem Flusse zugekehrter Abhang dem Auge reiche Abwechslung darbot; denn hier war er mit knospenden Hainen bekleidet, dort erhoben sich malerisch nackte Felsenwände, und da drüben rührten Winzer in Weinbergen die Hände. Aus weiterer Ferne winkten dem rastenden Reiter die Türme Regensburgs das erste Willkommen zu.

Welche Fülle von Erinnerungen umwob für den Heimkehrenden diese freundliche Landschaft! Wie oft hatte er diese anmutigen Thäler durchwandelt, diese Höhen erstiegen, in diesen Dörfern Einkehr gehalten. Es wurde ihm schwer, sich von diesem Ausblicke zu trennen, doch ließ er seinem Braunen den Willen, als der zurückgebliebene Reisegefährte ihn hier erreichte und das Pferd dem ihm vertrauten brabantener Rappen des andern folgte.

Langsam ritt er an der Seite des Freundes zu Thale.

Beide schwiegen und weideten das Auge an dem Gemälde, das sich mit wachsender Pracht vor ihnen aufthat.

Die sieghafte Sonne näherte sich, als sie das Dorf Winzer erreicht hatten, dem westlichen Horizonte und breitete über ihn hin einen Fächer von goldenen Strahlen. Die grauen Wolkengebilde in der Höhe, die ein leiser Windhauch vor sich hintrieb, umsäumten sich mit güldenen Rändern. Reich und prächtig wie Smaragd und Chrysopras schimmerte das vom Regen erfrischte junge Grün, und die eben erst aufgeschossenen Himmelschlüssel und andere zeitige Frühlingsblumen am Saume des Weges und auf den Wiesen glänzten in helleren Farben als im Lichte des Mittags. Die frischen, vollen Tropfen an Blatt und Blüte gleißten und glitzerten im Scheideglanz der Sonne.

Jetzt ließ sich auch Regensburg sehen.

Die turmreiche Stadt wurde von einem feuchten Dufte umwoben, den der Nachglanz des Sonnenballs mit kaum merklich zarten Rosatönen färbte. Glockenklänge von den Zwillingstürmen des Doms und des Stifts Niedermünster, von St. Emmeram rechts und von den Dominikanern links hallten dazu in dieser Feierstunde der Natur und

des Menschentreibens, kaum vernehmbar und oft genug in der Ferne verebbend, dem Heimkehrenden entgegen.

Einem unwillkürlichen Antriebe gehorsam, lüftete Wolff Hartschwert den Hut.

Im Schutze der Mauern dieser ehrwürdigen Stadt hatte er als Knabe gespielt, die Schulzeit und das Studium vollendet und schon früh das erste schnellere Klopfen des Herzens gefühlt.

Hier war es ihm zuerst vergönnt gewesen, zu erproben, was er an Kenntnissen in der Poetenschule und in der edlen Musika erworben.

Bis zum einundzwanzigsten Jahre war er in Regensburg verblieben, dann hatte er sich in die Welt hinausgewagt, und nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte er heute wieder heim.

Aber war der stattliche Ort da vor ihm denn wirklich seine Heimat?

Schon als er ihn vorhin von der Höhe aus erblickte, hatte diese Frage seinen nachdenklichen Sinn beschäftigt.

Geboren war er nicht an diesem Strome, sondern am Main.

Was ihm in Regensburg das Liebste gewesen: die braven Leute, die ihn vom vierten Jahre an wie das eigene Kind auferzogen hatten, die Frau, die ihn geboren, und die vielen anderen, denen er Gutes verdankte, waren nicht mehr.

Aber warum hatte er der Mutter, die doch sonst im Liebeskreis des Menschen den Mittelpunkt bildet, und deren Person jeder andern voransteht, nicht zuerst gedacht, nun er sich der Stätte näherte, wo sie unter dem Rasen ruhte?

Mit leisem Vorwurf legte er sich diese Frage vor; den rechten Grund aber gestand er sich nicht ein.

Als der Ruf hierher ihn in Brüssel erreicht hatte, war er froh bereit gewesen, ihm zu folgen; ja wie ein hohes Glück hatte er es empfunden, den guten Ort wiederzusehen, nach dem er nie aufgehört hatte sich zu sehnen. Und doch! Je näher er ihm kam, desto banger schlug ihm das Herz.

Während ihn bald nach Mittag der Regen durchnäßt hatte, war er frei von Mißbehagen geblieben, weil ihm köstlich sonnige Zukunftsbilder vorgeschwebt hatten; als aber der Himmel sich lichtete, waren sie zusammengeschrumpft, und die Frage, wie die Entscheidung, der er entgegenritt, ausfallen würde, hatte alles andere in den Schatten gedrängt.

Jetzt that das Bild der Stadt sich voll vor ihm auf, und wie er auf den Dom schaute, dessen durchbrochene Türme dem Rosenrot des Himmels gestatteten, sie zu durchleuchten, ging das Herz ihm wieder auf. Dazu schaute er mit dankbarem Entzücken auf den grünen Frühlingsschmuck seiner Heimat und auf die Pracht, mit der sie ihn, den Rückkehrenden, begrüßte.

„Ist es nicht schön hier?“ frug er, indem er plötzlich das Schweigen brach, den Geiger Massi, der an seiner Seite ritt, und war ihm dann im stillen dankbar, als er nach einem kurzen „Recht artig“ ihn nicht weiter mit Reden störte.

Es war so schön, dem ihm wohlvertrauten Glockengeläute zu lauschen, dessen reiner Schall seine Wanderung durch Jugend und Kindheit mit freundlichem Wohllaut begleitet hatte. Dabei bemächtigte sich seiner jene Stimmung, bei

der ihm die besten musikalischen Gedanken kamen. Ungerufen drängte sich ihm eine neue, des Festhaltens werte Tonreihe auf, und die erregte Einbildungskraft zeigte ihm in ihrem Gefolge sich selbst und neben ihm erst ein übermütiges, frohgemutes Kind und dann eine Mädchengestalt in der ersten knospenden Anmut der Jugend. Er meinte sie singen zu hören, und alte, nie vergessene Liederklänge verdrängten schnell die eigenen musikalischen Gedanken.

Jeder Ton von den frischen roten Lippen des lieblichen Blondkopfes rief eine neue Erinnerung in ihm wach. Vergangenes wurde wieder in ihm lebendig, und ohne sein Zuthun verwandelte sich in seiner Vorstellung das Kinderbild, dessen er gedacht, so oft er sich der Regensburger Jugendzeit erinnert, in das einer holdseligen Braut mit dem Myrtenkranze auf dem welligen Haare; neben ihr aber sah er sich selbst mit dem Hochzeitsstrauß am fein geschlitzten sammetnen Festwams.

Unwillkürlich griff er nach dem Mantelsacke, in dem das beste Geschenk ruhte, das er in Brüssel für diejenige erworben, deren Person ihn mit stärkerer Anziehungskraft als alles andere nach Regensburg zurückgezogen hatte. Wenn alles gut ging, konnte er sie vielleicht heute schon mit gutem Rechte sein eigen nennen.

Diese Zukunftsbilder erweckten ein so frohes Glücksgefühl in seiner jungen Seele, daß der Geiger Massi seinen wenig beweglichen Zügen ansah, was in ihm vorging.

Mit einem munteren „Nun, Kavalier!“ weckte er den stets gefälligen Kollegen und Reisegefährten aus dem Traume, und als jener sich ihm auffahrend zuwandte, fuhr Massi heiter fort: „Wem es auch so gut würde,

sein Haus und die Seinen wiederzusehen! Euch scheint der Anblick der leuchtenden Türme und Dächer dort ins Herz zu lachen, Kavalier, und bei Unserer lieben Frau, Ihr habt wohl Grund, ihr eine Kerze und mehr zu stiften; denn Eurer wartet in Regensburg außer anderen herzerfreuenden Dingen eine stattliche Erbschaft."

Hier stockte er; denn der sonnige Glanz verschwand zugleich mit dem des Himmels von dem Antlitz seines Gefährten.

Wie zur Entschuldigung fuhr der Geiger darum fort: „Einiger Kummer geht dem Erben immer voran, und wer weiß, ob Fama nicht auch in Eurem Falle der üblen Gewohnheit folgte, zu lügen oder aus der Mücke einen Elefanten zu machen."

Da zuckte Wolff Hartschwert leise die Achseln und versetzte gelassen: „Mit der Hinterlassenschaft ist es schon richtig, Massi, und ebenso mit dem Kummer; doch auch von Euch mich ‚Kavalier' nennen zu hören, ist mir zuwider. Laßt das künftig sein bleiben, wenn wir vertraulich beisammen sind. Für die anderen bleib' ich natürlich der Kavalier oder Junker. Ihr wißt ja, wozu es verhilft, wenngleich Euer Wort: ‚Ritterstand ohne Land, eher Last als Lust' nur zu wahr ist. Was die Erbschaft angeht, so setzte mich ein alter Freund allerdings in sein Testament ein, — doch für groß dürft Ihr, was mich erwartet, nicht halten. Der es mir zuschrieb, war ein schlichter, mäßig begüterter Mann, und ich selbst soll erst in den nächsten Tagen erfahren, was mir außer seinem bescheidenen Hause noch zufiel."

„Je mehr es wird, desto herzlicher will ich's Euch gönnen," rief der Geiger und schaute dann nach den anderen aus.

Wolff that das gleiche und wandte das Roß.

Wenn er die Zurückbleibenden nicht antrieb, mußte man ihnen das Thor erst öffnen, das man bei Einbruch der Dunkelheit verschloß; denn die fünf Kriegsknechte, die ihnen das Geleit gegeben hatten, meinten schon zu Winzer das Ihre gethan zu haben und ließen es sich in dem guten Gasthofe dort wohl sein.

Die Fuhrknechte hatten übrigens die Peitsche schon wacker gebraucht, doch war es für sie nichts Leichtes gewesen, rasch vorwärts zu kommen; denn der Regen hatte den Weg durchweicht, und Reit- und Zugtiere waren schwer ermüdet durch die weite Reise von Brüssel nach Regensburg, die sie in schnellen Tagesfahrten zurückgelegt hatten.

Der Zug der Reiter und Wagen war von kaum absehbarer Länge; denn er umfaßte die gesamte weltberühmte Kapelle Kaiser Karls und den Knabenchor der Königin Marie.

Nur die ersten Dirigenten fehlten.

Der Kapellmeister Gombert hatte Brüssel später verlassen als die anderen und war mit Kurierpferden den übrigen nachgeeilt. Vor einer Stunde hatte er sie eingeholt und den Knabenchormeister Appenzelder, der sich ungern von den ihm anvertrauten jungen Sängern trennte, mit in seinen Wagen genommen. Was die übrigen Reisenden anging, so hatte die Königin von Ungarn und Don Luis Quijada sich in ihrer Zahl stark verrechnet; denn sie überstieg die hundert nicht unbeträchtlich. An die Weiber und Kinder, die die hieher Berufenen begleiteten, hatten beide allerdings nicht gedacht.

Die meisten Frauen waren Lebensgefährtinnen der Musiker, die die Gelegenheit benützten, um ein Stück

Welt kennen zu lernen. Andere wollten sich aus Liebe oder Eifersucht nicht von den Gatten trennen. Die kleinen Kinder waren mitgenommen worden, weil die reiselustigen Mütter, die wie ihre Männer aus aller Herren Ländern stammten, niemand in Brüssel besaßen, der sich ihrer hätte annehmen mögen.

Besonders die Eifersüchtigen hatten sich nicht ohne triftigen Grund dem Zuge angeschlossen; denn in dem ersten langen, mit leinenen Planen bedeckten Wagen ging es ausgelassen genug her.

Wolff und seinem Begleiter scholl aus seinem dämmerigen Innern helles Gelächter und lautes Gekreische entgegen. Jüngere Männer und reiselustige Frauen kauerten dort in buntem Durcheinander im Stroh, das den Boden des Fuhrwerks bedeckte. Daß die großen Weinkrüge, die „als des Kaisers Wegzehrung" mitgenommen worden waren, wacker Zuspruch erfahren hatten, ließ sich an der ausgelassenen Stimmung der Reisenden erkennen.

In dem zweiten Fuhrwerke, einer großen, zwischen vier Rädern schwebenden, von einem Viergespann gezogenen Arche, saßen ernste, ältere Virtuosen schweigsam und nach der langen schaukelnden Fahrt in mehr oder weniger üblem Befinden einander gegenüber. Sie und die übrigen Wagenfahrer zeigten sich froh überrascht über die Nachricht, daß das Reiseziel jetzt schon erreicht sei. Kopf an Kopf schauten sie aus dem offenen Linnengewölbe, das das erste Fuhrwerk überspannte, hervor oder drängten sich an den kleinen Fenstern der Kutsche zusammen, um Regensburg zu sehen.

Auch die alte neapolitanische Kinderfrau, die eben noch den anderen zukünftige Dinge aus den Karten ver-

kündet, ließ sie liegen und lugte ins Freie. Bei alledem ging es besonders in dem zweiten Planwagen bunt genug her; denn dort mischte sich das muntere Jauchzen der Mitglieder des Knabenchors, von denen nur die Hälfte zu Pferde reiste, in das laute Reden der Weiber, in das Geschrei der Säuglinge und das Gebell der Hunde.

Das Stöhnen zweier erkrankter jungen Sänger wurde übertönt und von niemand beachtet. Nur die mitleidige Frau des alten Paukenschlägers trocknete den ernstlich leidenden Chorknaben bisweilen die perlende Stirn oder stützte ihnen den Kopf.

Diesen Planwagen folgten andere, in denen die Instrumente der Musiker Platz gefunden hatten. Etliche Mitglieder der Kapelle hatten sich von den ihren nicht trennen mögen, und hinter dem Sattel manches berittenen Virtuosen oder Knechtes war ein Geigenkasten oder ein unförmiger Sack angebunden, der ein anderes Instrument den Blicken entzog.

Eine ziemliche Anzahl der Musikanten umgab auf Rossen oder Maultieren den zweiräderigen Karren, den der Genter Hembeize, der Zahlmeister der Kapelle, mit seiner dicken Gattin inne hatte.

Stumm und übel gelaunt bekümmerte sich das wohlbeleibte, eng zusammengedrängte Paar weder um einander, noch um seine Umgebung, seit Frau Olympia, die Tochter eines Waffelbäckers, sich herausgenommen hatte, den Gatten gewaltsam aus dem ersten Wagen zu ziehen, in dem er der hübschen jungen Frau eines Klarinettenbläsers einen Besuch abgestattet.

Wolff trieb, wo er sich zeigte, die Reiter und Fuhrknechte zur Eile an, und so gelang es der musikalischen

Karawane samt ihren unrechtmäßigen Begleitern, das Thor vor dem Schluß zu passiren.

Hinter ihm wurden die Reisenden von Quijada, von dem kaiserlichen Kammerdiener Adrian Dubois und einigen Furieren in Empfang genommen, die inzwischen für ihre Unterkunft Sorge getragen.

Der Haushofmeister begrüßte die Virtuosen mit würdevoller Herablassung, Wolff mit vertraulicher Freundlichkeit. Auch Meister Adrian, der Kammerdiener, schüttelte ihm und Massi, die „erste Geige“ der Kapelle, herzlich die Hand. Endlich ritt Don Luis an den Regensburger heran und teilte ihm mit, daß die Königin von Ungarn ihn morgen früh zu sprechen wünsche, und daß auch er bei nächster Gelegenheit etwas Wichtiges mit ihm zu bereden habe. Dann lieh er den Klagen der Furiere das Ohr.

Diese Leute, die ihres Amtes mit großer Rücksichtslosigkeit walteten, waren der Meinung gewesen, für sämtliche Ankömmlinge gesorgt zu haben, doch erkannten sie, als sie ihre Häupter zählten, daß die Quartierzettel nur für die Hälfte reichten. Ihr Versuch, sich mit der Unterkunft der mitgenommenen Ehefrauen nicht zu befassen, scheiterte indes an dem kräftigen Eintreten des Zahlmeisters und an einem bestimmten Befehle Quijadas.

Natürlich war es ihnen unter diesen Umständen willkommen, daß der Kavalier Wolff Hartschwert ihnen seinen Zettel zurückgab; war doch das von dem Kammerdiener für ihn bestimmte Gemach im „Kranich“ geräumig genug, um ein halbes Dutzend Weiber aufzunehmen.

Der Heimkehrende bedurfte hier, wo er zu Hause war, keiner fremden Herberge.

Da er sich indes von den Spuren des langen Rittes zu säubern wünschte, bevor er das eigene Heim betrat und sich derjenigen zeigte, um deretwillen er sich gern von Brüssel getrennt hatte, ersuchte er den Geiger Massi um die Erlaubnis, sein Zimmer im „Roten Hahn“ auf kurze Zeit mit zu benützen.

Meister Leonhard Leitgeb, der Wirt, und seine rührige Hausehre empfingen Wolff als Nachbarsohn und alten Bekannten. Nachdem sie aber ihm und Massi die für sie bestimmte geräumige Stube geöffnet hatten und nun die Treppe hinunterstiegen, schüttelte die Hahnwirtin den Kopf und sagte: „Ein braver Bub mit guten Gaben war er ja immer, fiele aber dem armseligen Rittersohne auch eine Herzogskrone auf das dünne Haar, für einen rechten Edelmann würd' ich ihn doch nimmer erachten.“

„So laß es sein bleiben,“ versetzte der Wirt. „Uebrigens fällt der brave Bursch seit der Erbschaft doch schwerer ins Gewicht. Wollt' er um unserer Kattl willen hier anklopfen, — ich weiß, wer ihn nicht draußen stehen ließ'.“

„Ich ganz gewiß nicht,“ lachte die Wirtin. „Hör aber nur, was das Leibwächtervolk drunten sich wieder herausnimmt!“

Indessen machte sich Wolff eifrig mit der eigenen Person zu schaffen.

Massi hatte sich auf dem dünnen Polster ausgestreckt, das den Sitz der Holzbank im Erker bedeckte, und streckte die Füße weit von sich.

Als er den Regensburger beim Ordnen des schlichten hellblonden Haares sich des kleinen Handspiegels fleißig bedienen sah, richtete er sich auf und sagte: „Nichts für ungut, Kavalier; wenn ich aber des strahlenden Angesichts

gedenke, mit dem Ihr unterwegs von der Höhe aus, wo Ihr vor Sonnenuntergang hieltet, in das Donauthal schautet, und nun mit ansehe, wie emsig Ihr Euch um die Zier Eures äußern Menschen bemüht, will es mir dünken, als gäb' es in dieser guten Stadt dies oder das, dem Ihr holder seid als allem, was Ihr in Brüssel zurückließt. Das versteht sich ja auch in Euren Jahren von selbst, wenn anders ein Weib dahinter steckt, wie ich vermute. Ich an Eurer Stelle wüßte wohl, was ich thäte. Mit Peitschen treibt mich die Sehnsucht oft nach Spanien zurück. Ich vertraute Euch schon, warum ich dort mein braves Weib in unserem Anwesen zurückließ. Noch etliche Jahre im Dienst, und das Ersparte wird samt dem Gnadengehalt ausreichen, uns dort zu ernähren und für unser Töchterchen ein kleines Heiratsgut beiseite zu legen. Hab' ich aber das Nötige beisammen, kehr' ich, so lieb mir auch die Musika ist, und wie gewiß ich auch weiß, einen Kapellmeister wie unseren Gombert nie wieder zu finden, am nämlichen Tage der Kapelle und dem Brüsseler Hofe den Rücken. Noch wißt Ihr nicht, Junker, mit wie hartem Zahn die Sehnsucht den Menschen, den das Schicksal verdammte, getrennt von den Seinen zu leben, die Seele zernagt. Dieser Ort nun ist Eure Heimat und Euch wert über alles. So baut Euch denn hier ein trauliches Nest mit derjenigen, die Ihr im Sinne tragt."

„Wie gern thät' ich's," unterbrach ihn der andere; „doch ob es angeht, wird sich erst in diesen Tagen entscheiden."

„So?" versetzte Massi gedehnt und schaute kurze Zeit nachdenklich zu Boden. Dann rief er Wolff seinen Namen mit echt freundschaftlicher Wärme entgegen und fuhr

freimütig fort: „Ein wie lieber Gesell Ihr mir seid, müßt Ihr ja wissen. Aber gerade deswegen bleib' ich bei meinem Rate. 's ist nicht nur wegen des Heimwehs... An Eure Stellung bei Hofe denk' ich vielmehr, und sie — laßt mich offen sein! — sie ist eines Edelmannes und so tüchtigen Meisters nicht würdig. Die Frau Statthalterin ist Euch gnädig gesinnt, und Ihr rühmtet ja ihre offene Hand; — doch ob Ihr auch nur selbst wißt, wie das Amt heißt, das Ihr bekleidet? Mehr als genug legt es Euch auf und doch, so weit ich sehe, nichts Ganzes. Auszunützen versteht man Euch trefflich. Ja wenn es allein dem Musiker gelte! Aber bald macht sie Euch zum Sekretär und läßt Euch ganze Tage mit Briefschreiben vergeuden und Euch büßen, daß Ihr so viele Sprachen trefflich erlerntet, bald müßt Ihr bei dem Aufführungskrimskrams einspringen, und Euer reiches Wissen wird fleißig benützt, wo es gilt, mythologische Figuren und neue Anspielungen für die Schaustellungen zu finden, bei denen wir Musik zu machen haben. Das gibt der Mühewaltung genug, aber andere ernten den Ruhm. Neulich ließ sogar der Bischof von Arras, was er Euch französisch diktirte, auf deutsch niederschreiben, obgleich Ihr doch im Dienste der Frau Statthalterin steht und Ihr gerade damals für den Knabenchor die alten Kirchengesänge umzusetzen hattet. Für solche Handlangerdienste ohne rechten Dank seid Ihr mir schade. Ja, wenn Ihre Majestät eine fette Pfründe auf Euch übertrüge oder Euch zum kaiserlichen Rat ernennen wollte, der über dem Musikwesen in den Niederlanden steht! — Verzeiht, Kavalier! Aber wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, und mit Eurer allezeit bereiten Gefälligkeit kommt Ihr zu

Schaden; denn je schwerer ein Ding sich gewinnen läßt, desto höher steht es im Preise. Ihr machtet Euch zu billig am Hofe. Hier zu Lande weiß man einen in der niederländischen, italienischen und deutschen Musik gleich bewanderten Mann ganz gewiß höher zu schätzen. Als Kontrapunktist steht Ihr Meister Gombert wenig nach, und dazu spielt Ihr so viele Instrumente, wie Ihr Finger an der Hand habt. Wir alle lassen uns gern von Euch dirigiren, weil Ihr es mit feinem Geschmack und Verständnis thut und dazu mit einer Kraft, die man Euch kaum zutrauen sollte. An Gönnern fehlt es Euch nicht. Seht Euch, ob hier oder wo anders, nach einem Kapellmeisterposten um. Gombert möchte de Hondt, um sich ein wenig zu entlasten, von Antwerpen nach Brüssel ziehen. Seine Stelle wäre für Euch die rechte, wenn Ihr hier, wo Ihr ein eigenes Haus, und anderes habt. was Euch fesselt, nichts findet, was Eurer würdig."

„Hier," versetzte Wolff, „müßte ich doch wohl, um anzukommen, einen andern verdrängen, und das widersteht mir."

„Mit Unrecht," fuhr der Geiger hier auf. „Der Lauf der Welt bringt es nun einmal mit sich, daß der Stärkere — und das seid Ihr — dem Schwächeren voran kommt. Lernt doch endlich von dem bescheidenen Zurückstehen lassen und die Ellenbogen gebrauchen!"

„Das Drängen und Stoßen," fiel ihm Wolff hier in die Rede und zuckte leise die Achseln, „liegt nun einmal nicht in meiner Art. Seit ich hoffen darf, der Sorge um das tägliche Brod ledig zu werden, bin ich übrigens ohnehin willens, den Hof zu verlassen und mir daheim ein bescheidenes Glück in einem bestimmteren Pflichtenkreise zu

suchen. Seht, Massi, gerade wie mit den anderen Dingen, geht es auch mit uns Menschen. Da schneidet mein Knecht mit seinem derben Messer den Strick dort vom Bündel. Eins, zwei, drei ist der Inhalt verteilt, und wie mühsam war es, ihn zusammenzubringen und gut zu verpacken. So bedarf es, um mich vom Hofe zu trennen, nur eines Wortes; mit dem Wiederanknüpfen steht es aber anders. In dieser Stadt änderte sich viel, seit ich fortzog, und manche Hand, die beim Abschied die meine drückte, ist nicht mehr oder würde sich mir vielleicht geflissentlich entziehen; schon weil ich katholisch bin und es auch hier unter den Evangelischen zu bleiben gedenke. Dazu — leg die Rolle auf den Tisch, Janche! — dazu hängt, wie Ihr schon hörtet, die letzte Entscheidung nicht von mir selbst ab. Behutsam, Jan! Das Päckchen dort ist zerbrechlich!"

Dieser Ruf galt dem niederländischen Knechte Wolffs, der den Ledersack seines Herrn eben auspackte.

Massi bemerkte, daß was da hervorkam, meistenteils kaum für den Gebrauch eines Mannes bestimmt sein konnte, und indem er auf ein Stück flandrischen Sammet wies, bemerkte er heiter: „So riet ich also doch richtig. Auch hier haben Lippen zu entscheiden, auf denen kein Bart wächst."

Da errötete Wolff wie ein Mädchen; der Geiger aber fuhr, nachdem er kurze Zeit auf die Bestätigung seiner Vermutung gewartet hatte, ernster fort: „Es kommt mir nicht zu, mich in Euer Geheimnis zu drängen. Jeder in seiner Weise, und es wunderte mich oft, wie einer, der sich anderen so gern dienstlich erweist, so ungesellig den eigenen Weg geht. Ob Ihr wohl je den Freund teilen laßt, was Euch bewegt?"

„Euch gegenüber," erwiderte Wolff, „hätt' ich es manchmal gern gethan, doch eine stille Scheu hielt mich immer davon zurück. Was kann aber anderen auch gelten, was einem einsamen, stillen Menschen von meiner Art begegnet? Viel Reden ist nicht meine Sache, doch Hand und Kopf für einen zu rühren, der mir so wert ist wie Ihr, dazu sollt Ihr mich immer bereit finden, Massi."

„Das gabt Ihr mir schon zu erfahren," versicherte der Geiger, „und oft erfüllt es mich mit eitel Bewunderung, woher Ihr die Zeit nahmt für andere, ohne das eigene Ding zu vernachlässigen, nur einem schönen Dank zu Gefallen, so Ansehnliches zu leisten. Weil Ihr der Weiber nicht achtet, meinte ich, brächtet Ihr es fertig; doch Euch helfen wohl andere Kräfte; denn wenn es ein paar schöne Augen sind, deren Wink Ihr eine so wichtige Entscheidung anheimgebt . . ."

„Laßt das," unterbrach ihn Wolff in bittendem Ton und erhob beschwichtigend die Hand. „Mit dem alten Terentius bekenn' ich willig, daß nichts Menschliches mir fremd ist. Sobald es zur Entscheidung kam, geb' ich Euch, doch Euch allein, wohl auch etwas Mehreres zu hören. Jetzt aber nehmt meinen Dank für den wohlgemeinten Rat und die Aufnahme in Eurem Zimmer. Auf morgen früh. Dem Kapellmeister Gombert und auch dem Knabenchordirigenten versprach ich, ihnen zur Hand zu sein, und so sehen wir uns wohl bei der Probe. Schau in den Stall, Janche, ob der Hausknecht den Braunen auch tüchtig abrieb. Was die Rollen und Päcklein hier angeht . . ."

„Ich helfe sie Euch tragen," rief der Geiger und griff nach den Schuhen; Wolff aber erwehrte sich lebhaft

seiner Dienstfertigkeit und ging hinaus, um den „Gastgeb“ zu bitten, ihm einen Knecht mitzugeben.

Die Dienerschaft des überfüllten „Roten Hahnes“ hatte indes alle Hände voll zu thun, und es wurden darum das neunjährige Söhnlein des Leitgebschen Paares sowie die beiden etwas jüngeren Buben seines Küfers, die noch nicht zur Ruhe gegangen waren, mit dem Trägeramte betraut.

Wie drängten sie sich, etwas zu verrichten, was Erwachsenen zukam, und als Wolff ihnen beschrieb, wohin das Mitgebrachte gehörte, half Frau Leibgebin verständnisvoll mit und schärfte den Kindern ein, die kostbaren Pakete fein behutsam zu tragen. Im ersten Stocke des Kantorhauses sollten sie den Klopfer nicht schonen; denn das Gehör der alten Ursel wäre nicht mehr das feinste, und seit vorgestern — ihr Kathl hätte es heimgebracht — stünd' es mit ihr nicht zum besten. „Und etwas von dem seltenen Gut,“ schloß die Wirtin, „folgt dem Junker doch sicherlich hinauf zu den Blombergs. Da geht es den alten schiefen Gang weiter; was aber das Wawerl, die Jungfrau Barbara sollt' es schicklicher heißen — angeht, da wird der Herr Junker Augen machen . . .“

Hier wurde sie in die Küche gerufen, und Wolff folgte seinen kleinen Boten auf die Straße.

Drittes Kapitel.

Das Kantorhaus war vom „Roten Hahnen" aus mit wenigen Schritten erreichbar, und Wolff kannte jeden Stein in der Straße, die nach dem Gasthofe benannt war. Doch gerade dieser Umstand hielt ihn auf; denn auch das Kleinste, was sich während seiner Abwesenheit verändert hatte, fiel ihm ins Auge.

Schon in dem ihm wohlbekannten Wirtshause war ihm aufgefallen, daß am Eingangsthore das bunte Standbild der Mutter Gottes mit dem Kinde samt dem Lämplein ihm zu Häupten nicht mehr da war. Aus der Gaststube waren die Heiligenbilder und besonders auch das Gemälde verschwunden, das sich ihm schon als Knaben — gleichsam als Wahrzeichen des Hauses — ins Gedächtnis geprägt hatte. Ein großer roter Hahn, der dem Apostel Petrus mit weit geöffnetem Schnabel entgegenkrähte, war darauf zu sehen gewesen.

Dies ehrwürdige Werk eines alten Künstlers hätte erhalten bleiben sollen, zu welcher Lehre sich auch die Leitgebs nunmehr bekannten! Sein Verschwinden berührte den Heimkehrenden peinlich.

Es trieb ihn auch, nachzusehen, ob das Marienbild

mit den Schwertern im Herzen, das noch bei seinem Abschied der Arche, dem großen Haus an der Ecke des Haidplatzes, zur Zier gereicht hatte, dem gleichen Schicksal verfallen; und dieser fromme Zeuge der Vorzeit war der Bilderscheu der Anhänger des neuen evangelischen Glaubens gleichfalls zum Opfer gefallen. Auch das that ihm leid, und es drängte ihn, sich von Straße zu Straße, von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Kloster, von einer jener Kapellen, die in keinem großen Hause seiner Vaterstadt fehlten, zur andern zu begeben, um sich zu überzeugen, was der Glaubenseifer sonst noch vernichtet; doch er mußte sich eilen, wenn er von denjenigen, nach denen es ihn in der Heimat am meisten verlangte, noch empfangen werden wollte.

Im „Goldenen Kreuz“ gegenüber der Arche sah er die Fenster des ersten Stockes hell erleuchtet.

Hier wohnte Kaiser Karl und wahrscheinlich auch seine königliche Schwester. An sie hatte er das Herz mit jener Treue gehängt, mit der er bisher an jedem festgehalten, dem er etwas Gutes verdankte. Wolff kannte auch die Gesinnung ihres königlichen Bruders, und da er an einem der Fenster eine Männergestalt wahrnahm, die sich regungslos und mit der Hand an der Stirn an den Pfeiler lehnte, und in ihr den Kaiser zu erkennen meinte, vergegenwärtigte er sich, wie tiefe Empörung ihn beim Anblick der Veränderungen, die hier in den fünf Jahren seiner Abwesenheit vorgenommen worden waren, ergriffen haben mochte.

Aber Kaiser Karl war nicht der Mann, was seinen Groll erweckte und was er scharf mißbilligte, straflos hingehen zu lassen.

Wolff ahnte, daß die Zeit, in welcher der Mann dort am Fenster, der so viele Siege erfochten, mit den Schmalkaldnern, den verbündeten Protestanten Deutschlands, abrechnen würde, nicht fern sei, und seine Einbildungskraft umgab ihn mit einer beinahe mystischen Macht.

Gewiß würde es ihm gelingen, der evangelischen Fürsten Herr zu werden; war aber das stählerne Schwert die rechte Waffe, um diese aus den Grundtiefen des deutschen Wesens erwachsene Bewegung der Geister zu töten? Er kannte die überzeugten, hartnäckigen Bekenner der neuen Lehre; denn auch für ihn hatte es eine Zeit gegeben, in der sein junges Gemüt sich ihr hingeneigt hatte.

Seitdem waren indes Dinge geschehen, durch die er mit unzerreißbaren Banden an den alten Glauben gefesselt worden war. Der sterbenden Mutter hatte er geschworen, der heiligen Kirche treu zu bleiben, und den Eid redlich gehalten. Seinem bescheidenen Sinne fiel es nicht schwer, sich mit der Zuschauerstelle im Schauspiele des Lebens, die er einnahm, zu begnügen. Zum Streiten war er nicht geboren, und von dem Sitze aus, auf den er sich zurückgezogen hatte, meinte er erkannt zu haben, daß die Last des Daseins sich leichter trug und der einzelne eher nicht nur zu äußerem Behagen, sondern auch zu innerer Ruhe gelangte, wenn er der Kirche mancherlei anheimgab, was der Evangelische im eigenen Inneren ins reine bringen muß. Als solcher hätte er auch Schönes und Großes entbehrt, was ihm, dem Künstler, der alte Glaube täglich gewährte.

In Regensburg war man anders gesinnt.

Der Abfall von der römischen Kirche, der ihm verwerflich erschien, galt hier für eine jedes Opfers würdige heilige Pflicht.

Das drohte ihn in neue Seelenkämpfe zu verwickeln, und weil er solche fürchtete wie der Nachtvogel den Sonnenschein, blieb er nachdenklich stehen und fragte sich, ob er nicht von vornherein dem Verlangen entsagen sollte, in diesen gefahrvollen Boden neue Wurzeln zu schlagen.

Eigentlich fesselte ihn ja auch nur noch eins an Regensburg, und das war keineswegs das ererbte feststehende Haus, sondern ein blutjunges Menschenkind, und noch dazu ein recht bewegliches, von dessen Entwicklung und Schicksalen er während seiner Abwesenheit nichts erkundet hatte, als daß es noch die Hausfrau keines andern geworden. — Vielleicht war sie, die nach seiner Empfindung in ganz Regensburg nicht ihresgleichen gehabt hatte an Liebreiz und musikalischer Begabung, auch nur frei geblieben, weil sie das Versprechen hielt, das sie ihm als Sechzehnjährige beim Abschied gegeben. Auf ihn zu warten und die Seine zu werden, wenn er als gemachter Mann heimkehren würde, hatte sie ihm, wenn auch nur in ihrer kindlich übermütigen Weise, verheißen. Trotzdem schien es ihr nun doch wie ihm selbst heiliger Ernst gewesen zu sein mit dem frühen Verlöbnis.

Diese schöne Hoffnung drängte jede andere Erwägung tief in den Schatten. Hatte Barbara ihm aber Treue gehalten, so wollte er es ihr lohnen. Wo er dann auch das Nest mit ihr baute, war das reichste Glück ihm gewiß. Darum blieb er dabei, von ihrem Empfange seine Entschlüsse für die Zukunft abhängig zu machen.

Nur frug es sich, ob es nicht für heute schon zu spät geworden war, sie und ihren Vater, der mit den Hühnern zu Bette ging, noch aufzusuchen.

Aber die neue Uhr auf dem Jakobsplatz ließ durch die

Abendstille nur neun Glockentöne vernehmen, und da er seine Geschenke sich vorausgeschickt hatte, mußte er ihnen auch folgen.

Das Kantorhaus, das schnell erreicht war, durfte er jetzt als sein eigenes betrachten. Ob es auch im tiefsten Dunkel ruhte, schaute er doch zu dem schmalen, hohen Bauwerk mit den Spitzbogenfenstern und mit der Konsole, die das aus Sandstein gehauene Bild der heiligen Cäcilie trug, so aufmerksam in die Höhe, als könnte er jede Butze in den Fenstern, jede Verzierung an den geschnitzten Balkenköpfen erkennen.

Im ersten Stockwerk, das über das Erdgeschoß in die Straße hinausragte, war alles finster; doch aus dem kleinen Fenster über dem Kellerhals drang ein leiser Lichtschimmer, und — das war die Hauptsache — der Erker im zweiten Stocke war noch erleuchtet.

Dort weilte diejenige, die er suchte, bei ihrem Vater, während unter ihr die frühere Wohnung des Kantor- und Organistenpaares lag, das ihn auferzogen hatte, und dessen Erbe er nach dem Hingang der Alten geworden.

Hier wollte er sein Quartier in der Kammer aufschlagen, die er als Schüler bewohnt, in der er gelernt, musizirt, sich in der Kompositionskunst geübt und versucht, und in freien Stunden auch ein wenig gezeichnet und gemalt hatte.

Die alte Ursel hütete, wie er durch das Schreiben des Gerichts wußte, das ihn von seiner Erbeinsetzung in Kenntnis setzte, das ihm zugefallene Gut.

Mit welcher Freude würde die alte Magd, die treue Seele, die mit der Mutter und mit ihm, dem vierjährigen Büblein, vor zweiundzwanzig Jahren nach Regensburg

gekommen war, ihm ein Bett richten und am Herd wieder die Pfannkuchen backen, die sie als sein Leibgericht kannte.

Der Gedanke an die Begrüßung, die ihm von ihrer Seite bevorstand, verdrängte die Bangigkeit, mit der er den Fuß auf die erste der drei Stufen setzte, die zu der Schwelle des Hauses hinaufführten.

Den Klopfer brauchte er nicht zu rühren; denn ein schmaler, langer Lichtstreifen verriet, daß das Hausthor trotz der späten Stunde nur angelehnt war.

Jetzt hörte er auch eine Thür gehen. Das erweckte die Beklommenheit, deren er eben Herr geworden war, von neuem.

Wenn er Wawerl nun unten fand?

Diese Begegnung wäre ihm, so heiß er sich auch nach derjenigen sehnte, der die ganze Zärtlichkeit seines Herzens gehörte, dennoch zu schnell gekommen.

Uebrigens konnte gerade sie sich recht leicht im Erdgeschoß befinden; denn das erleuchtete Fenster neben der Thür war das der kleinen Hauskapelle, und seit der Firmelung hatte sie es übernommen, sie auszufegen, die Leuchter und Lampe zu putzen und in stand zu halten, die Väschen auf dem kleinen Altar mit Blumen zu füllen und das Muttergottesbild an den Marien- und anderen Festen mit Blumen zu schmücken.

Wie oft hatte er dem Kinde dabei geholfen und den Vater sie „seine kleine Mesnerin“ nennen hören!

Die Kapelle hier hatte eine größere Bedeutung für ihn gewonnen, als die Blombergs der Madonna mit dem Kinde, die er, der sich in allen Künsten versuchte, mit eigener Hand nach einem älteren Gemälde kopirt hatte, den Platz an der Altarwand einräumten.

Das war im Juli gewesen; wie aber zu Maria Himmelfahrt im August Barbara es mit einem schönen Gewinde von Sommerblumen bekränzte, und er ihr dabei übervollen Herzens Beistand leistete, war sein Kopf von ungefähr an den ihren gestoßen, und er hatte darauf die schmerzende Stelle, um sie zu trösten, dankbar und mitleidig geküßt. Noch vor kurzem war sie ihm, wenn er ihr einen Wunsch erfüllen oder eine Unthat vergeben sollte, unbefangen um den Hals gefallen, ohne je eine Erwiderung ihrer Zärtlichkeit zu erhalten. Diesmal war er der angreifende Teil gewesen und hatte eine unwillige Abweisung erfahren; während des kleinen Handgemenges, das nun folgte, war es Wolff indes warm ums Herz geworden, und sein Kuß hatte ihrem roten Munde gegolten. Dem ersten waren auch einige andere gefolgt, bis Schritte auf der Treppe den jungen Liebhaber von dem nur schwach widerstrebenden Mädchen trennten.

Jetzt erinnerte er sich jenes Vorganges, und die Wangen röteten sich ihm dabei von neuem. O, wenn ihm heute schon das Recht zu teil werden sollte, über diese widerspenstigen Lippen frei zu verfügen!

Mehr als einmal war er während der fünf Monate, die er nach jenem Ueberfall in der Kapelle noch in Regensburg geblieben, kühn genug gewesen, nach neuen Küssen zu trachten; aber immer vergebens und selten ohne eine derbe Zurechtweisung davon zu tragen; denn Barbara hatte ihren schwachen Widerstand in der Kapelle als schweres Unrecht empfunden. Unter den Augen des Gnadenbildes hatte sie etwas Verbotenes geduldet, und das war ihr so gottlos erschienen, daß sie es gebeichtet hatte und nicht nur streng getadelt, sondern mit einer Kirchenbuße belegt worden war

Das hatte Barbara nicht vergessen und ihn mit jungfräulicher Herbheit von sich fern zu halten gewußt, bis er ihr am Abend vor seiner Abreise den großen Goldthaler um den Hals hängte, den ihm sein Firmpate geschenkt.

Da war sie ihm, einer dankbaren Regung gehorsam, um den Hals gefallen; ihr die Lippen zu küssen, hatte sie ihm aber auch damals nicht wieder gestattet. Vielmehr war sie schnell von ihm zurückgetreten, um den Goldthaler aufmerksam zu betrachten, hatte seine Schönheit und Schwere gelobt und Wolff dann versprochen, wenn sie reich und er ein großer Herr geworden sei, ihm einen neuen Pokal, wie sie ihn bei den Wollers in der Arche, den reichsten ihrer begüterten Anverwandten, gesehen, aus lauter solchen Schaustücken zusammenlöten zu lassen.

Während Wolff sich jetzt dieser Verheißung erinnerte, verdroß sie ihn noch einmal.

Was hatte er alles von jener Abschiedsstunde erwartet: Das Gelübde ewiger Treue, ein festes Verlöbnis, glühende Küsse und eine zärtliche Umarmung. Aber statt auch nur eines von diesen schönen Dingen davon zu tragen, war er in Streit mit ihr geraten, weil er nichts von ihr geschenkt haben wollte und nur das Recht beanspruchte, sie seinerseits später mit Gaben zu überschütten.

Das hatte ihr gefallen, und als er in sie gedrungen war, ihm in die Hand zu geloben, auf ihn zu warten und die Seine zu werden, wenn er als gemachter Mann heimkehrte, hatte sie hell aufgelacht und versichert, sie sei ihm gut, und wenn er es wäre, der ihr verschaffte, wonach ihr nun einmal der Sinn stehe, ihr sollt' es recht sein.

Da war ihm das liebende Herz übergeströmt, und mit ihren beiden Händen in den seinen hatte er sie beschworen, von den hoffärtigen Gedanken zu lassen, ihm Treue zu halten und ihn nicht elend zu machen.

Das war dem stillen, gesetzten jungen Manne so heiß und stürmisch über die Lippen geflossen, daß dem jungen Geschöpfe ganz angst geworden war. Gewaltsam hatte sie ihm die Hände entzogen; als sie aber wahrnahm, wie weh ihr Sträuben ihm that, hatte sie ihm freiwillig die Rechte entgegen gestreckt und dabei gerufen: „Bring es nur draußen so weit, daß Du uns ein Haus bauen kannst, wie unser altes in der Kramgasse war, und es steht unter Dach und Dein ritterlich Wappen über der Thür, dann ziehen wir mitsammen dort ein, und es gibt ein Leben voll eitel Glück und Gesang."

Das war alles, was ihm das Recht gab, sie als seine Braut zu betrachten; denn nach einem kurzen Abschiedsgruß und einigen Kußhänden, die sie ihm von der Schwelle aus zuwarf, war sie dem Erkerstübchen und damit auch einer eindringlichen, wohlvorbereiteten Rede des Scheidenden über die Pflichten der Verlobten entronnen.

Dennoch hatte Wolff in Rom und Brüssel an der Ueberzeugung festgehalten, seiner warte in Regensburg eine teure Verlobte.

So lange seine Pflegeeltern lebten, war ihm durch sie vermeldet worden, wie es bei den Blombergs stand. Nach dem Tode des alten Paares hatte der Vater Barbaras die Fragen, die er ihm in einem Briefe vorgelegt hatte, in sehr unbeholfener Weise beantwortet und seine Tochter unter den Namen des alten Kapitäns einen

freundlichen Gruß geschrieben. Der war zwar nur ganz kurz gewesen, doch wenige feurige Liebesbriefe hatten wohl je den Empfänger glücklicher gemacht und waren zärtlicher an die Lippen gezogen worden.

Die Geliebte hieß noch Barbara Blombergin.

Das wog schwerer als ein ganzes Archiv voll langer Briefe.

Der Kapitän bewohnte, seitdem er, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, das Seinige schwer vernachlässigt hatte und daher sein eigenes Haus in der Kramgasse den Gläubigern zugefallen war, den zweiten Stock des Kantorhauses als Mietsmann. Barbara war damals noch klein gewesen. Jetzt hatte sie die Kinderschuhe ausgezogen, und seit sie sich allen Ernstes in der Gesangkunst unterweisen ließ, hatte der Alte die Instandhaltung der kleinen Kapelle übernommen.

Dergleichen stand dem sehr großen, breitschulterigen Manne mit den buschigen Augenbrauen, dem langen Zwickel und hoch aufgewirbelten Schnurrbart, der sich zu Tunis und im Türkenkriege den Ruf eines der unerschrockensten Helden erworben und schwere Wunden davongetragen hatte, zwar recht sonderbar an, doch wußte er die Spötter von sich fern zu halten und kümmerte sich überhaupt nicht um andere Leute.

Pünktlich stieg er jeden Abend die Treppe hinunter und verrichtete das übernommene Amt mit der peinlichen Sorgfalt einer sauberen Hausfrau.

Er war ein frommer Mann, und was er da vornahm, that er der heiligen Jungfrau zu Gefallen, weil der tollkühne alte Streiter ihr für mehr als eine Errettung aus drohender Todesgefahr verpflichtet war, und

weil er hoffte, daß sie es ihm an seinem Kinde vergelten würde.

Außerdem reichten seine Einkünfte nicht aus, eine eigene Magd zu halten, und der alten Ursel, die dem Kantorpaar gedient hatte, und um ein „Vergelt's Gott" die groben Arbeiten im zweiten Stocke verrichtete, konnte er nicht zumuten, sich auch noch um die Kapelle zu kümmern. Sie hatte genug zu thun, und seit drei Jahren hielt sie sich außerdem zu den Evangelischen und nahm das heilige Abendmahl in zweierlei Gestalt.

Das hätte ihn veranlaßt, jede Beziehung mit der Magd der alten Freunde abzubrechen, wenn das gute, dankbare Herz ihm nicht verboten hätte, ihr wehe zu thun. Außerdem war sie ihm und seiner Tochter kaum entbehrlich; denn es fiel dem wappenfähigen und ritterbürtigen Kapitän ohnehin sauer genug, die Anforderungen zu erfüllen, die sein Stand an ihn stellte.

Von den Einkünften des Holzhandels, der seine Vorfahren und noch seinen Vater und ihn selbst reichlich genährt hatte, erhielt er nur noch einen ganz geringen Anteil, seitdem er genötigt worden war, seine Teilhaberschaft am Geschäft zu verpfänden.

Trotz des Titels „Kapitän", mit dem ihn sein kaiserlicher Kriegsherr beim Abschied geehrt hatte, war der Gnadensold, den er empfing, kaum der Rede wert und wurde dazu ganz unregelmäßig bezahlt. Deswegen hatten Vater und Tochter nach einem Nebenverdienst gesucht, der sich vor den Mitbürgern verborgen halten ließ. Der „Kapitän" beschäftigte sich mit dem Einkratzen von Wappen, Ornamenten und Inschriften in zinnerne Pokale, Becher, Krüge und Schüsseln. Barbara

wusch, wenn die Gesangübungen hinter ihr lagen, feine Spitzen.

Dies geschah ganz im geheimen.

Eine Frau Lerchin, die als Mädchen der verstorbenen Mutter Barbaras als Gürtelmagd gedient hatte und jetzt für die vornehmsten Regensburgerinnen als Schneiderin arbeitete, verschaffte ihr heimlich diesen Verdienst. Zum Teil geschah dies aus Zuneigung für die Jungfrau, die sie als Kind auf dem Arm getragen; doch was Barbara erwarb, kehrte auch zum größten Teil zu der Lerchin zurück, denn sie schnitt für jene die Gewänder zu, deren sie bedurfte, um sich unter den reichen Verwandten und Altersgenossinnen beim Tanz, bei musikalischen Aufführungen, Gastereien und Ausflügen aufs Land sehen lassen zu können. Für sie machte die Lerchin, die selbst kinderlos war, es freilich billig, und wenn sie hörte, Barbara sei wieder die schönste gewesen, that es ihr gut, und sie sah ihre Aussaat reifen.

Welche Kundin versprach der eitle Liebling, der hoch hinaus wollte, als Hausfrau eines Vornehmen und Reichen zu werden! Sie kam schon an einen solchen. Dafür bürgte ihr wundersam schöner Kopf mit dem reichen, vollen Goldhaar, ihre herrliche Gestalt, die — sie mußte es wissen — nicht ihresgleichen hatte in Regensburg, und ihre Nachtigallenstimme.

Auch den alten Blomberg, der sich fern von den Zusammenkünften der angesehenen Mitbürger hielt, dafür aber um so lieber, wenn das Geld reichte, mit Männern des Schwertes in der Schenke einen guten Trunk that, machte es glücklich, wenn er die seltenen Gaben der Tochter rühmen hörte. Das Führen des Stichels war ihm herzlich

zuwider und schickte sich nicht für seinen Stand; doch selbst die mühsamste Gravirarbeit gewann einen gewissen Zauber für sein Vaterherz, wenn er sich, während er die perlende Stirn trocknete, vorstellte, was sein Fleiß ihm an den Putz und den Unterricht der Tochter zu wenden erlaubte.

Daheim war er am liebsten allein, und sein zurückgezogenes, sonderbares Wesen hatte es auch dahin gebracht, daß die Verwandten sein Haus mieden, das ihnen ohnehin verächtlich gering vorkommen mochte.

Barbara ertrug das leicht; denn sie besaß unter den Altersgenossinnen zwar manche Verwandte und Bekannte, doch keine vertraute Freundin.

Schon als Kind war Wolff ihr bester Spielkamerad gewesen, jetzt aber hätte der Besuch der Muhmen und Basen sie nur in der heimlichen Arbeit und bei ihren Gesangübungen gestört.

Als Wolff das Kantorhaus betrat, hatte der Kapitän eben die Kapelle verlassen.

Er bemerkte den Heimkehrenden nicht; denn es mußten Leute in das stille Haus gedrungen sein. Wenigstens hatte er es auf dem Flur des ersten Stockes reden hören; dort aber pflegte es noch geräuschloser herzugehen als in seiner Wohnung im zweiten; denn er wurde jetzt ganz allein von der alten Ursel bewohnt, die noch dazu das Bett hütete.

Wolff nahm nun wahr, wie der Vater Barbaras, dessen Größe das gewöhnliche Mannesmaß um eines Hauptes Länge übertraf, die Treppe hinaneilte. Das bot einen befremdlichen und für Kinder sicherlich beängstigenden Anblick; denn sein linkes, von einer Haubitzenkugel

zerschmettertes Bein war steif geblieben, und während er immer drei Stufen auf einmal nahm, streckte er den hagern Oberleib so weit vor, daß es aussah, als müsse er beim nächsten Schritte das Uebergewicht verlieren. Er hatte Eile; denn er war der Meinung, endlich stehe es ihm wieder bevor, eine mannhafte That zu verrichten, und es mit einem oder lieber noch mit zwei oder drei von jenen Einbrechern aufzunehmen, die, seit der Herzog von Bayern die Zufuhr von Lebensmitteln nach Regensburg verboten, um es für den Abfall von der katholischen Kirche zu strafen, ihr Wesen in der Stadt trieben.

Mit wie kleinen Uebelthätern er es zu thun hatte, sollte er erst wahrnehmen, als er ihnen das Lämpchen entgegenstreckte und in ihnen zu seinem aufrichtigen Verdruß nur elende Büblein erkannte, die noch dazu guter Leute Kind und darum schwerlich rechte Spitzbuben waren.

Löbliches konnte sie indes schwerlich zu so später Stunde in das Kantorhaus führen, und so rief er ihnen denn in der Absicht, aus dem ernsten einen scherzhaften Angriff zu machen, mit rauher Stimme das Kauderwelsch entgegen, das er aus allerlei Sprachbrocken zusammengebraut und dessen Wirkung auf ausgelassene Buben er zur eigenen Belustigung erprobt hatte.

Als sein unwirsches: „Larum gardum quantitere runze punze ke tü voi la“ nun auf die Kleinen eindrang, übte es eine weit tiefere als die beabsichtigte Wirkung; denn der jüngste Küferbub, ein Knäblein von sechs Jahren, schrie erst laut auf und begann, als ihm die langen Arme des furchtbaren Alten den Weg versperrten, kläglich zu heulen.

Das that dem weichherzigen Riesen, der im Grunde

ein Kinderfreund war, leid, und bevor das Bürschlein sich des versah, hatte der Kapitän ihm die freie Linke in den Bund des Lederhöschens geschlagen und hob es an ihm in die Höhe.

Diese schnelle That verdoppelte indes den Schreck und die Angst des zappelnden Wichtleins.

Als der starke Mann es dann aber auf dem Arm hielt, wehrte es sich tapfer mit den dicken, kleinen Fäusten und drallen Beinchen. Doch wenn der Bub sich auch bei diesem ungleichen Kampfe sowohl an dem graugelben Knebel= wie an dem buschigen Schnurrbarte des gewalt=thätigen Unholds schonungslos vergriff und der Kapitän in dem Hahnenbuben einen der Schlingel erkannte, die seine durch Größe und Kleidung auffallende Gestalt ver=anlaßte, ihm gern und oft seinen Spottnamen „Türken=fresser“ nachzurufen, bemühte er sich dennoch mit redlichem Eifer, das Kind zu beruhigen.

Seine tiefe Stimme klang dabei auch so weich und herzlich, und sein Versprechen, ihm ein Stücklein von dem Lebkuchen zu schenken, den er für die kranke Ursel bei sich trug, um ihr den widrigen Nachgeschmack ihrer Arznei zu versüßen, wirkte so günstig, daß das Hänslein endlich zutraulich und hoffnungsvoll zu ihm aufschaute.

Der ältere Küferknabe, der den alten Herrn, um das Brüderchen zu befreien, hart angefallen hatte, stand ihm jetzt reumütig gegenüber, und der Hahnenmartin berichtete in etwas wirrer, doch immerhin verständlicher Rede, was sie hierher führte, und in wessen Auftrag sie die Rolle und das Päcklein dort der alten Ursel überbrächten.

Demütig genug klang dieser Bericht; sobald der Kapi=tän aber das Hänslein auf die Füße gestellt hatte und

sich neugierig über die Vorboten des ihm werten Heimgekehrten auf dem Bänklein neben der Thür beugte, stürmten die drei Buben die Treppe hinunter, und die schrille Stimme des Hahnenmartin schrie von der untersten Stufe her ein „Türkenfresser“ und „Papstknecht“ nach dem andern zu ihm in die Höhe.

„Teufelsbrut!“ rief der Alte ihnen nach; doch die Hausthür, die unter ihm krachend zufiel, lehrte ihn, daß eine Verfolgung des schlimmen Spottvogels zu seinem Nachteil ausfallen würde. Zudem gewahrte er, während er sich mit einem unwilligen Kopfschütteln vom Treppengeländer zurückzog, den Gespielen seiner Tochter.

Wie lieb dieser ihm war und wie eindrucksfähig sein alterndes Herz sich erhalten hatte, bewies der Empfang, den er dem Heimkehrenden bot. Was ihm eben zugefügt worden war, schien völlig vergessen. Feuchten Auges und so tief bewegt, daß die Stimme ihm zitterte, zog er Wolff an sich und küßte ihm erst den Scheitel, der ihm gerade bis zum Munde reichte, und gleich darauf Wangen und Stirn. Dann gab er seiner Freude, ihn wieder zu sehen, mit jugendlicher Lebhaftigkeit Ausdruck. Ohne Wolff zu Worte kommen zu lassen, rief er einmal über das andere: „Und mein Wawerl, und die Ursel da drin! Das wird ein Gaudium geben!“

Als es Wolff endlich gelungen war, die Begrüßung des alten Freundes zu erwidern, und er dann den Wunsch zu erkennen gab, vor allem der treuen Dienerin die Hand zu reichen, trübte sich das strahlende Gesicht des alten Herrn, und nach einem tiefen Seufzer sagte er: „Was ging uns nicht alles voran, seitdem Du fortzogst, mein Wölffle! Mit Leichensteinen ist mein Weg besetzt wie die

Landstraße mit Pappeln. Aber lassen wir die Toten ruhen. Denen von da drin stört nichts mehr den Frieden. Das alte Urselwurm sehnt sich aber auch schon nach dem Ende, und es wäre ihr zu gönnen. Nur vor dem letzten Stündlein bangt mir, und mehr noch vor der langen Ewigkeit, die ihm nachfolgt; denn das viel geduldige kreuzbrave Weibsbild ging den evangelischen Teufelslehren ins Netz, und von dem heiligen Sakrament will sie nichts mehr wissen."

Da bat ihn der Heimgekehrte, ihm sofort die Thür zu öffnen, Blomberg aber versicherte, es könne ihr nach dem Schlaganfall, der sie neulich getroffen, dies und das begegnen, wenn sie ihn, an dem ihr ganzes Herz hing, so unerwartet vor sich sähe; Wolff möge nur zuerst das Mädchen, das von seiner Anwesenheit nichts ahne, fein überraschen. Er, Blomberg, müsse jetzt nach der Alten schauen. Das Ding dort, und damit wies er auf die Sachen, die die Buben gebracht hatten, würde er in die alte Kammer des Junkers bringen. Die halte die Ursel stets so wohl bereit für seine Wiederkehr, als sei sie ihrer täglich gewärtig.

Wolff war es recht so. Nur was das Mitgebrachte anging, bestand er auf dem eigenen Willen und nahm es mit sich hinauf.

Wohl hätte er die wackere Hüterin seiner Jugend gerne sogleich begrüßt, es erschien ihm aber dennoch wie eine gnädige Fügung, daß sein Wunsch, seine erste Begegnung mit der Geliebten möchte ohne Zeugen vor sich gehen, durch das Zurückbleiben des Alten zur Erfüllung gelangte.

Viertes Kapitel.

Trotz der Finsternis und des Kreuz und Quer der Stufenreihen war Wolff in dem alten Hause mit jedem Winkel so vertraut, daß er nicht einmal der Hand zum Tasten bedurfte.

Die Thür des Blombergschen Quartiers fand er offen.

Im Vorgemach legte er nieder, was ihn bei der Begrüßung Barbaras hindern konnte, und betrat dann mit der Sammetrolle unter dem Arm und mit einem Schächtelchen in der Tasche das Zimmer, das der Alte seine Künstlerwerkstatt nannte.

Es ruhte in tiefem Dunkel; durch die geöffnete schmale Mittelthür in der linken Wand konnte man indes erkennen, was in Barbaras Erkerstüblein vorging. Es war ziemlich hell erleuchtet; denn sie bügelte und tollte eben Halskrausen, Spitzentüchlein und Manschetten.

Das Licht, dessen sie dazu bedurfte, spendeten ein paar Talgkerzen, daneben aber auch die Kohlen, die ihr den Plättstahl erhitzten.

Während sie sich über die Glut hinbeugte, schien sie ihr in das schöne Gesicht und auf das prachtvolle Blondhaar. In üppigem Gewirr umwogte ihr dies den runden Kopf oder fiel ihr in vollen Wellen bis über die Hüften

herab. Das rote Tuch, das es festgehalten hatte, lag am Boden. Ein anderes war ihr vom Halse geglitten und hing an der Spitze des Plättbrettes. Die Strümpfe hatten den Halt verloren und waren ihr bis auf die Füße niedergerutscht, und was sie bedeckt hatten, wetteiferte an Weiße und Formenschönheit mit den runden Armen, die sie, nachdem sie den Stahl der heißen Wange genähert, mit emsiger Geschäftigkeit rührte.

Das Bild eines lebhaften, früh entwickelten Kindes hatte sich Wolff in die Vorstellung geprägt. Jetzt trat er einer voll aufgeblühten Jungfrau entgegen, deren herrlich gebildete Formen ihn überraschten und aufs tiefste erregten.

Trotz ihrer unreifen Jugend hatte er sie ins Herz geschlossen. Jetzt stand sie ihm als etwas ganz Neues doppelt begehrenswert gegenüber. Die stille Sehnsucht, die ihn beherrscht hatte, verwandelte sich in stürmisches Verlangen, doch drängte er es mit dem Aufgebot der ganzen ihm eigenen Willenskraft zurück; denn eine innere Stimme rief ihm zu, daß er für dies wundervolle Geschöpf zu gering sei.

Als sie aber gar die Fingerspitzen in das zierliche Näpfchen, das er ihr einmal zum Namenstage geschenkt hatte, tauchte, die Wäsche mit Wasser bespritzte und dazu das ut, re, mi, fa, sol, la aus Perissone Cambios Gesangslektion frisch und kristallrein heraussang, ergriff ihn neues Erstaunen.

Welchen Umfang, welche Kraft, welchen Schmelz hatte die Kinderstimme gewonnen, gegen deren Schärfe sein Pflegevater und er selbst so eifrig angekämpft hatten. Weder eine Sängerin noch ein Mitglied der Knabenchöre,

die er in Italien und in den Niederlanden gehört, durfte sich solchen Glockenmetalls in der Stimme rühmen! Er war ein Kenner, und doch wollte es ihm scheinen, als hätte jeder Ton, den er da vernommen, schon die letzte Ausbildung erfahren.

Wer in Regensburg konnte wohl ihr Lehrer gewesen sein?

Wem verdankte sie diese musterhafte Schulung?

Wie durch ein Wunder fand er, er wußte nicht ob infolge des Schauens oder des Hörens, eine Tonverbindung für die Motette, an der er arbeitete, nach der er lange vergebens gesucht. Wenn er sie intabulirt hatte und sie ihm einiges aus ihr vorsang — welch ein köstlicher Genuß stand ihm bevor?

Aber jetzt?

Durfte er sie so überraschen?

Gewiß wäre es recht gewesen, sich erst von dem Vater bei ihr anmelden zu lassen; doch er brachte es nicht über sich, auch nur den Fuß zu heben. Die Stirn perlte ihm. Tief atmend griff er nach dem Tuche, um sie zu trocknen, und dabei glitt ihm die Sammetrolle, die er mit dem Arme an sich gepreßt hatte, zu Boden.

Da bückte er sich, und bevor er sich noch wieder aufgerichtet hatte, hörte er, wie sie in fragendem Ton: „Vater?“ zu ihm hinrief, und sah, wie sie dabei aufhorchend den Stahl aus der Hand stellte.

Da mußte er denn wohl oder übel seine Anwesenheit zu erkennen geben, und mit einem schüchternen: „Ich, der Wolff bin es,“ schritt er auf das Erkerstübchen zu und übertrat zaudernd die Schwelle.

„Wolff, mein zahmes Wölfflein,“ wiederholte sie munter, ohne sich um den Zustand ihrer Kleidung zu kümmern.

„Daß wir einander bald wiedersehen würden, wußte ich übrigens schon; denn, denke Dir! gestern nacht träumte mir von Dir. Ich stieg in eine goldene Kutsche. Sie war sehr hoch. Da stellte ich den Fuß auf Deine Hand, und Du hobst mich hinein."

Dann bot sie ihm völlig unbefangen die Rechte, doch schlug sie ihm derb auf die Finger, als er sie stürmisch an die Lippen zu ziehen versuchte.

Aber der Streich war nicht übel gemeint, denn während er sich noch von ihr zurückzog, ergriff sie freiwillig seine beiden Hände, betrachtete ihn aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen und sagte gelassen: „Willkommen denn in der alten Heimat, Herr Ritter."

Dann lachte sie hell auf und fuhr munter fort: „Ob dergleichen erhört ist! Kein Zug, keine Miene anders als damals. Und dazu sich fünf Jahre herumwerfen lassen in der weiten Fremde! Da geht es — schau mich nur an! — da geht es hier in Regensburg schneller mit der Verwandlung. Wie Du mich angafft! Dacht' es wohl. Nur heraus mit der Sprache! Ist nicht ein recht artig Jungfräulein aus dem Flederwisch von damals geworden?"

Nun hätte er ihr gern so viel Schmeicheleien entgegen gerufen, wie sie nur immer begehren konnte, doch die Zunge versagte ihm den Dienst. Das neue Begegnen widersprach gar zu scharf seiner Erwartung. Der Anblick des selbstbewußten Weibes, das sich, wunderschön, mit gekreuzten Armen an den Bügeltisch lehnte, erregte ihm allzu heftig Herz und Sinne.

Regungslos rang er nach Worten, während sein Auge das leidenschaftliche Entzücken deutlich genug verriet, das ihm die Seele bewegte.

Da erkannte sie, was in ihm vorging, und bemerkte auch, wie sich ihr die Kleidung bei der Arbeit verschoben.

Leicht errötend spitzte sie mit vorgestrecktem Kopf die Lippen wie zum Pfeifen und blies in die leere Luft ihm gerade entgegen. Dann drohte sie ihm mit dem Finger, setzte sich rasch auf die Truhe neben dem Kamin, schlang sich das herabgesunkene Tuch fester um den Hals und zog die Strümpfe ohne Scheu in die Höhe.

„Was macht's auch!“ rief sie und zuckte dabei leicht die Achseln. „Wie oft sind wir zwei mitsammen wie der Vogel Storch bis über das Knie durch das Wasser gewatet. Und dergleichen verdreht einem, der aus der Fremde als gemachter Mann heimkehrt, den Kopf und verschließt ihm die schnurrbärtigen Lippen! — Ob Du mir auch nur ein einziges rechtschaffenes Willkommenswort botest? So seid ihr aber alle! Und Du? Wenn Du jetzt schon wie ein stummer Wegweiser dastehst, wie wird es erst werden, wenn ich Dir wie den andern mit meinem Gesang den Kopf rechtschaffen verdrehe?“

„Ich hörte Dich schon!“ versetzte er schnell. „Zauberhaft, sinnverwirrend herrlich! Wer in aller Welt verrichtete wohl dies Wunderwerk an Deiner Stimme?“

„Da haben wir's!“ lachte sie hell auf und schlug in die Hände. „Um Dich zum Reden zu bringen, braucht man nur von ferne auf Frau Musika zu weisen. Auch das blieb, wie es war, und ich laß mir's gefallen; denn ich habe Dir viel, das sie betrifft, abzufragen. Gerade von Dir kann ich noch mancherlei lernen. — Aber was hältst Du da in der Hand? Ist's etwas Schönes aus Brabant?“

Diese Frage floß ihr mit schmeichlerischer Zärtlichkeit

von den Lippen, und sie strich ihm dabei schnell mit der weichen Hand über die Wange.

Wie ihm das wohlthat!

Bis dahin war er der Empfangende, ja ein unredlich Nehmender gewesen, jetzt aber sollte er der Spendende werden, und sie freute sich auf seine Gabe!

Wie von einem Alpdruck befreit, erzählte er nun, wie er von Rom aus durch den päpstlichen Legaten Contarini, dem er als des Deutschen und der Musik kundiger Sekretär nach Italien gefolgt war, an den Kaiserhof gekommen und sich dort nunmehr der Gnade besonders der Frau Statthalterin der Niederlande, der Königin-Witwe von Ungarn, erfreue, wie diese hohe Frau, die Schwester Kaiser Karls, ihn zum Leiter ihrer Gesangsstudien erkoren und ihm zugleich gestatte, deutsche Briefe für sie zu schreiben, und wie dankenswerte Förderung er besonders durch den Dirigenten der kaiserlichen Musiker, den Komponisten und Kapellmeister Gombert und seinen Kollegen Appenzelder genoß, der den Knabenchor der Königin leitete.

Bei Nennung dieser Namen horchte Barbara hoch auf. Sie hatte in mehreren Kompositionen Gomberts mitgesungen und kannte auch ein Werk Appenzelders.

Als sie erfuhr, beide müßten schon vor mehreren Stunden in Regensburg eingefahren sein, fragte sie Wolff gespannt, ob er sich unterfangen dürfe, sie mit diesen großen Meistern bekannt zu machen.

Das bejahte er mit freudigem Eifer; Barbara aber röteten sich die Wangen vor Vergnügen über eine so wertvolle Verheißung.

Dennoch gelangte dieser Gegenstand schnell zum Abschluß; denn Wolff hatte während des Redens die Lein-

wand losgetrennt, in der die Sammetrolle eingenäht war, und sobald er den edlen, weinroten Stoff entfaltete, vergaß sie alles andere und brach in laute Ausrufe der Freude und Bewunderung aus. Als Wolff dann hinausgeeilt war, als er das Päckchen, das er geholt, mit fliegenden Fingern vor ihr öffnete und ihr das köstliche Rauchwerk hinreichte, das der sammetnen Schoßjacke zum Besatz dienen sollte, lachte sie abermals hell auf, und bevor sich Wolff des versah, war sie ihm um den Hals gefallen und hatte ihm beide Wangen geküßt.

Wie betäubt ließ er es über sich ergehen und fand nicht einmal die Besinnung so weit wieder, um sich zu nutze zu machen, was sie ihm mit so unerwarteter Freigebigkeit vergönnte. Auch ließ sie ihn, während sie den Arm von seinem Halse löste, nicht zu Worte kommen; denn mit einem berückenden Glanz in den großen blauen Augen rief sie ihm, überströmend von dankbarer Zärtlichkeit, zu: „Du liebes, einzig gutes Wölfflein! Daß Du so meiner gedachtest! Und wie reich Du sein mußt! Wäre ich es vor Dir geworden, dann hätte ich mir ein Gewand, grad wie das da, vergönnt. Nun ist's jetzt schon mein, wie vom Himmel gefallen. Weinroter flandrischer Sammet mit dunkelbrauner Marderverbrämung! Wie die Frau Herzogin von Bayern und die reiche Frau Fuggerin will ich darin prunken. Heilige Jungfrau! Wenn das nicht zu meinem Goldhaar steht! Gelt — es wird mir lassen, Du kleiner Wolff und großer Verschwender? Und wenn ich es beim Tanze auf der „Neuen Wage" trage oder beim Convivium musicum darin singe, gelb vor Neid müssen die Woller-Bäslein — die Anne Mirl musterte sich artig heraus — oder die Thunermädle werden."

Nur mit halbem Ohre war Wolff diesem Freudenergusse gefolgt; denn sein Bestes, eine Busennadel von himmelblauem Türkisstein, den kleine Diamanten umrahmten, hatte er für zuletzt aufgehoben. Sie brachte ihm einen überschwenglichen Dank ein, und Barbara ließ es dann sogar zu, daß er ihr den prächtigen Schmuck mit den eigenen Fingern ansteckte, die sich dabei zaudernd und unbeholfen genug benahmen.

Dann eilte sie in die Kammer, um den Handspiegel zu holen, und als sie im Nu zurückgekehrt war und er ihr auf ihr Geheiß das blanke Glas vorhielt, streichelte sie ihm die Wangen mit dem dünnen blonden Spitzbart und nannte ihn ihr treues Wölfflein, ihren dummen, lieben Haberecht und den leibhaftigen Bösen, der ihr den Kopf mit lauter Eitelkeit fülle.

Endlich legte sie das auseinander gerollte Sammetstück über die Stuhllehne, ließ es zu Boden wallen und warf die Rauchwerkstreifen darüber hin. Jedes ernstere Wort, jeder Versuch, ihr darzulegen, was er von ihr erhoffte, schnitt sie ihm mit Beteurungen des Dankes und der Freude vom Munde, bis ihr Vater von der kranken Ursel zurückkam.

Nun wies sie dem Alten strahlend vor Freude ihre neuen Schätze, und die Bewunderung und Dankesbezeugungen des Vaters blieben nicht weit hinter denen der Tochter zurück.

Es war, als hätte die Schickung das bescheidene Quartier in der Roten Hahnengasse mit seinen köstlichsten Gütern gesegnet.

War es die Heimkehr Wolffs, waren es die Hoffnungen, die sich für die Tochter im Herzen des lahmen

Kriegshelden an sie knüpften, waren es die unerwarteten köstlichen Geschenke, zu denen Wolff für den alten Freund ein niederländisches Trinkgeschirr in Gestalt eines silbernen Schiffes gefügt hatte, was den alten Herrn so tief erregte, jedenfalls ließ er sich zu einer verschwenderischen That hinreißen und verhieß Wolff mit einem Uebermut, zu dem er sich lange nicht mehr aufgeschwungen hatte, einen der Weinkrüge aus dem Keller zu holen, die er dort für die Hochzeit der Tochter bewahrt hielt.

„Bei diesem edlen Tropfen," sagte er, „werden wir uns die Herzen frei sprechen, mein Bub! Die Nacht ist noch lang, und auch am Kaiserhofe gibt es nichts Vornehmeres zu kosten. In einem armen Hause, das einmal reich war, sagte meine Frau Mutter selig, gibt es immer noch mehr vom Besten als in einem reichen, das arm war."

Fünftes Kapitel.

Der Kapitän hinkte hinaus in den Keller; Barbara aber stand schon wieder hinter dem Bügeltische und rührte den Stahl.

„Bin ich reich,“ rief sie Wolff zu, als er sie aufforderte, in dieser frohen Stunde von der Arbeit zu lassen und mit ihm und dem Vater den guten Trunk zu teilen, „werd' ich mich fein vor solchem Mägdewerk hüten. Aber was willst Du? Wir haben weniger, als wir sind, und da muß nachgeholfen werden. Und dann! Einer sauber getollten Halskrause bedarf es, will ich armes Hascherl morgen früh in der Gesangprobe neben den anderen bestehen. Arme Leute kochen mit Wasser, und so lang es nicht besser kommt, — aber auch mir blüht der Weizen schon einmal! — muß die rechte Hand hier meine Gürtelmagd bleiben ... Gleich läßt Du sie in Ruhe, sonst verbrennt mein Stahl Dir die Finger.“

Diese Drohung wäre um ein kleines zur Ausführung gekommen; denn Wolff hatte nach ihrer Rechten gegriffen, um sie festzuhalten, während er ihr endlich zu hören gab, daß er sein künftiges Geschick von ihrer Entscheidung abhängig mache.

Wie viel leichter hatte er sich das Freien gedacht! Konnte es denn aber auch anders sein? Was jung war in Regensburg warb wohl jetzt um dies Geschöpf sondergleichen. Doch so scharf, wie sie ihm eben gewehrt, ihre Hand zu ergreifen, mochte sie schon manchen zurückgewiesen haben. War ihr Wesen freier geworden, so hatte sie dafür gelernt, sich tüchtig zu wehren.

Erst wollte er versuchen, mit Worten ihr Herz zu bestürmen, und sie standen ihm schwarz auf weiß zu Gebote.

In das Schächtelchen mit der Busennadel hatte er auch ein Blatt gelegt, auf dem er in Versen seinen Gefühlen Ausdruck verlieh. Bisher war es unbemerkt geblieben und zu Boden geflattert. Jetzt hob er es auf und leitete die Werbung ein, indem er ihr nach einer kurzen Erklärung die Reimlein vorlas, die er schon in Brüssel, um seine Gaben bei ihr einzuführen, geschmiedet.

Das Lesen wurde ihm leicht; denn mit schönen Ornamenten an den Anfangsbuchstaben und in der allersorgfältigsten roten und schwarzen Frakturschrift, die wie Kupferstich aussah, hatte er seine poetische Huldigung mehr gemalt als geschrieben, und mit einer Lebhaftigkeit der Betonung, die der Ueberschwenglichkeit der Dichtung entsprach, begann er:

„Du wurdest meines Herzens Königin,
Geliebte Maid, im schlichten Kinderkleide,
Doch — ob ich nur ein armer Schäfer bin —
Bring' ich dir Sammet dar und Gold und Seide,
Um im Ornat, der ihr gebührt, zu schauen,
Die mich beherrscht, die Königin der Frauen."

Tief bewegt ließ er das Blatt sinken; sie aber nickte ihm freundlich zu und sagte: „Recht artig. Vielleicht

könntest Du Deine Reimlein zu einem Duo setzen, aber wie mußt Du Aermster die Einbildungskraft angestrengt haben, um aus dem flattrigen Nichts, das Du vor fünf Jahren verließest, eine glänzende Königin zu machen?"

„Weil ich Dich schon damals," rief er feurig, „auf den Thron meines Herzens setzte, weil die Knospe schon versprach ... Doch nein! Daß sie sich zu einer so wundervollen Rose entfalten würde, das konnte ich damals denn doch nicht ahnen. Herrlicher, als ich Dich im glänzendsten aller Träume schaute, stehst Du jetzt vor mir, und darum will das Verlangen nach Deinem Besitz, von dem ich doch nie und nimmer zu lassen vermag, mir fast frevelhaft kühn erscheinen. Gewagt muß es aber werden, und willst Du den heißesten der Wünsche eines vielgetreuen Herzens erfüllen ..."

„Gemach, mein Wölfflein, gemach," fiel sie ihm hier beschwichtigend in die Rede. „Seh' ich recht, so stiegst Du auf Freiersfüßen unsere schmale Treppe hinan, und, kehrt der Vater zurück, wirst Du, wie sich's schickt, um mich werben."

„Das will ich," versicherte er mit aufbegehrender Bestimmtheit. „Dein ‚Ja' oder ‚Nein', Wawerl, ist für mich die Entscheidung des Fatums, dem sich selbst die Götter widerspruchslos fügen."

„So?" entgegnete sie gedehnt und mit niedergeschlagenen Augen. Dann richtete sie sich plötzlich auf und fuhr so ernst, wie er sie noch nie gesehen hatte, fort: „Ein Glück, daß ich die Göttergeschichten verstehen lernte, die in den Niederlanden so beliebt sind. Käme mir ein anderer mit solchen Flausen, möcht' ich schwerlich an seine redliche Absicht glauben. Du, Wolff, meinst es ernst und

begehrst mich also zum Weibe. Aber so schnell, wie Du Dir's wohl einbildest, geht es mit dem ‚Ja‘ und ‚Nein‘ denn doch nicht. Ein guter, treuer Mensch warst Du immer, und ich blieb Dir auch herzlich gut. Aber weiß ich denn nur von ferne, was Du Dir draußen erwarbst und was Dich hier erwartet?“

„Wawerl!“ fiel er ihr hier vorwurfsvoll in die Rede. „Würde ich denn als redlicher Mann um Dich freien, wenn ich nicht weit genug gekommen wäre, um ein Weib, das nicht gar zu hohe Ansprüche stellt, zu ernähren? Daran kannst Du billig nicht zweifeln, und das sollte Dir jetzt, wo es sich um das heiligste der Bündnisse handelt ...“

„Das sollte mir, meinst Du, genügen?“ fiel sie ihm mit sicherer Ueberlegenheit ins Wort. „Aber gerade diesem heiligen Bunde kann nur zweierlei folgen: Glück oder Elend im irdischen Leben, in das man von der Kirchentreppe aus mitten hineintritt. Des jämmerlichen Darbens und mich Durchwindens bin ich aber satt, mein Liebling. Von diesen grauen Gespenstern wenigstens soll mich die Ehe befreien. Der Vater läßt Dich nachher — Du weißt es ja selbst — nicht sobald fort von dem guten Weine, den er Dir und sich selbst gönnt. Bekenne ihm, wie es mit Dir steht bei Hofe und welche Aussichten sich Dir hier in Regensburg oder anderwärts bieten; denn zum Beispiel in die prächtigen Niederlande zög' ich ganz gern mit meinem Manne. Mach Dich auch erst selbst besser bekannt, wie es mit Deiner Erbschaft aussieht. Morgen früh zieht der Alte mich dann ins Vertrauen. Das aber bekenn' ich Dir jetzt schon: ein eifriger und geschickter Jünger der Frau Musika wäre mir als Eheherr der liebste, und

ich weiß auch, daß sich's mit Dir auskommen läßt. Bist Du jetzt vielleicht schon, was ich einen gemachten Mann nenne, dann wollen wir sehen. Bei Wasser und Brot — ich erfuhr es — gedeiht indes kein Glück, und selbst mit einem bescheidenen Auskommen, wie man so sagt, ist mir mit nichten gedient."

„Aber Wawerl," unterbrach er sie kleinlaut, „was wäre denn besser als rechte treufeste Minne? Höre nur, was ich Dir sagen wollte, und wozu ich noch immer nicht kam."

Aber sie wollte ihn nicht hören, sondern schnitt ihm mit der Erklärung das Wort ab: „Das alles steht dem zärtlichen Schäfer so deutlich im Gesichte geschrieben, als hätt' ich es in der Frakturschrift dort vor mir; leider aber kann es mich so wenig zu einer Uebereilung bestimmen wie das bitterböse Gesicht, in das sich jetzt Dein zärtliches verwandelt. Prüfen, bevor man behält, lehrt die Schrift. Wenn Du mich aber deswegen für eine hältst, deren Herz und Hand für Gold feil ist, so irrst Du. Der wackere Peter Schlumperger hört nicht auf, allen Ernstes um mich zu werben. Und ich? Zu warten ließ ich ihn ersuchen, obwohl er vielleicht der reichste Mann in der Stadt ist. Jeden Augenblick könnt' ich auch den Bernhard Crafft haben, der zwar um so viel zu grün, wie Herr Peter zu grau ist, dem aber dafür das ‚Goldene Kreuz' gehört und dazu sehr viel ererbtes Geld und ein blühender Handel. Beide halt' ich mir vom Halse, und das nämliche that ich — nur noch schärfer — im vorigen Jahre mit dem Pfalzgrafen von Simmern, der mir Anträge stellte, die mich reich gemacht hätten, doch mir nur die Galle erregten. Mit denen von Regensburg bin ich glimpflicher verfahren;

zuletzt nehm' ich aber doch sicher und gewiß keinen von beiden; denn der Wein in der Herrentrinkstube gilt ihnen mehr, als was die Musika Köstlichstes bietet, und dazu sind sie unserm heiligen Glauben feind, und der Schlumperger gehört sogar mit zu denen, die den ketzerischen Neuerungen am eifrigsten Vorschub leisten."

Hier stockte sie, und ihr Blick begleitete mit mißtrauischer Schärfe den seinen, als sie in verändertem Tone frug: „Und Du? Bist Du nicht etwa wieder zu den Irrlehren zurückgekehrt, mit denen man auch Dir den Bubenkopf in der Poetenschule verwirrte?"

„Ich vertraute Dir ja schon damals," rief er gekränkt, „was ich meiner armen Mutter, bevor sie die Augen schloß, feierlich gelobte."

Da fuhr sie freundlicher fort: „Mit diesem Hindernisse hätte es also nichts auf sich; sonst aber nehme ich von meiner Rede auch kein Sterbenswörtchen zurück. Ich bin einmal nicht wie die anderen. Der Vater — heilige Jungfrau — um wie viel zu spät wurde er geboren! Unter den Kreuzfahrern wäre dieser unerschrockene Kriegsheld, den die Pfeffersäcke hier als Türkenfresser verspotten, aller Ehren sicher gewesen. Wie wenig er dagegen für ein bürgerliches Gewerbe taugt, das hat er leider bewiesen. Wo er auch hinfaßte, kam Fehlschlag auf Fehlschlag. Um in Tunis gegen den Halbmond zu kämpfen, ließ er unsern blühenden Holzhandel zu Grunde gehen. Und die Mutter! Wie klein war ich noch, als man sie hinaustrug, und doch sehe ich die hoffärtige Frau, der ich ja übrigens aus den Augen geschnitten sein soll, noch vor mir im Sammetgewand mit der langen Schleppe und mit Federbüscheln auf dem hohen Lockenbau. So trug sie sich,

als man schon dabei war, unser Haus in der Kramgasse zu verganten. So recht eigentlich muß sie eins der Weiber gewesen sein, bei deren Regiment, wie man bei der sechs mal sechs lernt, die Wirtschaft hinter sich geht."

„Wie magst Du so von der eigenen Frau Mutter reden?" unterbrach sie Wolff mit leisem Vorwurf.

„Weil wir hier nicht beisammen sind," versetzte sie ernst, „um Verstorbenen zu schmeicheln oder um uns anzulügen, sondern um uns klar zu machen, wie es zwischen uns steht. Wie es mit Dir beschaffen, ist Dir selbst am besten vertraut; über mich aber, die Du auf den Thron Deines Herzens setztest, hast Du Dir in der Ferne, wie mir scheint, eine grundfalsche Meinung gebildet, und die eben will ich richtig stellen, damit Du nicht wie ein betrogener Tropf ins Unglück gerätst und mich mit hineinziehst. Wo wie bei mir so vieles anders aussieht, wie die Braven und Demütigen es wünschen, sich dem andern ganz zu eröffnen, ist wahrlich ein schlechtes Vergnügen, und es gibt keinen zweiten auf der Welt, für den ich's thäte. Vielleicht glückt es mir auch gar nicht, denn oft genug bin ich mir selbst nicht verständlich. Am ehesten begreif' ich mich noch, wenn ich mir die väterliche und mütterliche Art vor Augen führe und das alte Wort von den Jungen, die wie die Alten sungen. Der Vater — ihm bin ich gut, trotz all seiner Wunderlichkeiten und Schwächen. Mein Gott! Er bedarf meiner so nötig und wäre ohne mich ein elender Mann. Wenn er auch einen Kopf größer ist als Du, ein Kind blieb er darum dennoch."

„Aber ein gutes, ein herzensgutes," unterbrach sie Wolff mit inniger Wärme.

„Ganz gewiß," versetzte sie lebhaft, „und wenn ich

von ihm etwas erbte, was mir weniger zusagt, so ist es der unerschrockene Mut, der uns Weibern nun einmal nicht ansteht. Wir kommen viel weiter, wenn wir uns zaghaft zurückziehen. Wie oft es mich auch zum Widerstreben antreibt, laß ich's darum, ist es nicht stärker als ich, fein bleiben. Uebrigens hätt' ich ohne Deine Unterbrechung des Vaters völlig geschwiegen. Worauf es bei unsereinem ankommt, das erbte ich von der Frau Mutter, und das eben zwingt mich, weil ich's gut mit Dir meine, Dich vor dem Ehebunde mit mir zu warnen, wenn Du mich nicht so zu halten vermagst, daß ich etwas vorstellen kann unter den Regensburger Frauen. Uebrigens geb' ich arme Kirchenmaus ihnen jetzt schon bisweilen dies und das zu raten auf, und um kennen zu lernen, was Neid ist, hab' ich nicht lange zu wandern. Wie ich nun einmal bin, ertrag' ich indes weit schwerer Mitleid als Mißgunst. Darum versteck' ich mich auch mit nichten. Gesehen und auch gehört muß ich werden, wenn es mir wohl sein soll. Das glückt mir auch wohl so lange, wie die Stimme den Schmelz behält, der ihr jetzt eigen. Wenn den aber ich weiß nicht was verdirbt, dann kommt es anders. Dann tret' ich — ich weiß das im voraus — in die Fußstapfen der Mutter, die kein Mittel besaß, das Verlangen nach Bewunderung zu befriedigen, als das hübsche Gesicht, die vornehme Gestalt und den Putz, den sie der Armut des Eheherrn und ihres einzigen Kindes fortstahl. Wie Du mich wieder anschaust! Das aber kann ich ihr nun einmal nicht vergessen; denn ohne sie säßen wir jetzt noch als ansehnliches ritterbürtiges Geschlecht im eigenen Hause, und ich brauchte mir nicht mit heimlichem Spitzenwaschen für andere — ja, für

andere, Wolff — um elende Bettelpfennige zu erwerben, von denen selbst der Vater nichts wissen darf, die besten Stunden verderben. Du weißt nicht, womit wir haushalten müssen, und doch kann ich den Stolz des Vaters nur loben, der mich bestimmte, die Gaben vornehm zurück zu weisen, die mir der Rat, wenn ich im Convivium musicum singe, durch den Wachtschreiber ins Haus schickt. Aber welch ein Vergnügen, dem geschwollenen Wichte die Thür zu weisen, wenn er den linnenen Beutel hervorzieht. Dafür gilt es freilich, sich mancherlei entziehen, und wie schwer das oft ist, es läßt sich nicht sagen! Lange ertrüg' ich's auch nimmer. Wär' ich aber Dein Weib, und Du nenntest nicht mehr Dein eigen, als was zu einem bescheidenen Wohlstand gehört, würde es Dir durch meine Schuld kaum besser ergehen als dem armen Vater. So," und dabei hob sie die Stimme in leidenschaftlichem Eifer, „käm' es sicher und gewiß. Ich kenne mich. Was aber die nächste Zeit angeht, fühl' ich, daß das Verlangen höher und weiter hinaus, nach besseren Tagen und nach der Geltung, die mir gebührt, mich tötet, wenn ich ihm nicht bald Befriedigung schaffe. Mit etwas Halbem geb' ich mich nimmer zufrieden, und mehr, fürcht' ich, kannst Du mir nicht bieten. Sprich nur mit dem Vater und geh über Nacht fein mit Dir zu Rate. Ich an Deiner Stelle gäb' es von vornherein auf, nach einer, wie ich bin, zu trachten; denn brennst Du wirklich so heiß für mich, wie es scheint, bekommst Du dafür doch nur ein laues Gutsein für Deine Person und warmen Anteil an dem, was Du kannst, von mir zurück; sonst aber viel Schlechteres als gar nichts: Gefahren über Gefahren. Bist Du aber verständig und läßt von der Werbung, will ich's Dir

keinen Augenblick verdenken. Wie verbast Du mich immer noch anschaust! ... Aber da kommt der Vater, und ich muß mit der Bügelei fertig sein, bevor die Stähle erkalten."

Sprachlos schaute er ihr nach, während sie sich ruhig, als hätten sie sich über Alltägliches unterhalten, hinter den Tisch zurückzog.

Sechstes Kapitel.

Der alte Herr blies den Staub von dem Weinkruge und löste behutsam das Siegel.

Seine Anwesenheit verbot Wolff, das unterbrochene Gespräch fortzusetzen.

Wohl sagte ihm der erwägende Geist, daß es ein schweres Wagnis sei, mit diesem Weibe in den gleichen Lebenskahn zu steigen, doch wie berückend schön war sie ihm in ihrer stolzen Ueberlegenheit, in der Erregung ihrer nach einem besseren Lose lechzenden Seele erschienen! Er mußte sie besitzen, wenn es ihm auch nur gestattet war, sie ein Jahr, einen Monat, eine Stunde sein eigen zu nennen.

Hart und scheinbar gefühllos war ja manches ihrer Worte gewesen, doch von wie edler Art mußte die Seele dieses jungen Geschöpfes sein, das sich, um der Wahrheit, dem reinen Urquell alles Hohen und Großen, treu zu bleiben, über so viel, was sonst dem Menschen heilig ist, hinwegsetzte.

Aber das Verhalten Barbaras in der nächsten Stunde schien auch diese Voraussetzung des Mannes, der sie liebte, Lügen zu strafen; denn kaum hatte sich ihr Vater mit dem

Heimgekehrten vor dem ehrwürdigen Weinkruge niedergelassen, als sie die Tollschere aus der Hand warf, das Fertige flüchtig auf einander häufte und dann den weinroten Sammet zusammenrollte, ohne des Pergamentes mit den Versen Wolffs zu achten.

Gleich darauf wünschte sie mit dem Sammet im Arm den Männern einen fröhlichen Trunk und bemerkte dazu, die arme Ursel bedürfe ihrer. Sie wünsche ihr auch den köstlichen Stoff zu zeigen, an dem die treue Seele ihre Freude haben würde.

Dann eilte sie, ohne bei dem Quartier im ersten Stock auch nur den Schritt zu mäßigen, mit flinken Füßen die Treppe hinunter und auf die Straße.

Sie wollte das Geschenk Wolffs der Lerchin, ihrer Schneiderin, überbringen.

Die Grieb, in der diese als Weib des Hausmeisters wohnte, war mit wenigen Schritten zu erreichen.

Wenn die geschickte Frau, die ihr manche Kundin verdankte, ungesäumt mit dem Zuschneiden begann, konnten die Woller-Bäslein ihr schon morgen beim Nähen helfen. Es waren zwar dieselben, die sich beim Anblick des Sammets „gelb ärgern" sollten, doch gerade, weil diese reichen Mädchen so viel besaßen, was ihr abging, war es ihr, wenn sie ihre Dienste in Anspruch nahm, als zwänge sie dadurch das Schicksal, eine Ungerechtigkeit gut zu machen.

Eile that not; denn schon beim ersten Blick auf den Sammet hatte sie sich vorgenommen, ihn beim nächsten Tanz in der „Neuen Wage" zu tragen. Auch schwebte ihr mit aller Deutlichkeit derjenige vor, dem sie dort in die Augen fallen wollte.

Ein annehmbarer Freier war der nach Regensburg verschlagene Werbeoffizier, an den sie dachte, zwar keineswegs, dafür aber ein besonders stattlicher Gesell aus adeligem Hause und vor allem ein ausgezeichneter Tänzer.

Sie liebte ihn nicht, ja sie war nicht einmal vernarrt in ihn wie so viele andere. Wenn ihm aber das Herz schneller schlug, so war es für sie. Nur noch nach einer mochte er sich nicht viel weniger umgeschaut haben. Jetzt sollte das Sammetgewand entscheiden, ob er ihr oder der hübschen Elspet Zohrerin den Vorzug erteilte, — natürlich nur beim Tanze; — denn nie und nimmer hätte sie ihm als ernstem Freier das Jawort gegeben.

Der Junker Pyramus Kögel dachte wohl übrigens auch selbst nicht an solche Thorheit.

Mit Wolff Hartschwert stand es ganz anders.

Von der geringen Größe seiner Erbschaft war sie zwar längst unterrichtet, und um ihretwillen hätte sie ihn von vornherein entschieden zurückweisen müssen; die herzlichen Beziehungen zu ihm durften indes keine Trübung erfahren. Er konnte ihr noch sehr nützlich werden, und daneben war der bescheidene Jugendgenosse ihr auch immer noch wert. Ein unheilbarer Bruch mit ihm hätte sie sogar aufrichtig bekümmert.

Der Vater war ihr in allen Stücken zu Willen, — nur verbot er seinem schönen Kinde aufs strengste, nach Sonnenuntergang das Haus allein zu verlassen. Darum hatte Barbara ihm auch den wahren Zweck ihres Ausganges verschwiegen. Daß er ihr nachgehen würde, war jetzt nicht zu befürchten.

Dennoch beeilte sie sich, und da sie die Lerchin daheim fand und dies geschickte Weiblein von vornherein bereit

stand, ihr zu dienen, drängte sie das Viele, das es wegen des Zuschnitts zu besprechen gab, in eine Stunde zusammen.

Dann kehrte sie nach Hause zurück und dachte rasch und ohne Aufenthalt den kurzen Weg zurückzulegen; als sie sich aber nur wenige Schritte von der Grieb entfernt hatte, kam ein Mann von hohem Wuchse ihr entgegen.

Um ihm auszuweichen, begab sie sich behend auf die andere Seite des finsteren Sträßleins; da aber, wo es in die Rote Hahnengasse mündet, trat er ihr plötzlich in den Weg.

Nun erschrak sie; — doch der bewährte Mut der Blombergsippe, dessen sie vorhin gedacht, beseelte sie wirklich, und mit strenger Entschiedenheit gebot sie dem Verfolger, ihr aus dem Wege zu gehen.

Er aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern rief so froh, als sei ihm ein großes Glück widerfahren: „Dank für Eure Anrede, Jungfrau Barbara; denn ist sie auch hart, so lehrt sie mich doch, daß mich, trotz des Dunkels hier, die Augen nicht täuschten. — Gelobt sei der Himmel!"

Da erkannte sie in ihm den Werbeoffizier und ausbündigen Tänzer, dessen sie eben noch in Verbindung mit dem sammetnen Oberkleide gedacht, und entgegnete herb: „Freilich bin ich's; Ihr aber, Junker Pyramus, tragt Sorge, wenn Ihr in Wahrheit ein Edelmann seid, daß ich nicht durch Eure Schuld in bösen Leumund gerate und fortfahren kann, was ich nun einmal bin, gern und erhobenen Hauptes zu sein."

„Wer sieht uns denn in diesem dunklen Gäßlein?" frug er nun leise und dringlich. „Mögen alle Heiligen

mich bewahren, schönste Barbara, an die Ehre einer sittsamen Jungfrau zu tasten; doch wenn Ihr fürchtet, ich könnte Euch hindern, auch in Zukunft zu bleiben, was die Gnade des Höchsten Euch zu sein gestattet, so klage ich vielmehr Euch an, mir Aermsten angethan zu haben, was Ihr besorgt, es könne Euch widerfahren; denn seit dem letzten Tanze bin ich wahr und wahrhaftig nicht mehr ich selbst und kann es erst wieder werden und gern sein, wenn ich von Euren schönen Lippen den bescheidenen Trost empfing, nach dem diese arme, gequälte, treue Seele dürstet. Darf ich nur so lange an Eurer Seite verweilen, wie es bedarf, eine Frage an Euch, vielgestrenge und heißgeliebte Jungfrau, zu richten?"

Da entgegnete sie mit abweisender Schärfe: „Gewiß nicht, Herr Junker. Mir von Liebe zu sprechen, gab ich Euch nie und nirgends ein Anrecht; vor allem aber such' ich mir den Teilnehmer an einem Frage- und Antwortspiel nicht auf der Straße."

„So nennt mir einen Ort," flüsterte er ihr mit leidenschaftlicher Dringlichkeit zu und versuchte dabei ihre Hand zu ergreifen, „an dem ich Euch in hellem Sonnenschein und unter den Augen aller Welt sagen darf, was mir bei Tage die Ruhe und bei Nacht den Schlaf raubt. Laßt doch von der grausamen Härte, die Euren Blicken am letzten Tanzabend so wunderlich und so kränkend widerspricht. Eure Augen haben diese Gluten entzündet, und dies arme Herz wird von dem Brande verzehrt, wenn ich Euch nicht bekennen darf, daß ich Euch mit so heißer Minne liebe, wie noch je eine Jungfrau geliebt ward. Diese Stelle, — ich geb' es ja zu, daß sie übel gewählt ist; aber welche andere stand mir denn offen? Immerhin

schaut auch hier ein Stück Himmel mit vielen Sternen auf uns herab. Verweigert Ihr mir aber dennoch hartherzig oder weil die Scheu, die Grenze der strengen Sitte zu überschreiten, Euch dies untersagt, mich hier anzuhören, so mögt ihr mir doch barmherzig eine andere nennen. — Gestattet mir, bei Eurem ritterlichen Herrn Vater anzuklopfen und ihn um die teure Hand zu bitten, die in einer besseren Stunde die schönsten Hoffnungen in mir erweckte, da sie sich gegen den Druck der meinen nicht sträubte."

„Das ist zu viel," fiel sie ihm hier unwillig ins Wort. „Gleich tretet Ihr mir aus dem Wege, und seid Ihr gut beraten, so spart Ihr Euch den Weg zu meinem Vater; denn gerade, wenn es Euch ernst wäre mit Eurer Minne, und Ihr kämet als redlicher Freier in unser bescheidenes Haus, möchte es leicht geschehen, daß Ihr die Treppe, die übrigens recht schmal und steil ist, so trüben Sinnes hinabstiegt, wie Ihr sie siegesgewiß erklommet."

Da änderte Pyramus Kögel den Ton und sagte bitter: „So trieben Eure sieghaften Augen nur ein frevles Spiel mit meinem arglosen Herzen? Ihr lacht! Aber gerade hier im deutschen Vaterlande meinte ich nur Jungfrauen zu finden, bei denen sich auf sittige Zurückhaltung und schlichte Redlichkeit bauen läßt. Das wäre ein großer Schmerz, wenn ich gerade durch Euch, Jungfrau Barbara, erfahren sollte, daß es auch hier rätlich gewesen wäre, sich gegen frevles Gaukelspiel zu wappnen. Aber freilich, die welschen Chansons, die Ihr singet, klingen anders als unsere treuherzigen deutschen Lieder . . . Und dann . . . Euch, der Allerschönsten, steht die Wahl frei unter den Männern; mich aber wirft der Dienst des Kaisers von

einem Lande ins andere. Nur ein armer Edelmann bin ich . . ."

„Immerhin," unterbrach sie ihn hier mit eisiger Kälte, „wäret Ihr damit gerade gut genug für die Tochter eines andern Edelmannes, der kaum mehr sein eigen nennt als Ihr, Herr Junker, doch trotzdem ein gut Teil zu wenig, als daß ich Euch die Erlaubnis erteilen möchte, mich mit ungerechten Vorwürfen zu kränken. Uebrigens fehlt es auch gerade Euch ganz und gar an demjenigen Vorzuge, den der Mann besitzen muß, dem ich mich angeloben möchte."

„Und das wäre?" frug er gespannt.

„Weder Geld noch Gut, noch Glanz und Hoheit," versetzte sie stolz, „sondern auf Erz und Stein begründete, unwandelbare Treue des Herzens. Denkt nur an Euer Geflatter von der holdseligen Elspet Zohrerin zu mir und von mir zu Elspet, mein Herr Junker, und fragt Euch selbst, ein wie starkes oder geringes Recht gerade Ihr mir erteiltet, bei Euch auf die Erfüllung solcher gerechten Forderung zu hoffen. Ein weidlicher Mann, Junker Pyramus, seid Ihr gewiß. Eure Wohlgestalt und Euer flinkes Wesen sagt uns Jungfrauen auch beim Tanze wohl zu; fielen Euch aber auch die Reichtümer der Fugger und die Macht des Großsultans in den Schoß, für Euch blieb' es vergebene Mühe, nach meinem Jawort zu trachten. Gleich tretet Ihr beiseite! Da kommen Leibwächter des Kaisers, und thut Ihr mir nicht augenblicklich den Willen, so wahr ich nach der himmlischen Seligkeit trachte, — ich rufe sie an."

Mit erhobener Stimme waren ihr die letzten Worte von den Lippen geflossen, und dem Werbeoffizier klang

aus ihnen so ehrliche Empörung entgegen, daß er gehorchte; ihr aber flog ein sieghaftes Lächeln über das schöne Gesicht.

Hätte sie vorher gewußt, einen wie vollkommenen Sieg sie bereits über die hübsche Elspet Zohrerin, ihre gefährlichste Rivalin, errungen, dieser späte Gang wäre unnötig gewesen.

Sie bereute ihn aber doch nicht; denn zwar liebte sie den Werbeoffizier Pyramus Kögel so wenig wie einen andern, die Gewißheit, auch er sei dem Zauber ihrer Schönheit unterlegen, war aber mit einem Wohlgefühle verbunden, dessen Reiz sie kannte und schätzte.

Siebentes Kapitel.

Wer in Regensburg von dem Junker und bei Hof von dem Kavalier Wolff Hartschwert sprach, nannte ihn einen vortrefflichen Menschen. In der That besaß er so wenige Mängel und Fehler, daß es vielleicht für sein Fortkommen im Leben und seine Wertschätzung in dem Gesellschaftskreise, dem er angehörte, besser gewesen wäre, wenn ihm derer mehr angehaftet hätten.

Am letzten durfte man ihm bisher das Laster der Habsucht vorwerfen. Als aber der alte Freund ihm den Weinkrug füllte, beherrschte alles, was in ihm war, das Verlangen, die ihm zugefallene Erbschaft möchte sich als über alles Erwarten bedeutend erweisen.

Bisher war sie ihm vornehmlich als Liebesbeweis alter teurer Freunde willkommen gewesen. Für die eigene Person bedurfte er ihrer nicht; denn seine Stellung am Hofe warf ihm weit mehr ab, als er für das bescheidene Leben, an das er gewohnt war, bedurfte. Nur um Barbaras willen hoffte er mit aller Wärme, den Besitz der Pflegeeltern recht weit unterschätzt zu haben.

Durfte er es ihr denn verdenken, wenn sie das dürftige Leben an der Seite des Vaters mit einem Dasein zu

vertauschen wünschte, das ihrem Wert und ihren Neigungen besser entsprach?

Er selbst, der jahrelang in einem römischen Palast, umgeben von köstlichen Werken der herrlich erblühten italienischen Kunst, und dann in dem mit kaiserlicher Pracht ausgestatteten Brüsseler Schlosse gelebt hatte, fühlte sich nicht recht wohl in dem mehr als einfachen Gemache, das Blomberg seine „Künstlerwerkstätte“ nannte.

Einige grobe Holzstühle, ein viereckiger Tisch mit plumpen Füßen und ein offenes Gestell, in dem einige Zinnbecher standen, bildeten die einzige Ausstattung dieses schmalen, überlangen, grau getünchten Raumes. Dazu war die Decke mit dem freiliegenden Gebälke angeschwärzt von den Kienspänen, die man hier oft zur Beleuchtung verwandte. Auf die schadhaften Stellen in den Dielen waren starke kleine Brettstücke genagelt, und wo die Wände zusammentrafen, zeigte sich nur selten ein rechter Winkel.

Das Fenster verschwand im Dunkel. Es lag im Hintergrunde der Nische, die die durchbrochene, außerordentlich dicke Mauer bildete. Aus kleinen runden Butzenscheiben spendete es bei Tage dem alten Herrn Licht, wenn er den Grabstichel führte. Ein hölzerner Dreifuß trug das Brett, worauf die Werkzeuge ruhten. Der Arbeitsstuhl, der sonst jenem gegenüber auf einem hölzernen Podium stand, hatte jetzt vor der Tafel mit dem Weinkruge Platz gefunden und war für Barbara bestimmt.

Nachdem die Kienspäne erloschen, spendete nur eine einzige Talgkerze in einem Leuchter von Schmiedeeisen den Trinkern Licht und drohte zu verlöschen, wenn man sich im Eifer des Gesprächs der Putzschere zu bedienen vergaß.

Kein Vorhang, kein Teppich oder beachtungswertes Kunstwerk erfreute das Auge in diesem nackten, wunderlich schmalen Raume. Die hoch über dem Fenster aufgehängten Waffen und Rüstungsstücke des alten Glaubensstreiters erhoben keinen Anspruch auf Schönheit. Uebrigens reichten auch die Strahlen der dünnen Kerzen so wenig zu ihnen hin wie zu den wertlosen Heiligen- und Madonnenbildern an der Wand.

Die Thür zu Barbaras Erkerstübchen stand offen. Nur ein Thranlämpchen brannte dort fort. Die an sich recht zierlichen Gegenstände, die es enthielt, standen und lagen indes in solcher Unordnung umher, daß es gleichfalls einen unerfreulichen Anblick gewährte.

Und über diese garstige Umgebung hatte Barbaras Schönheit solchen Zauberglanz ergossen, daß der Schauplatz ihrer Thätigkeit Wolff wie ein Eden erschienen war.

Jetzt konnte er dies kaum mehr begreifen; um so leichter erklärlich fand er es aber, daß diese elende Umgebung für solche Perle nicht mehr taugte, daß es an ihm war, ihr eine ihrer würdigere Fassung zu verschaffen.

Dem Kapitän abzufragen, was er, Wolff, zu wissen begehrte, wurde ihm indes keineswegs leicht gemacht; denn während der Abwesenheit des Heimgekehrten hatte sich unendlich viel Wichtiges zugetragen, und Blomberg brannte darauf, es ihm mitzuteilen.

Er hatte es damit sogar so eilig, daß er Wolff, der die alte Ursel, bevor er zu trinken begann, zu begrüßen wünschte, mit der Versicherung zurückhielt, er würde sie, die an Schlaflosigkeit litt, jetzt beim Einschlummern stören.

Was über die Erbschaft, die des Heimgekehrten wartete,

zu berichten war, ließ sich nur zu schnell erledigen; denn das Testament des Kantors machte seinen Pflegesohn zwar zum alleinigen Erben, die Hinterlassenschaft bestand aber nur aus dem Hause, aus einiger fahrenden Habe und aus kaum mehr als tausend Gulden.

Vielleicht stand Wolff indes noch etwas anderes bevor; denn gestern früh hatte Doktor Hiltner, der Syndikus der Stadt, sich nach seinem Aufenthaltsorte erkundigt und hinzugefügt, er halte für ihn eine Nachricht bereit, die zu seinem Glücke auszuschlagen verheiße.

Nach diesen Mitteilungen hoffte Blomberg der wichtigen Dinge gedenken zu können, die sich während der Abwesenheit seines jungen Freundes in Regensburg zugetragen hatten; Wolff aber verlangte erst mit so eifriger Neugier zu erfahren, was es mit der Nachricht des Syndikus auf sich habe, daß es den Kapitän verdroß und er ihm unwillig versicherte, bevor er diesem Manne auch nur ein „Grüß Gott" böte, bisse er sich die Zunge ab, und jemand auszuhorchen, sei überhaupt nicht seine Sache.

Hier unterbrach ihn der andere mit der Frage, was denn dem rechtskundigen Gelehrten, den alle Welt und auch der Herr Kantor hochgeschätzt habe, die gute Meinung seines Freundes entzöge.

Auf eine derartige Erkundigung hatte Blomberg gewartet.

War er einer geladenen Feldschlange vergleichbar gewesen, so hatte Wolff jetzt die glühende Lunte auf das Zündpulver gelegt.

Um zu verstehen, warum er, Blomberg, der jedem guten Christen nur das Beste gönnte, diesem Teufelsbraten alle Qualen der Hölle anwünschte, mußte der

Heimgekehrte erst erfahren, was sich seit dem letzten Reichstag in Regensburg ereignet.

Bis dahin hatte die gute Stadt sich der fluchwürdigen neuen Glaubenslehren erwehrt, die in Nürnberg und in den anderen Reichsstädten zum Siege gelangt waren.

An Lust nach der lutherischen Lehre war freilich auch hier kein Mangel gewesen, wie Wolff wohl selber erfahren. Das sei ja auch natürlich, — schon weil es dem Magen besser gefiele, sich auch während der Fasten zu füllen, als dem Fleische zu entsagen, weil es ruchlose Priester gebe, die lieber ein Weib im Arm hielten, als ehelos blieben, weil das von frommen Seelen gestiftete Kirchengut den Fürsten und Städten ein willkommener Bissen sei, und endlich, weil Zügellosigkeit besser munde als heilsame Zucht.

Was alle bösen Geister samt ihrem Werkzeug, dem Antichrist Luther, an üblen Gelüsten in die Welt gebracht, das wäre denn auch hier zum Siege gelangt, und allen voran hätte Doktor Hiltner ihnen hier in Regensburg eine Stätte bereitet.

Schon auf dem letzten Reichstage wäre Seine Majestät der Kaiser ernstlich, doch mit schier allzu gnädiger Nachsicht bemüht gewesen, eine Einigung zwischen den streitenden Parteien zu erzielen, doch gleich nach seinem Abschiede von der Stadt habe die Empörung mit grenzenloser Frechheit das Haupt erhoben. Schon im nächsten Jahre hätte der Rat den Unfug in aller Form eingeführt, den sie die kirchliche Reformation nannten. In der neuen Pfarrkirche wären die verblendeten Leute zusammengeströmt, um dem ersten Gottesdienst beizuwohnen, den sie „evangelisch" hießen. Dann sei das Unwesen mit Riesenschritten vorwärts geeilt.

„Voriges Jahr," rief der alte Herr heiser vor Ingrimm und schlug dabei wie im Feldlager mit der Faust auf den Tisch, „sah ich mit diesen Augen zu, wie sie die Säule mit der schönen Maria, das Meisterwerk des Dombaumeisters Erhard Heydenreich, vor der neuen Pfarrkirche umstürzten und fortschleppten, ich weiß nicht wohin. Lieder hatte man auf sie gesungen, und wie jedem rechten Regensburger war sie auch Dir lieb und wert von Kind an; der Herr Kantor — Gott hab ihn selig — las mir aus Deinem Briefe aus Rom vor, wie köstliches Kunstwerk Dir dort täglich vor Augen kam, wie Du aber doch der schönen Maria daheim immer noch gern gedächtest.

„Doch was gilt diesen Ruchlosen, was schön und was heilig! Ein ehrwürdiges frommes Bild nach dem andern entfernten und vernichteten die Tempelschänder. An den Dom freilich wagten sie sich nicht, wohl aus Furcht vor Seiner Majestät dem Kaiser, — und wer sich unterfangen hätte, an das Altargemälde und die Mutter Gottes in unserer Kapelle die Hand zu legen, der hätte es — ich prahle nicht — mit dem Leben bezahlt. Wenn übrigens ‚die schöne Maria' in ihrer überreichen Gnade den Unglimpf, den man ihr anthat, still über sich ergehen ließ, wußte ihn doch der Herrgott selbst zu strafen; denn er gab dem erlauchten Herzog von Bayern ein, ein Patent zu erlassen, das seinen Unterthanen Handel und Wandel mit Regensburg untersagt. Wer auch nur die Stadt betritt, den soll schwere Pön betreffen. Das gab denn manchem zu denken. Die Ursel wird Dir berichten, welche Sündenpreise wir seitdem für Butter und Fleisch bezahlen. Auch der Unschuldige mußte den Gürtel fester schnallen. Die sich dem Fasten entziehen wollten, zwang nun die

Not, Abstinenz zu üben. Es heißt, der römische König Ferdinand dringe auf die Aufhebung des Patents. Wär' ich an seiner Stelle, verschärfen thät' ich's, bis die Empörer Blut schwitzten und zu Kreuze kröchen."

Dann klagte Blomberg die unzeitige Milde des Kaisers an; denn sogar von einem ernsten Vorgehen gegen den Türken verlaute ja nichts mehr. Und doch! Wenn man ihm, Blomberg, nur die Sammlung eines Kreuzheeres anvertraute, sollte die Christenheit bald Ruhe haben vor dem Erbfeinde.

Käm' es aber zum Schlagen — gleichviel ob gegen die Ungläubigen oder die Ketzer — dann, Wawerl und lahmes Bein hin und her! — dann zöge er noch einmal ins Feld. Kein schöneres Ende als im Kampfe gegen die Seelenverderber. Wie Unkraut überwuchere die Teufelsbrut den guten Weizen. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sowie der Landgraf Philipp von Hessen hätten auf dem letzten Reichstag ihre eigenen Prediger mit hergebracht, deren Sermone vielen die Köpfe verdreht, auch dem Pfarrer von St. Emmeran, dem Zollern, der ein Regensburger Kind sei. Im Staufferhof hätte der Freiherr von Stauff, der bis dahin ein aller Ehren werter Mann gewesen, seine Sankt Annenkapelle der ganzen Bürgerschaft geöffnet, um sie an der lutherischen Abgötterei teilnehmen zu lassen. Wen es lüste, der könne auch bei den Dominikanern das Abendmahl in zweierlei Gestalt empfangen. Zwei evangelische Geistliche, von denen der verstorbene Luther selbst den Doktor Förster nach Regensburg brachte, würden vom Rate reichlich besoldet.

Ob Wolff es glaube oder nicht, Pater Hamberger, den ja auch er als Guardian der Minoriten gekannt, und

der damals aller Welt Achtung genossen, hätte ein Weib genommen, und die übrigen Brüder wären diesem schnöden Beispiele gefolgt. Auch andere Mönche heirateten, wenn ihnen der Sinn darnach stehe, und statt der frommen Kutte trügen sie weltliche Gewänder.

Was in der Poetenschule gelehrt werde, sei ein wahrer Greuel, wie er von dem Ratsherrn Steuerer vernehme, der treu an der heiligen Kirche festhalte und den Herzog von Bayern schon noch bewegen werde, schärfer einzuschreiten gegen all diesen Unfug.

Vor kurzem hätten sogar früher tadellose Männer wie Andreas Weinzierl und Georg Seidl ihre achtzehnjährigen Buben auf die Universität Wittenberg geschickt, wo die lutherischen Irrlehren am üppigsten blühten.

Das Schlimmste aber sei, daß auch glaubenstreue Söhne und Töchter der heiligen Kirche sich nicht völlig unberührt von solchem Unfug zu halten vermöchten. Zu diesen gehörten, Gott sei's geklagt, auch er und sein Wawerl; denn er hätte dem Mädchen gestatten müssen, zu den Chorverwandten zu treten, die im Convivium musicum sängen, das der Rat im Sommer vor drei Jahren errichtet. Zwei Ratsherren würden zu jedem Konvivium deputirt, und so lägen diese Veranstaltungen in evangelischen Händen.

„Natürlich," fuhr er kleinlaut fort, „wollte ich ihr anfangs die Mitwirkung untersagen, aber wenn es auch sonst biegen oder brechen bei mir heißt, was bleibt einem übrig, wenn einem das Weibervolk Tag und Nacht in den Ohren liegt und bald unter Thränen aufbegehrt, bald einem mit Schönthun um den Bart geht?

„Dazu redete mir mancher gute Katholik selbst zu,

von dem Widerstande zu lassen. Sie gönnen dem Mädchen das Fortschreiten, und wie Großes dankt sie schon dem Musikmeister, der jetzt das Collegium musicum leitet. Der Gesang ist ihr alles, und was kann ich dem armen Dinge denn außerdem bieten? Wenigstens soll der Niederländer, den der Rat vor drei Jahren hierher zog — das sagen auch die Kenner — an Wissen und Können kaum seinesgleichen haben. Nun kam der Mann zu mir und erklärte rundweg, er brauche die Stimme des Mädchens für das Konvivium, und wenn ich Wawerl die Mitwirkung untersagte, sei es mit seiner Unterweisung zu Ende. Da er nun ein gerechter Mann von ruhiger Gemütsart ist, und in vorgeschrittenen Jahren —"

„Wo kommt er her, und wie heißt er?" fiel ihm Wolff hier gespannt in die Rede.

„Damian Feys," entgegnete der Kapitän, „und aus Gent in den Niederlanden stammt er. Ob er auch im Solde der Stadt steht, ist er dennoch — ich hab' es von ihm selbst — gut katholisch geblieben. Wegen des Glaubens gäb' es übrigens überhaupt nichts für das Kind zu befürchten. Die Sorgen, die mich grau um sie machen, die stehen auf einem andern Brette."

Da hielt ihm Wolff mit einer schalkhaften Fröhlichkeit, die sonst nicht in seiner Art lag, den Becher entgegen und rief: „So ladet sie mir auf, Vater Blomberg! Ich hülfe sie Euch herzlich gern tragen als Euer vielgetreuer Eidam."

„Da hätten wir's also," lautete die Antwort des Alten, und seine ehrlichen Augen verrieten mehr Erstaunen als Freude.

Dennoch that er Wolff Bescheid und sagte, während

sein Pokal an den seinen stieß: „Dachte mir schon manchmal, es möchte so kommen, wenn Ihr wahrnähmet, wie sie sich herauswuchs. Willigt sie ein, mir könnte nichts Lieberes begegnen; doch wie vielen verliebten Mannsbildern machte sie schon Mut und gab ihnen, bevor es ernst wurde, den Laufpaß. Ich hab's erfahren. Glückt es Euch, solchem Spiel ein Ende zu machen, so sei diese Stunde gesegnet. Aber kennt Ihr denn auch die großen Raupen, denen sie unter dem Goldhaare Raum gibt?"

„Die großen und kleinen," rief Wolff mit glühenden Wangen. „Vor dem Jugendgespielen verbarg sie, wahrhaftig wie sie ist, keine Regung ihrer hochfliegenden Seele."

„Und sie machte Dir Hoffnung?" frug der Kapitän mit weit vorgestrecktem Kopfe.

„Ja," versetzte der andere bestimmt; doch verbesserte er sich schnell und fuhr weniger zuversichtlich fort: „Das heißt, für den Fall, daß ich ihr ein sorgloses Dasein zu bieten vermöchte."

„Da hätten wir's," seufzte der Alte nun auf. „Sie weiß, was sie will, und hält daran fest. Ein Rittersohn bist Du, und wegen der Musika, die ihr mit einander treiben könnt . . . Möglich ist bei ihr ja alles, und unmöglich nicht eben viel. Leicht wirst Du's freilich in keinem Fall mit ihr haben, und bevor Du die Eheringe bestellst . . ."

Hier stockte er plötzlich; denn ein Vogelgesang, so übermütig hell und dazu dennoch so einschmeichelnd süß, als hätten an diesem späten Aprilabend die gesangfrohesten und kunstreichsten gefiederten Sänger, die jüngst den Heimweg in das frisch ergrünende Laubwerk am Donauufer fanden, sich auf der Stiege des finsteren

Bürgerhauses in der Roten Hahnengasse ein Stelldichein gegeben, scholl den beiden Männern beim Weinkruge näher und näher entgegen.

Es war schwer, zu glauben, daß dies Flöten und Zirpen, Tiriliren und Kuckuckrufen derselben Kehle entquoll; als aber dicht vor der Thür die Vogelstimmen schwiegen und Barbara von der Schwelle aus den Männern mit sonnig heller Heiterkeit und mit der leichtesten Anmut den Refrain des Chant des oiseaux: „Car la saison est bonne“ entgegensang und sich dazu zierlich verbeugte, strahlte der alte Türkenfeind vor Entzücken.

Mit den von dankbarer Herzenslust feuchten Augen suchte er die des jungen Mannes, und wenn er ihn auch eben deutlich genug vor der Werbung um seine Tochter gewarnt hatte, frug ihn jetzt dennoch sein leuchtender Blick, ob er je einem gleich bezaubernden Wunder begegnet.

„Tausendsasa,“ rief er, als sie endlich schwieg und ihm die Hand entgegenstreckte, der Tochter zu. Dabei lehnte er sich wohlig tiefer in den Lehnstuhl zurück; sie aber küßte ihm flüchtig die Stirn, und helle Zufriedenheit glänzte ihr dabei aus den großen blauen Augen.

Sie hatte ihren Zweck erreicht.

Wenn sie dies Lied sang, war sie vor jeder lästigen Frage gesichert. Dazu hatte Nikolaus Gombert aus Brügge, der Dirigent der kaiserlichen Kapelle, der heute in Regensburg eingetroffen war, das reizende Vogellied komponirt, und sie wußte von ihrem Gesangmeister, daß ihre Stimme zwar für ernsten Kirchengesang am besten taugte, daß ihr aber auf dem ganzen Gebiet der weltlichen Musik nichts besser gelang als dies „Car la saison est bonne“.

Nach dem Lob eines solchen Meisters trug sie Verlangen, und Wolff sollte sie zu ihm begleiten.

Den hatte der berückende Vortrag dieses höchst anmutig gesetzten Refrains nicht nur freudig überrascht, sondern aufs tiefste entzückt.

Das mußte Meister Gombert und sein Kollege Appenzelder, der Leiter des Knabenchors, schon morgen vernehmen!

Und wie gern war Barbara bereit, ihm diesen Wunsch zu erfüllen.

Am meisten Lob, versicherte sie dabei, hätte sie in der Marienmotette des Josquin de Près aus dem hohen Liede „Ecce tu pulchra es" geerntet. Diesen Meister und auch seinen Landsmann Gombert stelle der Lehrer besonders hoch, und seine köstlichen Kompositionen würden beim Konvivium besonders viel und gern gesungen.

Das erfreute Wolff; durfte er sich doch nicht nur den Schüler, sondern auch den Freund des Kapellmeisters nennen.

Als er dann die Laute ergriff und Gomberts „Schäfer und Schäferin" anstimmte, sang sie unaufgefordert mit.

Wie der Heimgekehrte sich endlich von den alten Freunden trennte, nachdem Barbara noch manches andere mit der glockenreinen, wohlgeschulten Stimme gesungen, flüsterte er ihr zu, so schön hätt' er sich's daheim doch nicht gedacht.

Auch sie ging froh und glücklich zur Ruhe und frug sich auf dem schmalen Lager, ob sie nicht dennoch von dem heißen Verlangen nach Glanz und Reichtum abstehen und sich mit einem bescheidenen Dasein an Wolffs Seite genügen lassen sollte.

Sie war ihm gut, er würde sie auf Händen tragen und sich liebevoll mit dem großen in Italien und in den Niederlanden erworbenen Können ihrer letzten Ausbildung widmen. Ihr Haus würde ein Heim der Kunst, ihr Leben umtönt und geadelt sein von Gesang und Musik. Was gab es Herrlicheres auf Erden?

Bevor sie eine Antwort auf diese Frage fand, schloß der Schlaf ihr die müden Augen. Als aber am nächsten Morgen die einäugige Schuhflickerstochter, die seit der Erkrankung der alten Ursel die grobe Arbeit in Zimmer und Küche für sie verrichtete, sie weckte, wurde sie schnell andern Sinnes.

Das Aufstehen nach dem Bügeltage und dem späten Schlafengehen gestern wurde ihr sauer, und dazu berichtete die Hilfsmagd, als Barbara von der Messe heimkehrte, die Frau Lerchin sei dagewesen. Die Itzenweckin, lasse sie sagen, wünschte die gewaschenen Spitzen zu haben, die ihr auf heute früh versprochen worden wären.

Da galt es denn, nach der Frühsuppe sich gleich wieder an die Arbeit begeben. Während sie aber die Spitzen von den Nadeln löste und die schlanken, weißen Finger um elenden Lohn fleißig regte, war ihre Seele übervoll von den erhabensten Werken der Tonkunst und von dem Verlangen nach Erfolg, Huldigung und einer Zukunft voller Glück und Glanz.

Der heftige Widerwillen gegen die niedrige Verrichtung, zu der die Not sie zwang, erweckte ihr einen bittern Geschmack im Munde, und bevor sie noch den letzten Spitzenstreifen zusammengelegt hatte, wandte sie dem Arbeitstische den Rücken, preßte beide Hände fest an die Seiten der Brust, und dem tiefsten Grund ihrer stürmisch erregten

Seele entrang sich der Ruf: „Ich trag es nimmer! So oder so mach' ich diesem Bettelleben den Garaus."

Wolff hatte gestern nacht im verödeten Quartier seiner verstorbenen Pflegeeltern, dank der Sorge seiner alten Ursel, das gerichtete Bett und wessen er sonst bedurfte, gefunden. Um das kranke Weiblein nicht zu stören, war er, nachdem er sich im Flur der Schuhe entledigt, in sein altes Kämmerlein geschlichen. Auch ihm hatte die Müdigkeit bald die Augen geschlossen; doch nur auf wenige Stunden. Beim ersten Morgengrauen hatte das erregte Blut, hatten Furcht und Hoffnung ihn vom Lager gescheucht.

Gestern abend war Barbara, bevor sie auf dem Heimweg von der Lerchin zu den Männern zurückkehrte, flüchtig bei Ursula vorgesprochen und hatte ihr gebracht, was sie sich lieber von ihr als von der Einäugigen, die die Nacht bei ihr zubrachte, reichen ließ: ihre Sonntagshaube und ein versiegeltes Päckchen aus ihrer Truhe.

Als Wolff in der Frühe bei ihr anpochte, hatte sie sich schon in die Höhe gerichtet und die Haube aufsetzen lassen. Das sollte ihr ein feiertägliches Ansehen geben; doch schon der Blick der treuen Augen und das Lächeln um den eingefallenen Mund lehrte ihren Liebling, daß seine Heimkehr ein Fest für sie bedeute.

Der Schlaganfall, der die Siebzigjährige getroffen, war leicht gewesen und erschwerte ihr ein wenig das Reden. Dennoch fand sie Worte genug, um Wolff zu zeigen, wie glücklich es sie machte, ihn noch einmal wiederzusehen, und ihm zu berichten, wie es mit der letzten Krankheit und mit dem Tode seiner Pflegeeltern gegangen.

Der Kantor und Organist war von dem bösen Husten ergriffen worden, der seine alte Hälfte schon lange plagte. Als der Arzt ihm bekannte, sein letztes Stündlein sei nahe, hatte er ihn leise gebeten, dies seinem Weibe zu verschweigen, und dem Doktor war es leicht gewesen, diesem Wunsche zu willfahren; denn die Frau Kantorin, der er schon vorher geraten, sich auf das Scheiden vorzubereiten, hatte ihn um das Nämliche ersucht, damit die Sorge um sie die Krankheit ihres lieben Herrn nicht verschlimmere. Dennoch waren beide zugleich mit dem Sakrament versehen worden; jedes aber hatte sich das Ansehen gegeben, als stünde es nicht so gar schlimm mit ihm, und als ob es auch bei dieser letzten heiligen Handlung nur das andere nicht allein zu lassen begehre. Sie war in der Nacht, er am nächsten Morgen hinübergegangen, und keines hatte von dem Ende des andern erfahren.

An den Pflegesohn hatten sie fortwährend gedacht, und der Kantor und Organist sich in den letzten Jahren unter Beistand des Bischofs Pangraz Sinzenhofer und des Stadthauptmanns Blasius bemüht, die Papiere zusammen zu bringen, die die adelige Herkunft Wolffs erwiesen. In dem Päckchen, das Barbara ihm gestern abend reichte, lag der zu Wien durch König Ferdinand neu bestätigte Adelsbrief und der Taufschein, der ihn als einzigen Sohn des fränkischen Ritters Ullmann Hartschwert und der Freiin Wendula Sandhofin erwiesen.

Die Mutter war als letzte ihres Hauses verstorben, von väterlicher Seite lebte ihm noch, wie der Kantor erkundet, als Oheim der ältere Bruder seines Vaters, doch war auch ihm im Bauernkriege die Burg gebrochen worden. Er selbst führte seit etlichen Jahren als Offizier

eine ansehnliche Söldnerschar der Königin von England, und seine drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, waren geistlich geworden.

Das alles bestätigte der Inhalt des Päckchens. Außerdem hatte derselbe Doktor Hiltner, dessen der Vater Barbaras so unliebsam gedacht, der Ursel, die sich der Wertschätzung der alten Freunde des verstorbenen Kantorpaares erworben, vorgestern in eigener Person einen Krankenbesuch abgestattet und auch ihr mitgeteilt, er wünsche ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

Es machte Wolff Freude, die alte treue Seele zu bedienen und ihr die Arznei und den Gerstenschleim zu reichen. Als vierjähriges Büblein hatte die Mutter ihn nach Regensburg gebracht, und Ursel war damals seine Wärterin gewesen. Fester als die Frau, der er das Leben verdankte, war sie an ihm gehangen; denn die Mutter hatte ihn verlassen, um bei den Klarissinnen den Schleier zu nehmen, ihre Magd, die Ursel, sich aber nicht von ihm trennen wollen. Zugleich mit ihm war sie darum von seinen Pflegeeltern aufgenommen worden, denen sie bis an ihr Ende treulich gedient hatte.

Klugheit und Thatkraft sprachen noch immer aus dem faltigen Gesichte der Alten, die auch auf dem Krankenlager ein säuberliches Ansehen bewahrte.

Die Handreichungen Wolffs thaten ihr wohl und ehrten sie zugleich. Für jede dankte ihm ein erkenntlicher, liebeswarmer Blick, und dabei wurde ihm recht deutlich bewußt, was er, der Verwaiste, an dieser treuen alten Freundin besaß.

Sah er recht, so konnte sie noch lange leben, und das freute ihn herzlich. Mit ihr ging ja die einzige

Zeugin seiner Kindheit, gleichsam die Chronik seiner frühesten Jugend, dahin. Er konnte jetzt nicht fassen, warum er sie nie vorher veranlaßt, ihn an ihren Erinnerungen teilhaben zu lassen.

In der arbeitsvollen Jünglingszeit hatte es ihm genügt, wenn sie ihm in großen Zügen erzählte, wie während des Bauernkrieges wilde Scharen über die Burg seines Vaters hergefallen waren, wie einer seiner eigenen Hörigen ihn mit der Holzaxt niedergeschlagen, und wie die Mutter mit ihm nach Regensburg geflohen war, wo ihr Bruder als Dompropst lebte, und von wo aus er sie beim Ausbruch der bäuerlichen Unruhen aufgefordert hatte, sich unter seinen Schutz zu begeben.

Wie sie mitten im Winter unter großen Beschwerden hierher gekommen waren, hatte die Alte ihm weiter berichtet, und endlich auch, wie die Mutter den Freiherrn Sandhof, ihren Bruder, dem Tode nahe gefunden, und nachdem ihre Hoffnung gescheitert war, bei dem Dompropst Aufnahme zu finden, bei den Klarissinnen, die sie hier „schwarze Büßerinnen" nannten, den Schleier genommen hatte.

Wolffs späterer Pflegevater, der Organist Stenzel, der mit seinem Ohm in naher Beziehung stand, hatte der verlassenen Witwe diesen Schritt erleichtert, indem er ihrem Knäblein in seinem kinderlosen Hause Aufnahme gewährte.

Ueber das alles sollte Ursel ihm später Ausführlicheres berichten.

Um ihn hatte die Mutter, die ihn gut versorgt wußte, sich nur wenig bekümmert und der Sorge für das eigene Seelenheil und für das des erschlagenen, ohne die Wohlthat des heiligen Sakraments verstorbenen Gatten gelebt.

Als er fünfzehn Jahre zählte, hatte sie die Augen geschlossen, und die Stunde, in der sie ihm auf dem Sterbebette den Eid abgefordert hatte, der katholischen Kirche treu zu bleiben und der Ketzerei das Herz zu verschließen, war ihm so gegenwärtig geblieben, als hätte sie eben erst ein Ende genommen.

Jetzt ließ er diese Dinge unberührt; denn das Herz drängte ihn, der treuen Alten zu vertrauen, wie er Barbara gefunden, und mit wie schönen Hoffnungen er sie verlassen.

Da schloß Ursel eine Zeit lang die Lider und ließ den Daumen der beweglichen Hand den andern eine gute Weile langsam umkreisen; endlich aber hob und senkte sie leise den kleinen Kopf mit der großen Haube und sagte leichthin: „Also freien möchtest Du, Kind? Gut, gut ... Einmal kommt es an jeden. Und an das Wawerl denkst Du? Es wäre ja ein Glück für das Mädchen. Ehen sind im Himmel geschlossen, und Gottes Mühlen mahlen langsam. Kommt es anders, als Du denkst, mußt Du nicht murren, und vor allem: nichts überstürzen! Jetzt aber will die schwere Zunge nicht weiter. Denk an den Doktor Hiltner. Wenn die Pflicht es duldet, findest Du schon wieder für die alte Ursel ein Stündchen."

Damit warf sie Wolff einen innigen Abschiedsblick zu und wandte sich auf die andere Seite.

Als sich sein Schritt von ihrem Lager entfernte, schloß sie die Lippen fester zusammen und dachte: „Warum sollt' ich ihm den schönen Glückstraum verderben? Was das Wawerl den Mannsleuten für Auge und Ohr bietet, ist ja vom besten. Aber das Herz! Da mangelt's. Selbstlose Liebe wäre gerade für den Frühverwaisten vonnöten,

und die gibt ihm das Wawerl nimmer zu kosten. Doch ich wollte, mich drückten keine schwereren Sorgen! Eins ist gewiß: der Eheherr von der da oben muß anders aussehen als mein Herzensjunge mit seiner bescheidenen Bravheit. Eher fließt die Donau bergan, als daß sie mit ihm an den Altar tritt; des darf ich mich, dem Himmel sei Dank, in aller Ruhe getrösten."

Bald darauf kam ihr indes mancherlei in den Sinn, was sie früher für unmöglich gehalten hatte und das doch durch unerwartete Einwirkungen zu stande gekommen war.

Da erfaßte sie eine quälende Angst.

Sorgenvoll faltete sie die mageren Hände, und aus der beklommenen Brust rang sich ihr das Gebet, der Herrgott möge ihren Liebling vor der Erfüllung des heißesten Wunsches seines Herzens behüten.

Achtes Kapitel.

Wolffs erster Ausgang führte ihn in das „Goldene Kreuz", das Quartier Kaiser Karls und seines Hofstaats.

Der Himmel war wieder bedeckt, und ein scharfer Nordostwind schnob über den Haidplatz und schwang das Banner auf dem hohen, viereckigen, mit Zinnen gekrönten Turme zur Rechten des alten, stattlichen Burgbaus auf und nieder.

Ursprünglich hatte er dem Weltenburger Geschlechte als starker Schutz- und Trutzbau gehört, dann aber mehrfach den Besitzer gewechselt. Das Doppelwappen am Erker war das der Thuner und der Fugger vom Reh, die es noch in Wolffs Kindheit besessen.

Jetzt schaute er in die Höhe, um zu sehen, ob der junge Herr Crafft, dem das Haus nunmehr gehörte, nicht auch eine Zier daran angebracht hatte. Wenn Wolff aber den Blick so aufmerksam vom Turm zum Erker und vom Erker zum großen Eingangsthor schweifen ließ, geschah es keineswegs aus Wohlgefallen oder Teilnahme an dem Aeußern des „Goldenen Kreuzes", sondern weil Barbara ihm bekannt hatte, daß auch der neunzehnjährige, noch unmündige Eigner dieses Bauwerks um sie warb.

Welchen Wert mochte dies stattliche Gebäude, diese vornehme Kaiserherberge haben? Wie reich war ihr Besitzer, und sie, die in Dürftigkeit erwachsene, glänzend schöne Jungfrau, verschmähte den jungen Crafft dennoch, weil das Herz sie nicht zu ihm hinzog.

In diesem Falle mußte die treue Ursel sich darum irren und das Mädchen verkennen; denn daß die Alte in Barbara nicht die rechte Ehefrau für ihn sah, hatte ihre wunderlich ausweichende Rede deutlich genug verraten.

Die guten Leute in Regensburg konnten dies seltene Geschöpf eben nicht verstehen! Das Künstlerblut gab ihr etwas Besonderes, Ungewöhnliches, das der Weise des deutschen Bürgers widerstrebte. Was hier nicht in die gewohnten Formen paßte, was über die gebräuchlichen Schablonen hinausragte, wurde mit Mißtrauen betrachtet. Ihm selbst war es ja schwer begreiflich erschienen, wie eine so frei und selbständig fühlende und wohl auch handelnde Jungfrau, wie solche Meisterin in der Gesangskunst, deren Leistungen auch den höchsten Anforderungen entsprachen, in dieser Umgebung hatte heranblühen und zur Reife gelangen können.

Das Ausweichen der alten Ursel hatte ihn verletzt und beunruhigt; — die Gedanken, die sich an das Doppelwappen am Erker knüpften, gaben ihm indes das getrübte Glücksgefühl zurück, und erhobenen Hauptes ging er an den Trabanten am Eingangsthor vorüber und betrat den Hausflur, der wiederum von Herren und Damen des Hofstaates, von Priestern jeden Ranges, von Rittern, Pagen und Dienern überfüllt war.

Seine Stellung öffnete ihm ohne weiteres das Vorzimmer der Königin von Ungarn, ja er durfte hoffen,

früher Einlaß bei ihr zu finden als viele der Ritter, Herren und Damen, der geistlichen und weltlichen Würdenträger, die dort warteten; wußten doch die Haushofmeister, Kammerherren und Herolde, die Hofdamen, Pagen und Lakaien, daß die hohe Frau den Kavalier Hartschwert nicht nur oft zu sich berief, sondern auch gern sah.

Fast alle waren Spanier oder Niederländer, und es kam Wolff einerseits zu gute, daß er in Italien und Brüssel ihre Sprache schnell und gut erlernt hatte, anderseits aber, daß die Geburt ihm gestattete, sich zu den Herren vom Ritterstand zu gesellen.

Wie förmlich und steif gravitätisch ging es hier zu! Wie viele tief gebeugte Rücken gab es zu sehen, wie leis wurden hochtrabende und tönende Worte geflüstert. Es war, als verfiele hier jede freie, warme Regung dem Erstarren und Erkalten, und dabei versammelten sich hier nicht die hungrigen Bittsteller anderer Vorzimmer, sondern Herren und Damen aus erlauchten und vornehmen Häusern, und unter den wartenden Geistlichen gab es manchen Prälaten von echt bischöflich würdiger Haltung. Nur einige Niederländer entzogen sich öfter dem alles fesselnden Zwange, und einer wandte sich sogar mit der heitersten Unbefangenheit von einem zum andern. Es war Baron Malfalconnet, einer der Haushofmeister des Kaisers. Ihm war gestattet, was kein anderer sich herausnehmen durfte; denn seinem Frohsinn und Witze, seiner Erzählungsgabe und scharfen Zunge gelang es oft, die Wolken des Trübsinnes von der Stirn seines kaiserlichen Herrn zu verscheuchen.

Bei Wolffs Eintritt begrüßte ihn der Baron mit munterer Neckerei und teilte ihm dann leise mit, die Frau Statt-

halterin erwarte ihn im Kabinet, wo sich schon die Dirigenten der neu angekommenen Musiker befänden. Da Wolff zu den „Auserwählten" gehöre, werde er ihn den „Berufenen" hier im Wartezimmer voran zu der Majestät führen lassen.

Damit übergab er ihn dem vertrauten Sekretär des Kaisers Gastelú, dem Wolff manchmal bei der Uebersetzung deutscher Briefe half, und dieser führte ihn in das Kabinet der Königin.

Es war das Schlafgemach der fürstlichen Frau, ein mäßig breites, doch ungewöhnlich tiefes Gemach, das auf den Haidplatz schaute. Die Wände waren mit flandrischen Gobelinteppichen behangen, auf denen farbige Bilder Waldlandschaften und Jäger zur Darstellung brachten.

Inmitten der langen rechten Wand stand das Lager der Königin.

Von ihr selbst war wenig zu sehen; denn schwere, mit Gold gestickte Damastvorhänge umwallten rings die breite, hohe Bettstatt. Sie flossen von einem baldachinartigen Dache nieder, auf dessen Spitze vergoldete Kindergenien eine Königskrone trugen. Nur auf der dem Zimmer zugewandten Seite waren die Vorhänge so weit zurückgezogen, daß es denjenigen, die sich der Statthalterin nähern durften, vergönnt war, ihr Haupt und ihren von einem Hermelinkragen verhüllten Oberkörper zu sehen.

In sitzender Stellung lehnte sie sich an ein Gebäu von weißen Atlaskissen, und ihr mit Perlenschnüren durchflochtenes volles Haar legte Zeugnis für das Geschick der Kammerfrauen ab, die es so kunstreich zurückgekämmt, gelockt und mit einem Reiherstutze geschmückt.

Vor dem Bette bewegten sich zwei schöne englische

Hühnerhunde und ein zierliches Windspiel auf und nieder und beeinträchtigten bisweilen die Ruhe der beiden feinen Wächtersbacher Dackel, die erzogen waren, sich überall — im Zimmer wie auf der Jagd — dicht neben einander zu halten. Wenn die Thür sich öffnete, erhoben sie nur mit leisem Geknurr die klugen spitzen Köpfchen.

Die anderen lebenden Wesen, die in so früher Stunde Einlaß zu der Königin gefunden, nötigte die Etikette zu feierlich stiller Zurückhaltung. Nur Hofdamen und Kammerherren gingen ungerufen auf und nieder, doch auch sie traten leise auf und bemaßen die Tiefe der Verneigung, mit der sie den einzelnen Eintretenden empfingen, nach der Höhe ihres Standes, während die Pagen leichtfüßig und sorglos die flinken Füße gebrauchten, deren Tritt der seidene Schuh unhörbar machte.

Ehrfurcht und Erwartung sprach aus den Zügen der meisten Anwesenden. Obgleich aber wegen des bedeckten Himmels und der kleinen Scheiben besonders der hintere Teil des tiefen Gemaches nur spärlich beleuchtet war, machte es keinen trüben oder beklemmenden Eindruck. Davor beschützte es das rasche Hinundher der Pagen, der schrille Ruf der bunten Papageien am Fenster, das Jagdgerät an der Wand und besonders die Frau Statthalterin selbst; denn ihre helle Stimme durchbrach die Stille mit frischer Zwanglosigkeit und wirkte wie erlösend auch auf den befangenen Hörer.

Eben hatte sie die Aufwartung des Bischofs von Hildesheim, des Prinzen von Savoyen und der Gräfin Tassis entgegengenommen, doch sich nur kurz mit jedem einzelnen beschäftigt; denn die Einführung der Kapellmeister war ihr nicht entgangen.

Unter den Wartenden befanden sich noch einige Personen von höchstem Range, und ihr niederländischer Kammerherr, Graf Hochstraaten, frug sie leise, ob sie noch geruhen würde, dem Pfalzgrafen von Simmern Gehör zu leihen; sie aber übernahm es selbst, der Audienz ein Ende zu machen; denn eben hatte Wolff Hartschwert das Zimmer betreten, und was sie mit ihm und den Kapellmeistern zu besprechen wünschte, duldete keinen Zeugen.

Ohne der Frage Hochstraatens eine Antwort folgen zu lassen, wandte sie darum das volle Antlitz dem Zimmer zu und sagte laut genug, um von allen Anwesenden verstanden zu werden:

„Heute muß es also mit dem Empfange genug sein! Wer nicht weiß, daß ich diese Nacht im Dienste Seiner Majestät zu etwas Besserem als zum Schlafen benutzte, wird mich für eine faule Langschläferin halten. Wollte Gott, ich hätte keinen schlimmeren Fehler! Die aufgehende Sonne sieht mich öfter auf dem Anstand als viele von euch, meine Verehrten, beim Frühmahl. Seid doch so gut, Hochstraaten, und sagt den Herren und Damen, die mich durch ihren Besuch erfreuten, ihre Geduld solle heut vor der Vesper weniger hart auf die Probe gestellt werden."

Damit winkte sie der Marquise de Leria, ihrer ältesten Hofdame, und während diese den alten Rücken bog, um die Kissen zurecht zu rücken, befahl sie ihr leise, die Kapellmeister und den Kavalier Hartschwert im stillen zurückzuhalten.

Diesem Befehl folgte unmittelbar die Erfüllung, doch dauerte es eine gute Weile, bis der letzte Audienzsucher das Zimmer verlassen; denn obgleich die Statthalterin keinem einen Blick schenkte, sondern in den Notenheften

blätterte, die auf dem Tischchen vor dem Hauptende des Bettes gelegen hatten, verneigte sich jedes in der vorgeschriebenen langsam feierlichen Weise nach dem Bette hin, bevor es die Schwelle überschritt.

Sobald sich Königin Marie mit den Musikern und der Marquise allein sah, winkte sie jenen gnädig, Wolff aber freundlich zu und ließ sich kurz von ihm berichten, wie er die Reise überstanden.

Dann bekannte sie, daß die Leiden und die trübe Stimmung des Kaisers sie veranlaßt hätten, ihnen die Unbequemlichkeiten der Fahrt hierher aufzuerlegen. Seine Majestät ahne nichts von ihrem Hiersein. Sie verheiße sich indes die günstigste Wirkung auf ihren hohen Bruder, wenn er, der die Tonkunst so innig liebte und fein zu würdigen verstand, ganz unerwartet die beste bald erhebende, bald erheiternde Musik zu hören bekäme.

Ihre Frage, ob das Orchester Seiner Majestät und ihre eigenen Knaben im stande wären, schon heute abend in Thätigkeit zu treten, wurde von Nikolaus Gombert, dem Dirigenten des Orchesters, und von dem Knabenchormeister Benediktus Appenzelder, der in persönlichem Dienst der Statthalterin stand, eifrig bejaht; sie aber gab ihrer Freude darüber Ausdruck und schlug dann vor, den Kaiser bei der Hauptmahlzeit um Mitternacht mit der berühmten Missa Graecorum Jakob Hobrechts, deren großartige Tiefe Seine Majestät besonders hochschätze, zu überraschen.

Der Kapellmeister Gombert legte sich Schweigen auf, doch verriet ein vielsagendes Lächeln an seinem feinen, bartlosen Munde, wie er über diese Wahl dachte. Der Leiter des Knabenchors war offener. Leise schüttelte er

das schwere Haupt mit dem langen in der Mitte gescheitelten grauen Haar und bekannte dann ehrlich mit der tiefen Stimme, die Missa Graecorum erscheine ihm zu großartig und düster für diesen Anlaß.

Aus dem nämlichen Grunde mißfiel auch Wolff der Vorschlag der Königin, und obgleich sie hervorhob, daß sie dieser Komposition gerade wegen ihres tief religiösen Ernstes den Vorzug gegeben, beharrte jener auf seinem Widerspruche und wies sie bescheiden auf die Komposition hin, die sich wohl am besten für eine musikalische Ueberraschung bei der Mahlzeit der kaiserlichen Majestät eignen möchte.

Meister Gombert habe jüngst eine Benedictio mensae für vier hohe Stimmen gesetzt, und da sie zu den wirkungsvollsten seiner Schöpfungen gehöre, da sie noch nicht aufgeführt worden und darum dem Kaiser ganz neu sei, würde sie sich besonders eignen, das Konzert einzuleiten, mit dem der Kaiser bei Tisch überrascht werden sollte.

Die Königin hätte zwar lieber ein religiöses Stück den musikalischen Vortrag einleiten sehen; stimmte aber dennoch dem Vorschlage des Kavaliers zu. Ihre Besorgnis, diese Komposition würde rein weltlicher Natur sein, zerstreute Gombert selbst, und Wolff unterstützte ihn, indem er der musikalischen Fürstin die Hauptsätze der Benedictio, die sich seinem treuen Gedächtnisse eingeprägt hatten, andeutungsweise auf der Laute vortrug.

Gombert half ihm dabei, Appenzelder aber strich den langen Vollbart und gab seinen Beifall durch Kopfnicken und kurze Ausrufe der Befriedigung zu erkennen.

Nun freute die Königin sich aufrichtig, auf dies Tonstück hingewiesen worden zu sein; denn in der That

konnte man kein passenderes für ihr Vorhaben finden. Dazu wußte ihr wohlwollendes Gemüt und weibliches Taktgefühl Wolff Dank für den Wink, den tüchtigen Dirigenten und großen Komponisten, dem sie eine so beschwerliche Reise auferlegt hatte, durch die Vorführung eines seiner Werke bei der ersten Aufführung auszuzeichnen.

Auch Appenzelder hätte sie gern ihre Gunst zu erkennen gegeben; seine Kompositionen, deren berühmteste ein Trauergesang war, hätten sich aber bei dieser Gelegenheit nicht verwenden lassen, und der rauhe Langbart gestand dies eifrig zu und erklärte unaufgefordert, sich nichts Besseres zu wünschen, als mit der „Benedictio“ Seiner Majestät den ersten Gruß der niederländischen Musika auszurichten.

Gomberts Haltung war die eines vornehmen Mannes, seine hohe Stirn die eines Denkers, und an seinem beweglichen Munde ließ sich leicht erkennen, welche Fülle von frischer Heiterkeit diesem in Ernst und Scherz gleich hervorragenden Künstler innewohnte.

Königin Marie war keineswegs blind für diese Vorzüge und bedauerte die Unmöglichkeit, vertraulicher mit ihm und seinem Kollegen vom Knabenchore zu verkehren. Beide waren aber von bescheidener Geburt, und ihr wie den anderen weiblichen Mitgliedern ihres Hauses hatte die Sitte von Kind an untersagt, Umgang mit Leuten zu pflegen, die nicht von Adel. Es gab darum für beide keinen Raum in ihrem Hofstaat.

Dem derben Appenzelder geschah damit ein Gefallen, Gombert fand es natürlich, weil die Sitte es so mit sich brachte.

Die Anregungen, die die Königin von Wolff Hart-

schwert zu erwarten hatte, waren sicherlich weit weniger tiefgehend und mannigfaltig; dennoch bewilligte sie ihm, der als Kavalier in ihre Umgebung gehörte, vieles, was sie auch dem berühmten Meister Gombert versagte. Dazu waren Wolffs musikalische Kenntnisse so ungewöhnlich wie seine Brauchbarkeit als Sekretär. Endlich hatte ihm die Gleichmäßigkeit seines Wesens, sein sicheres Schicklichkeitsgefühl und seine Verschwiegenheit das volle Vertrauen der hohen Frau erworben.

Neben den beiden Komponisten und Kapellmeistern nahm er sich beinahe aus wie ein Knabe. Dennoch übertrug die Statthalterin, da sie mit Staatsgeschäften überhäuft war, auf ihn allein die Sorge für das weitere Gelingen der Ueberraschung.

Er kenne die Räume des „Goldenen Kreuzes“ und werde die Sänger und Musiker vor Mitternacht so aufzustellen haben, daß Seine Majestät erst durch das Ohr erfahre, womit sie ihn zu erfreuen gedenke.

Neuntes Kapitel.

Der Auftrag der Statthalterin verpflichtete Wolff zu einer langen Reihe von Besichtigungen, Erkundigungen, Bestellungen und Anordnungen, von denen die wichtigsten ihn eine gute Weile im „Goldenen Kreuz“ zurückhielten.

Nachdem er dort das Erforderliche angeordnet, nahm er schnell einen Imbiß und begab sich dann in das Haus zum „Goldenen Hirsch“. Dort hatte der Verwalter der Familie Schiltl, der das Haus gehörte, und die sich auf dem Lande befand, dem Knabenchor der Statthalterin Unterkunft gewährt, und es lag Wolff ob, die Dirigenten von seinen Anordnungen zu unterrichten.

In der zu diesem alten Hause gehörenden Kapelle, die der Regensburger wohl kannte, hatte Appenzelder Uebungen mit seinen jungen Sängern vornehmen wollen; Wolff fand sie aber leer. Dagegen tönten ihm aus einem Gemach im unteren Stockwerke junge, helle Stimmen entgegen.

Die Thür war halb geöffnet, und bevor er die Schwelle überschritt, hörte er erstaunt mit an, wie die Mitglieder des Knabenchors, Buben von zwölf bis fünfzehn Jahren, sich berieten, wie sie die freie Zeit, die ihnen bevorstand, ausnützen sollten.

Der Rädelsführer Giacomo Bianchi aus Bologna versicherte, der alte Bär — damit war Meister Appenzelder gemeint — würde den unvollständigen Chor nie und nimmer vor dem Kaiser und vor der Frau Statthalterin singen lassen.

„Heute nachmittag," rief er, „haben wir also frei. Die Knechte überlassen mir schon einen Gaul, und nach Tisch reite ich und wer sonst noch mit will, zu dem Dorfe zurück, wo wir zuletzt Einkehr hielten. Was ich dort will? Den Kuß hol' ich mir, den mir die reizende kleine Wirtstochter dort schuldig blieb. Ihr Mäulchen und die blonden Zöpfe mit den blauen Schleifen . . . Etwas Süßeres sah ich nirgends!"

„Ja, diese Blonden!" rief Angelo Negri, ein dreizehnjähriger Neapolitaner. Dabei wandte er die schwarzen Augen schwärmerisch aufwärts und küßte in Ermanglung wirklicher warmer Lippen die leere Luft.

„Süß, süß, süß," seufzte Giacomo Bianchi.

„Süß genug," fiel ihm der kleine untersetzte Cornelius Groen aus Breda in gebrochenem Italienisch ins Wort. „Ihr denkt ja doch nicht an das dumme Ding mit den Flachszöpfen, sondern an den guten Honig und das lockere weiße Gebäck, das sie uns brachte. Wenn wir das dort wieder bekommen, reite ich auch mit."

„Ich nicht," versicherte Wilhelm Haldema aus Leuwarden in Friesland. „Mit der Angel geh' ich an den Fluß. Er wimmelt von Fischen."

Bis dahin hatte Wolff sich zurückgehalten. Jetzt betrat er das große Gemach.

Mit fröhlicher Unbefangenheit eilten ihm die Buben entgegen, und während sie ihn umdrängten und allerlei

von ihm zu erfragen versuchten, sah man ihnen an, daß er ihre Neigung und ihr Vertrauen gewonnen.

Freundlich wies er sie zur Ruhe und verlangte zu wissen, was sie veranlasse, gerade heute, wo es für sie galt, ihr Können mit dem Aufgebot aller Kräfte vor der Gebieterin und vor dem Kaiser selbst zu bewähren, auf freie Stunden zu hoffen.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten, ja sie sprudelte von vielen jungen Lippen auf einmal dem Frager entgegen. Leider war sie so beschaffen, daß Wolff kaum noch wagte, an das volle Gelingen der Ueberraschung zu glauben.

Johann von Köln und Benevenuto Bosco aus Catania auf Sizilien, die beiden Führer und Zierden des Chors, waren so schwer erkrankt, daß auf ihre Genesung auch in den nächsten Tagen schwerlich gerechnet werden konnte. Der Kölner hatte sich unterwegs eine Heiserkeit zugezogen, die ihn, den Fünfzehnjährigen, ängstigte, weil sich bei ihm schon Spuren des einbrechenden Stimmwechsels geltend machten. Das Mutiren aber bedeutete für diesen höchst musikalischen jungen Menschen, der sich auch durch ein glockenreines Organ ausgezeichnet hatte, den Verlust seiner gut bezahlten Stellung im Knabenchore. Schon um seiner armen Mutter willen mußte er sie, so lang es irgend anging, festhalten, und so griff er denn wehmütig, aber doch hoffnungsvoll in den schmalen Beutel, als er zu Neumarkt, wo die reisenden Musiker übernachteten und gerade Jahrmarkt abgehalten wurde, einem Quacksalber begegnete, der ihm zu helfen versprach.

Dieser höchst beredte alte Mann, der sich „Leibmedikus vieler erlauchten Fürsten und Grafen“ nannte, rühmte

sich, über ein Geheimmittel des großen Bartholomäus Anglicus zu verfügen, das außer anderen Vorzügen auch die Kraft besaß, einer rauhen Stimme den Wohlklang der Harfe Davids zu verleihen.

Dennoch hatte der junge Kölner eine gute Weile mit dem Gebrauch des Arcanums gezögert. Erst als die Heiserkeit beängstigend zunahm, war er in seiner großen Not der Anordnung des Wunderdoktors gefolgt, und Benevenuto Bosco, den er ins Vertrauen zog und der gleichfalls eine gewisse Rauheit im Halse verspürte, seit hinter Nürnberg Regen auf Regenschauer die Reisenden durchnäßte, hatte ihn gebeten, ihm den Mitgenuß seiner Arznei zu gestatten.

Anfänglich waren beide der Meinung gewesen, eine wohlthätige Wirkung zu verspüren, bald aber hatte ihr Zustand sich verschlimmert, und es war ihnen übel und immer übler ergangen.

Zu Regensburg hatten sie sich niederlegen müssen, und einer schrecklichen Nacht war ein nicht weniger schlimmer Morgen gefolgt.

Als der Knabenchormeister Appenzelder von der Audienz bei der Frau Statthalterin zurückgekehrt war, hatte er seine beiden besten Sänger in einem so kläglichen Zustande gefunden, daß es ihm nötig erschienen war, Meister Mathys, den Leibarzt des Kaisers, zu den Kranken zu berufen.

Eigentlich war der berühmte Heilkünstler verpflichtet, sich zu dieser Tageszeit in der Nähe des Herrschers zu halten. Dennoch hatte er sich sogleich in den „Hirschen" begeben und die Leidenden dort für Opfer einer schweren Vergiftung erklärt.

Ein Regensburger Kollege, den er schon bei den Leidenden vorfand, sollte die Behandlung, die er vorschrieb, überwachen.

Vor kurzem hatte er das Haus wieder verlassen. Meister Appenzelder, hörte Wolff von den Chorknaben, weile jetzt bei den Kranken, und ungesäumt machte auch Wolff sich nun auf, um nach ihrem Befinden zu sehen.

Den unbeschäftigten jungen Sängern, die ihm das Geleit geben wollten, hatte er untersagt, ihm zu folgen. Einer war ihm aber dennoch heimlich nachgegangen, und in einem der dunklen Gänge des großen, winkeligen Hauses hörte er plötzlich den Ruf seines Namens. Bevor er sich des versah, hatte dann der kleine Hannibal Melas, ein junger Malteser aus dem Knabenchore, dessen zurückgezogenes, schweigsames Wesen ihm unter den anderen den Namen Tartaruga, d. h. die Schildkröte, zugezogen hatte, mit beiden Händen seine Rechte ergriffen.

Es geschah mit sichtlicher Erregung, und seine Stimme klang erwartungsvoll dringlich, als er Wolff zurief: „Auf Euch, Herr Kavalier, setzte ich meine letzte Hoffnung; denn seht: kaum einer ist unter den anderen, der nicht einen Fürsprecher hätte. Aber ich! Wer möchte sich wohl um mich bekümmern? Wenn Ihr, Kavalier, aber auch nur ein einziges gutes Wort für mich einlegtet, dann wäre meine Zeit jetzt sicher gekommen."

„Deine Zeit?" frug Wolff erstaunt; der Kleine aber versetzte eifrig: „Ja wohl! Was der Kölner oder wenigstens was Benevenuto vermag, das traue ich auch mir zu. Es käme nur darauf an, daß der Meister es mit mir versuchte und mich, nun die beiden doch krank sind, an die Stelle des einen setzte oder des andern."

Befremdet schüttelte Wolff, der die Leistungen jedes einzelnen Chorknaben kannte, den Kopf und begann dem Malteser darzulegen, mit wie gutem Rechte der Meister die beiden Kranken ihm vorzog; der kleine Hannibal aber fiel ihm mit leidenschaftlichen Klagelauten ins Wort: „Also auch Ihr? Von dem Meister angefangen, verkennen und unterdrücken sie mich alle! Statt mir Gelegenheit zu geben, auch mich einmal in einer Solopartie geltend zu machen, treibt man mich in die Herde zurück. Mein Bestes verschwindet immer und immer im Chore. Und doch, Herr Kavalier, trotz alledem: aus des Meisters eigenem Munde hörte ich in Brüssel, ohne daß ich gelauscht hätte, von mir sagen, nie wäre ihm, was der weiblichen Stimme den besten Zauber verleiht, aus der Kehle eines Knaben so weich und zart entgegen geklungen. Das sind seine eigenen Worte. Er wird mich nicht Lügen strafen; denn ehrlich wenigstens ist er. Was soll denn auch ohne den Kölner und Benevenuto aus dem Gesange werden? Wenn man es aber mit mir versuchte und mir wenigstens eine Partie Boscos anvertraute . . .“

Hier stockte er; denn Meister Appenzelder trat eben aus der Thür des Krankenzimmers auf den Gang; Wolff aber schob dem Bürschlein in beinahe übermütig froher Bewegung die Finger durch das buschige kohlschwarze Haar, wandte es nach der Richtung hin, aus der es herkam, und rief ihm die Versicherung nach: „Deine Sache ist in guter Hand, Du Kleiner mit dem großen Namen.“

Dann legte er die Hand auf den Arm des tief verdrossenen Chormeisters und sagte, indem er mit dem Finger auf den Buben wies, der hoffnungsvoll den Gang hinuntertrabte: „Hannibal ante portas! Ein Schrecken künden-

der Notschrei; aber der Malteser Hannibal, der dort verschwindet, gab mir einen Gedanken ein, der auch Euren Nöten den Garaus machen kann, mein werter Meister. Je eher die beiden Giftschlucker genesen, um so besser natürlich; wegen ihrer Unbesonnenheit braucht indes die ‚Benedictio mensae‘ nicht ungesungen zu bleiben; denn der kleine Hannibal wies mich auf den allerbesten Ersatz.“

Diese Verheißung war Wolff mit so fröhlicher Zuversicht von den Lippen geflossen, daß sich das finstere Gesicht des ernsten Chormeisters aufhellte; doch schnell verdüsterte es sich wieder, und mit dem Ausrufe: „So rasche Arbeit liefern wir nicht!“ schüttelte er die erhobene Hand.

Da versuchte der Regensburger ihm mitzuteilen, was er im Sinne trug, der Chormeister unterbrach ihn jedoch unwirsch mit der Aufforderung, ihm zuerst in einer dringenderen Angelegenheit zur Seite zu stehen. Wolff kenne ja diese Stadt und werde ihm vielleicht einen Gang ersparen, indem er ihm mitteile, wo die erkrankten Knaben am besten unterzubringen wären. Der Hirsch sei überfüllt, die armen Schelme in dem engen Schlafzimmer zu lassen, das sie mit den Kameraden teilten, widerstehe ihm. Der Regensburger Arzt habe angeordnet, sie in das Siechenhaus überzuführen; dagegen wehre der junge Kölner sich aber mit solchem Ungestüm, daß er, Appenzelder, es für seine Pflicht halte, nach einer andern Unterkunft für die Leidenden zu suchen.

Als Wolff dann mit dem älteren Manne in das niedrige, dumpfe Schlafgemach trat, fand er den Kölner, einen schönen, kräftigen Knaben, dem blondes Lockenhaar das fieberheiße Gesicht in ungeordneter Fülle umwallte, hoch aufgerichtet in seinem Bette. Während der Arzt ihn

zu zwingen suchte, Gehorsam zu leisten und das tragbare Lager zu besteigen, das für ihn bereit stand, stieß er ihn mit den kräftigen jungen Fäusten zurück. Lieber spränge er in das offene Grab oder in den reißenden Strom, schrie er dem behäbigen Heilkünstler entgegen, als daß er sich in das Siechenhaus schleppen lasse, das die Pest sei, der Tod, die Hölle.

Mit derben Fauststößen gab er seinem Widerstreben Nachdruck, während sein italienischer Leidensgefährte fahl, aschgrau, wie gebrochen, gesenkten Hauptes und mit geschlossenen Lidern es regungslos geschehen ließ, daß man ihn auf die Tragbahre legte.

Bei Wolffs Eintritt schrie der Kölner wie der Ertrinkende, der einen Freund am Ufer wahrnimmt, ihm die Bitte zu, ihn vor den Mördern zu retten, die ihn in den Tod schleppen wollten.

Mitleidig schaute der Junker dem Beklagenswerten in das glühende Antlitz und schlug nach kurzem Besinnen vor, den Johannitern die Pflege der Leidenden zu überlassen.

Damit entlastete er zwar die schwer geängstigte Seele des jungen Rheinländers; doch drang dieser trotzdem mit stürmischem Ungestüm auf die Begleitung seines Meisters und des Junkers, damit der Medikus, den er im Fieber für seinen Todfeind hielt, ihn nicht dennoch in die Pesthöhle schleppe.

Beide Musiker thaten ihm den Willen.

Appenzelder hielt während dieses Ganges die glühende Hand des Knaben in der seinen und wurde nicht müde, ihm liebreich zuzusprechen. Erst nachdem er seine Schutzbefohlenen unter Beistand des Arztes gut untergebracht sah und das Johanniterhaus verlassen hatte, gestattete er

sich selbst, die kaum glaubliche Kunde zu prüfen, die „der Kavalier Hartschwert" für ihn bereit hielt.

Und mit wie feurigem Eifer stand Wolff ihm Rede, wie überzeugt klang seine Versicherung, hier in Regensburg sei in der That Ersatz für Johannes von Köln zu finden, und zwar der allerbeste.

Bei der Schilderung Barbara Blombergs, des Wohllautes ihrer Stimme und ihrer vorzüglichen Schulung brauchte er nicht nach den rechten Worten zu suchen. Daß sie ein Weib war, versicherte er, komme nicht in Betracht, ja es könnte geheim gehalten bleiben. Uebrigens schließe zwar die Kirche die Mitwirkung der Frauen aus, hier handle es sich ja aber nur gleichsam um Liedervorträge in einem Privathaus.

Anfänglich hörte der Chormeister ihm brummend und mit ablehnendem Kopfschütteln zu, bald aber schien ihm der Vorschlag des Regensburgers doch wert der Beachtung; ja, als er hörte, die Sängerin, deren Begabung und Können der ruhige und verständnisvolle Deutsche so hoch stellte, verdanke ihre Ausbildung seinem Landsmanne Damian Feys, den er kannte, begann er mit wachsender Teilnahme Fragen zu stellen. Bevor aber Wolff noch die ersten beantwortet hatte, trat dicht vor der Haid ein anderer für ihn ein, und zwar derjenige, der am besten berufen war, Auskunft über Barbara zu erteilen: ihr Lehrer Feys, der seinen berühmten Brüsseler Kunstgenossen Gombert aufgesucht hatte und ihn eben zu einer Probe des Convivium musicum führte.

Bei dieser Begegnung nun zeigte der Knabenchormeister, trotz seiner Freude, dem geschätzten Landsmanne und Kunstgenossen zu begegnen, weit geringere Geduld als vorhin;

denn nach der ersten Begrüßung stellte er unvermittelt die Frage an Feys, was er von seiner Schülerin Barbara halte. Die Antwort aber fiel so günstig aus, daß Appenzelder dem Vorschlage, gleichfalls der Probe beizuwohnen, eifrig zustimmte. So überschritten denn die vier Kunstgenossen gemeinsam den Haidplatz, und Meister Gombert mußte seinen Kollegen vom Knabenchor erinnern, daß man am Dirigentenpult verlerne, um die Wette zu laufen.

Auch Wolffs Gehwerkzeuge standen an Länge weit hinter denen des großen und breiten Appenzelder zurück, doch wurde es ihm, froh bewegt, wie er war, leicht, gleichen Schritt mit jenem zu halten. In dem beglückenden Bewußtsein, sich den Dank eines geliebten Wesens zu verdienen, schaute er nach der „Neuen Wage“, dem großen Gebäude, hin, unter dessen Dache diejenige schon weilen mußte, deren Bild ihm Herz und Sinn erfüllte.

Ob sie ihn kommen sah?

Ob sie ahnte, wer seine Begleiter waren, und was ihr durch sie bevorstand?

So scharf er indes auch nach ihr ausschaute, konnte er doch hinter keinem Fenster eine Spur ihres Blondkopfes entdecken.

Trotzdem hatte Barbara von dem kleinen Gemache aus, in dem die „Chorverwandten“ Mantel und Umwurf ablegten, Wolff mit ihrem Gesangmeister Feys und zwei anderen Herren auf die „Neue Wage“ zuschreiten sehen und richtig geraten, wer der feine kleinere Herr in der mit Zobelpelz besetzten Schaube und der große, breitschulterige Bärtige war, die den Freund begleiteten. — Wolff hatte ihr beide beschrieben, und eine Ahnung sagte ihr, daß ihr durch sie Großes bevorstand.

Gombert war der Komponist des Vogelliedes, und während sie sich erinnerte, wie der Refrain dieser Tondichtung gestern auf Wolff gewirkt hatte, hörte sie die Thür sich hinter den Eintretenden schließen.

Da erfaßte sie der Wunsch, zu gefallen, der sie nie verließ, seit sie den ersten Beifall geerntet, heißer denn je.

Was bedeuteten die Zuhörer, vor denen sie bisher gesungen hatte, neben denen, deren Schritt jetzt auf den untersten Stufen vernehmbar wurde? Und halb von dem bestimmten Verlangen beseelt, Wolffs Urteil durch sie bestätigen zu hören, halb fortgerissen von einem übermächtigen innern Drange, sang sie den Refrain „Car la saison est bonne“ laut vor sich hin, während sie sich an der Treppe vorbei in den Tanzsaal begab, wo die Probe abgehalten werden sollte.

Ein wie naives Entzücken über das Allerschönste, einer empfänglichen jungen Menschenseele Wohlgefälligste in der Natur klang den niederländischen Meistern aus diesem schlichten Satze entgegen! Es war ihnen, als erfülle dieser Gesang den halbdunklen kalten Hausflur mit Sonnenlicht und Wärme. So hatte Gombert den Preis der Frühlingszeit vor dem innern Ohre vernommen, als er ihn in Musik setzte, so seine Komposition bisher von keinem Sänger erfassen sehen, von keiner menschlichen Stimme wiedergeben hören.

Wie gebannt blieb der bewegliche Mann auf der Treppe stehen, und nur ein kurzes „Mein Gott, mein Gott,“ gab seiner Empfindung Ausdruck. Dagegen rief der derbere Appenzelder, als die Sängerin plötzlich verstummte und eine Thür hinter ihr zufiel: „Potz Donner

und Blitz, das laß ich gelten! Wenn das Euer Nothelfer wäre, Kavalier Hartschwert — ja dann!"

„Er ist es," versetzte Wolff stolz und mit leuchtenden Augen; der wackere Graubart aber eilte Barbara nach, streckte ihr in seiner offenen, herzlichen Weise beide Hände entgegen und rief: „Dank, innigen Dank, schöne, teure Jungfrau! Wenn Ihr aber denkt, mit diesem Tropfen Nektar sei es genug, dann irrt Ihr. Ihr wecktet den Durst! — Sorgt nun — und auch Gombert wird es Euch danken — daß er mit einer volleren Gabe des Göttertrankes gestillt wird."

Und die Niederländer fanden die Tafel gedeckt, und diese Probe des Convivium musicum brachte Barbara Blomberg die glückseligste Stunde, die ihr bis dahin das Leben bescherte.

Hochklopfenden Herzens sah sie, wie ihr Gesang dem größten Tonsetzer seiner Zeit, dessen Name sie mit scheuer Ehrfurcht erfüllt hatte, nicht nur genügte, sondern tief ins Herz drang, und wie, während er ihr lauschte, die Augen des baumstarken Appenzelder, der aussah, als sei seine breite Brust gegen jede weiche Regung gepanzert, einen feuchten Schimmer gewannen.

Das war beim Gesang des Marienliedes Josquin de Près' „Ecce tu pulchra es" geschehen.

Ihre Stimme hatte dieser herrlichen Motette einen besonderen Zauber verliehen, und als sie das „quia amore langueo" — „weil ich nach Liebe lechze" — schloß, dem sie schon lange den Vorzug gab, wenn es sie drängte, sich von der unbefriedigten Sehnsucht ihres Herzens zu befreien, hatte sie Gombert zu dem Chormeister aufblicken sehen und das „Unübertrefflich" verstanden,

das nicht für sie, sondern für seinen Kunstgenossen bestimmt war.

Bisher hatte sie wenig gethan, ohne einen bestimmten Zweck zu verfolgen; diesmal aber nahm die Kunst und das hohe Verlangen, ihr gut zu dienen, ihr ganzes Wesen in Anspruch. Den berufensten Richtern gegenüber stellte sie die höchsten Ansprüche an sich selbst. Wohl freute es sie, auch Wolff zu zeigen, was sie vermochte, doch hätte seine Abwesenheit um nichts beeinträchtigt, was sie den Niederländern zu hören gab. Stolz und dankbar empfand sie, zu den Auserwählten zu gehören, denen es vergönnt ist, die höchsten und tiefsten Gefühle in der Menschenbrust mit den Mitteln einer edlen Kunst zum Ausdruck zu bringen. Wäre Appenzelder nicht gezwungen gewesen, die Probe zu unterbrechen, sie hätte am liebsten bis zur Erschöpfung weiter und weiter gesungen.

Was ihr bevorstand, ahnte sie noch nicht, als Gombert ihr seine Erkenntlichkeit in wohlgesetzten und doch herzlichen Worten aussprach.

Von den Mitsängern und Sängerinnen um sie her sah und hörte sie nichts; ja als die siebenzehnjährige Tochter des Syndikus Dr. Hiltner, die schon längst mit mädchenhafter Schwärmerei zu ihr aufschaute, sich an sie drängte und ihre anmutige stillere Mutter ihr aufrichtig befriedigt folgte, als andere es diesen beiden nachthaten, um ihr wahrhaft befriedigt oder bittersüß schöne Dinge zu sagen, unterschied sie kaum den einen vom andern, kaum redliches Wohlgefallen von bitterer Mißgunst.

Erst als Appenzelder gerade auf sie zuschritt und ihr die große Hand entgegenstreckte, fand sie die volle Besinnung wieder.

Lächelnd schlug sie ein und ließ dem alten Meister ihre kleine Rechte, während er mit gedämpfter Stimme und indem er auf Wolff wies, der ihm gefolgt war, zuversichtlich sagte: „Darf ich dem Kavalier glauben? Ihr würdet Euch bewegen lassen, dem alten feurigen Bewunderer, der ich bin, Eure herrliche Kunst zu leihen, wenn auch heute nur als Stimmführerin im Knabenchore . . .“

Hier unterbrach ihn Wolff, der einen abweisenden Zug an Barbaras Munde wahrgenommen hatte, mit der an sie gerichteten Ergänzung: „Um, was uns hier entzückt, Seine Majestät den Kaiser mitgenießen zu lassen.“

Da wich ihr das Blut aus den Wangen, und während sie sich an dem Fensterbrette festhielt, war es ihr, als hätte sie ein Zauber auf die Spitze des höchsten Turmes geschwungen. Unter ihr öffnete sich die schwindelnde Tiefe, und die Luft erfüllte sich mit einem Regen von Sceptern, von Kronen und goldenen Gnadenketten, die auf Hermelin und Purpurmäntel am Boden niedersanken.

Doch schon nach wenigen Sekunden war dies Wahnbild zerflossen, und bevor Wolff dem erblaßten Mädchen beispringen konnte, strich sie sich schon mit dem Tuch über die Stirn.

Dann atmete sie tief auf, schenkte dem Jugendgenossen einen dankbaren Blick und rief Appenzelder zu: „Verfügt über mein schwaches Vermögen, Meister, wie es Euch gut dünkt,“ und nach einer kurzen Pause, „versteht sich, nur, wenn mein Herr Vater es zugibt.“

Da schüttelte ihr Appenzelder, wie erlöst, von neuem die Hand, und diesmal so kräftig, daß es ihr weh that. Trotzdem leuchteten ihr die blauen Augen so hell, als

gäb' es für Schmerz und Leid keinen Raum mehr in ihrer Seele.

Nachdem sie mit dem Chormeister mancherlei Verabredungen getroffen, war es ihr, als hätte die wonnige, sonnige Lenzzeit, die ihr Gesang eben so köstlich gefeiert, auch in das kleine Gebiet ihres Lebens den fröhlichen Einzug gehalten.

Auf dem Heimwege dankte sie dem Freunde, der sie begleitete, so hingebend innig wie in der Kinderzeit, ja noch lebhafter und wärmer, und als er sich im ersten Stocke des Kantorhauses von ihr trennte, küßte sie ihm unaufgefordert die Wange und rief, während sie die Stufen hinaneilte, zu ihm herunter: „Da hast Du Deinen Lohn! Dafür geleitest Du mich aber auch erst zu der Probe mit den singenden Knaben und dann noch fein ins ‚Goldene Kreuz' — hättest Du's nicht selbst angestiftet, Du glaubtest es nimmer — zu Kaiser Karl."

Zehntes Kapitel.

In einem der unteren Räume des „Goldenen Kreuzes" war die Tafel des Kaisers gedeckt. Das Orchester und der Knabenchor hatten in der Sankt Leonhards-Kapelle Aufstellung gefunden. Eine breite Thür führte aus dem überwölbten, geweihten Raume zu dem Speisezimmer. Wenn man sie aufthat, drang Musik und Gesang in vollem Strom den Tafelnden entgegen.

Alles stand vor Mitternacht in Küche und Keller zum Empfange der Majestäten bereit. Schon hatte man auch die Wachskerzen und Lampen entzündet, als Königin Marie sich aufmachte, um den kaiserlichen Bruder der von ihr ersonnenen Ueberraschung, auf deren Wirkung sie lebhaft gespannt war, entgegen zu führen.

Vor einer halben Stunde hatte der Kaiser den letzten Vortrag entgegen genommen und dann dem Leibarzte, von dem er wiederum vor dem Uebermaß der Arbeit gewarnt worden war, aufgetragen, ihn vor Störung zu bewahren, weil es ihn nach einer einsamen Stunde verlangte.

Meister Mathys war diesem Befehl mit aller Strenge nachgekommen. Selbst den englischen Gesandten hatte

er abweisen lassen. Den Mitgliedern des Hofstaates und den Edelleuten, die sich während ihres Aufenthaltes in Regensburg an die Majestäten drängten und die Räume und Gänge des weitläufigen Gebäudes auch noch zu dieser späten Stunde mit buntem Leben erfüllten, war leises Auftreten und Stillschweigen anbefohlen worden.

Der Großkammerherr, Graf Heinrich von Nassau, trug Sorge, daß sich in der Nähe des Aufenthaltszimmers seines kaiserlichen Gebieters nichts regte, und die Haushofmeister Quijada und Malfalconnet waren ihm dabei behilflich. Nur den Jagdhunden der Königin Maria konnten sie das Bellen nicht verbieten, und als ihnen ihre fürstliche Herrin folgte, um den hohen Bruder in den Speisesaal zu geleiten, wagte Malfalconnet zu bemerken, daß der Löwe, wenn er sich in die Einsamkeit zurückzieht, bisweilen die Ruhe höher schätze als selbst die geliebteste und anbetungswürdigste seines erlauchten Geschlechts; die Statthalterin aber versetzte schnell, zur Löwenjagd sei sie noch nicht gekommen, aber auch der König der Tiere habe ihres Wissens einen Magen und sei froh, wenn man ihm die Ruhe mit guten Bissen würze.

„Das Mahl steht bereit,“ fügte Graf Büren hinzu, und Malfalconnet bemerkte nun mit einer tiefen Verbeugung: „Und es soll ja dazu die verdeckte klingende Schüssel gehören, mit der die Liebe und Weisheit Eurer Majestät den hohen Feinschmecker mit Zunge und Ohren zu überraschen gedenkt.“

Damit öffnete er behutsam die Thür des kaiserlichen Gemaches; die Hunde aber wurden von den Pagen zurückgehalten, die ihr die Schleppe des Festgewandes nachgetragen hatten. Zwei andere halfen ihr dienstbeflissen

den ihr nachschleifenden Brokat über den Arm nehmen, und so betrat sie das Gemach des erlauchten Bruders.

Dies war von solcher Tiefe, daß es einer kleinen Wanderung bedurfte, um zu dem Fenster zu gelangen, in dessen Nähe der Mailänder Schreibtisch aufgestellt war, an dem der Kaiser saß. Einem Dutzend Wachskerzen an einem silbernen Armleuchter fiel die Aufgabe zu, den großen Raum zu erleuchten, doch waren sie ihr so wenig gewachsen, daß sich weder die mythologischen Darstellungen an den Brabanter Gobelinteppichen, mit denen man die Wände behängt, noch die recht spärliche übrige Ausstattung des langen Zimmers von der Thür aus recht erkennen ließen.

So wurde die Umgebung des großen Monarchen, der dort rastete, von dämmerigem Dunkel den Blicken entzogen, und dem Auge des Eintretenden bot sich kein anderes Ziel als seine von Licht bestrahlte Gestalt.

Auch in der Seele der Statthalterin trat alles andere tief hinter der Person, dem Ergehen und Willen dieses Gewaltigen zurück. Doch sie hatte schon das halbe Gemach durchmessen, und immer noch war ihr Eintritt unbemerkt von ihm geblieben.

In Gedanken versunken saß Kaiser Karl mit der Stirn in der Hand vor den Papieren, die ihn beschäftigt hatten.

Wie düster er dreinschaute, wie trübe Gedanken sich wohl wieder in diesem sorgenvollen Haupte kreuzten.

So alt war er der Schwester noch nie erschienen.

Vielleicht war es das rastlose Denken und Erwägen des Staatsmannes und Feldherrn, das in den letzten Jahren das hellbraune Haar an den oberen Winkeln der Stirne gelichtet hatte.

Jetzt schien der rastende Herrscher auch den Geist zur Ruhe gebracht zu haben; denn jede Bewegung war auf seinem bleichen Antlitz erstorben. Selbst die scharf geschnittenen Flügel seiner langgestreckten Nase, die sich sonst schnell und gern regten, standen völlig still. Das schwere, von einem dünnen, kurz geschnittenen Vollbart umrahmte Kinn war, als hätte es den Halt verloren, auf die hohe Halskrause herabgesunken, und die starke, schlaff niederhängende Unterlippe schien die Spannkraft eingebüßt zu haben.

In dieser Stunde der Ruhe und des Sichgehenlassens hatte dieser unermüdliche und erfolgreich thätige Herrscher, völlig erschöpft, sogar aufgegeben, zu scheinen, was er war; denn das braune Haar umrahmte ihm wirr und zerwühlt Stirn und Schläfen, die Nesteln des Sammetwamses waren geöffnet, um seinen Unterkörper schlang sich eine verbrauchte wollene Decke von nichts weniger als kaiserlichem Ansehen, und der Fuß, in dem die Gicht hämmerte und stach, stützte sich auf seinen schlafenden Windhund und war mit Tüchern umwickelt, wie sie dem Kammerdiener Adrian eben zur Hand gewesen waren, nachdem der venetianische Gesandte, der Beichtvater und Leibarzt seinen Herrn verlassen.

Der Schwester schnitt es ins Herz, den mächtigen Bruder, von dem es hieß, in seinen Reichen ginge die Sonne nicht unter, so zu sehen.

Eine gute Weile blieb ihr Blick betrübt an ihm haften, doch auch als sie ihm einige Schritte näher trat, verharrte er in der starren Regungslosigkeit, die ihn befing, und die sich auch dem Hunde mitgeteilt hatte. Er kannte die Statthalterin und ließ sich durch sie in seiner Ruhe nicht stören.

Da überfiel sie eine große Bangigkeit, und das Bild der Leiche des Cid Campeador, die hoch zu Roß dem Feinde in aufrechter Haltung entgegenschwankte, drängte sich ihr auf.

„Majestät,“ und wieder „Majestät,“ rief sie ihm, um ihn nicht zu erschrecken, mit gedämpfter Stimme entgegen; doch die Antwort, der sie mit atemloser Spannung entgegenharrte, blieb aus, und nun drängte ihr das von schmerzlicher Angst erfüllte Schwesterherz den Ruf über die Lippen: „Carlos!“ und noch einmal „Carlos!“

Da rührte sich der Windhund, und zu gleicher Zeit hob der Kaiser das gebeugte Haupt und wandte es der Schwester zu.

Tief aufatmend und wie von einer Last befreit, eilte sie nun an seine Seite und ergriff seine fein gebildete Hand, um sie mit leidenschaftlicher Wärme zu küssen; er aber entzog sie ihr und sagte mit einem wehmütigen Lächeln, das dem starren Antlitz von vorhin einen neuen, liebenswürdigen Ausdruck verlieh, auf kastilisch, das er stets mit ihr redete: „So erregt, Querida? Der Anblick des stummen Bruders ängstigte die Schwester? Ja, Liebling, es gibt Dinge, die furchtbarer sind als der Eber, nach dem die mutige Jägerin den Speer wirft ... Das Erbe der Mutter ...“

Da neigte sie mit flehend erhobenen Händen das Knie; er aber richtete sie, weit kräftiger, als man es ihm eben noch zugetraut hätte, auf und fuhr, leise vor sich hinseufzend, fort: „Es gibt eben Stunden, Marie, in denen der Dämon, der die Mutter bewältigt, auch gegen den Sohn die Krallen ausstreckt. Doch trotz seiner höllischen Herkunft ist er ein feiger Wicht, und schon ein liebevolles Antlitz, ein zärtliches Wort jagt ihn ins Weite.“

„So sei mein Kommen gesegnet," versetzte sie innig. „Was meinem vielgeliebten Bruder und Herrn die Daseinsfreude verleidet, kann übrigens schwerlich ein Dämon sein oder ein anderes menschenähnliches Wesen. Die sind einander sämtlich in der Hauptsache so ziemlich gleich, und wie sollte der Höllensohn aussehen, der sich den gewaltigsten und hellsten Geist aller Zeiten anzufallen getraut und dennoch vor dem Blick eines schwachen Weibes das Hasenpanier ergreift? Wer die Sorgen kennt, mit denen die letzte Zeit Eure Majestät belastet, und die Tragweite der Entscheidung, zu der der Lauf der Ereignisse Euch drängt, den kann es nicht überraschen, wenn Euch einmal, wie vorhin, die gute Laune verhagelt. Dazu bedarf es, weiß Gott, keines Dämonenvolks und anderen teuflischen Gelichters."

„Gewiß nicht," versetzte der Kaiser. „Aber es bleibt sich auch gleich, wie die unbesiegbare Gewalt heißt, die dem einsamen, an Liebe und Freude verarmten Manne mit wüsten Schreckbildern die spärlichen Stunden der Ruhe vergällt. Doch lassen wir das! Wenn Du kommst und die Stimme erhebst, ist es, als hörten die trüben Gedanken das Halali, das Deine Hirsche und Rehe ins Dickicht zurück treibt, Marie. Jetzt suchst Du mich auf, um mich zur Tafel zu rufen?"

Sie bejahte es, und er konnte sie nun nicht verhindern, ihm dennoch die Hand zu küssen.

Dann griff sie nach dem zierlichen Glöcklein auf dem Schreibtische, um dem Kammerdiener Adrian zu schellen; Karl aber hielt sie zurück mit dem Rufe: „Laß ihn. Ich folge Dir, wie ich hier bin, wenn es Dir nicht widersteht, mit mir Vogelscheuche von einem Manne das

Mahl zu teilen. Gestatte mir nur, die Akten hier einzuschließen."

„Aus Rom?" frug die Statthalterin gespannt.

„Leicht zu erkennen," versetzte der Kaiser. „Neue, überraschend günstige Verheißungen. Von meiner Seite wird nichts verlangt als die kleine Verpflichtung, den Protestanten in religiösen Dingen nichts zuzugestehen, was der Papst oder das Konzil nicht billigen. Stimme ich zu und nehme das Verheißene an, wird jedermann meinen, ich sei im Vorteil — und dennoch . . . Kommt der Vertrag zu stande, gilt es den Leitstern der Politik vieler Lustren vom Himmel reißen und eine meiner liebsten, reifsten, heiligsten Hoffnungen begraben."

Da unterbrach ihn die Königin erschreckt: „Das wäre sicher und gewiß die Unheilsfrucht, die aus solchem Vertrage erwüchse. Durch ihn würde dasselbe Konzil dem Papste mit gebundenen Händen überantwortet werden, von dem Eure Majestät so sicher erwarteten, es würden sich auf ihm die Mißbräuche in geordnetem Wege beseitigen oder doch mildern lassen, die so viele Christen zum Abfalle von der heiligen Kirche antreiben. Wie oft hörte ich auch ihren allergetreuesten Sohn eingestehen, daß solche Mißbräuche vorhanden. Willigt ihr aber in das Bündnis, so wird der Eigennutz der Hierarchie zu verhindern wissen, daß auch nur eine einzige durchgreifende Besserung eintritt, und statt des Ueberwinders der Mißbrauch-Hydra macht sich Eure Majestät zu ihrem Pfleger."

„Und," fügte der Kaiser, der immer noch seinen Platz am Schreibtisch behauptete, liebenswürdig hinzu, „dieser Vertrag würde mich außerdem in die schmerzliche Notwendigkeit versetzen, dem dringendsten Wunsche der ge-

liebtesten, schönsten und weisesten meiner Schwestern zuwider zu handeln."

„Weil er den Krieg mit den evangelischen Reichsfürsten unvermeidlich machte," rief die Statthalterin erregt. „O, Majestät, Ihr wißt, daß die ketzerische Bewegung, die mir auch in meinen Provinzen das Leben schwer macht, mir wie Euch hier in Deutschland viel zu weit geht, ja daß sie mir tödlich verhaßt ist, weil mir nichts höher steht als unsere heilige Kirche, ihre Größe und Einheit. Aber sollte es ihr wirklich zum Heile gedeihen, wenn das Schisma, das nun einmal besteht und das Ihr selbst durch das Konzil zu heilen gedachtet, sich durch eben dieses Konzil verschärft und vielleicht sogar verewigt? Schon längst will mir nichts verabscheuungswürdiger erscheinen als dieser Krieg. Das weiß Eure Majestät, und mein Herr und Bruder mag es mir darum nicht verargen, wenn ich ihn der Stunde gemahne, in der er mir noch vor wenigen Monden gelobte, ihm aus dem Wege zu gehen und alles aufzubieten, um es in diesen deutschen Landen, was die Religion angeht, zu einem friedlichen Ausgleich zu bringen."

Da schaute der Kaiser der Schwester gerade ins Antlitz und sagte, während er sich mühsam erhob, mit majestätischer Würde: „Und ich meine Euer Liebden nie Anlaß gegeben zu haben, an meinem Worte zu zweifeln."

Dann änderte er den Ton und fuhr freundlich fort: „Nichts — ich wiederhole es — soll unversucht bleiben, um den Frieden zu erhalten. Es ist mir ernst damit, Kind, so viel Gründe es auch jetzt für das Losschlagen gäbe. Auf der langen Liste dort stellte ich sie zusammen, und

die Spanier am Hofe fügen in jeder Stunde neue hinzu. Liegt Dir daran, sie kennen zu lernen …"

Hier stockte er, weil die Gicht in seinem Fuße sich heftiger regte; sie aber benützte die Pause und rief: „Sie sind mir, denke ich, bekannt. Dem Staatsmanne und Feldherrn fällt es gerade jetzt sauer, das Schwert in der Scheide zu behalten, weil Rom mehr bietet denn je, weil gerade jetzt von keinem der mächtigsten Staaten ein ernstlicher Einwand zu befahren, weil die Reichsfürsten nichts versäumten, um den Groll meines kaiserlichen Bruders zu erregen. Das weiß ich alles, und dennoch steht es fest wie das Alpengebirge …"

Da lachte Karl leise auf: „Was so fest stünde in der Politik, das, Du erfahrene Regentin, läßt sich nur an einer Stelle finden: in der Einbildungskraft einer hochgemuten Frau nämlich, die, was sie für recht hält, durchzusetzen begehrt. — Auch mir — Du darfst es glauben — widerstrebt dieser Krieg, und wie die Sachen jetzt stehen, dürfen die deutschen Abtrünnigen eher als wir einen rühmlichen Ausgang erwarten. Trotzdem kann es aber geschehen, daß man mich zwingt, Dich um die Rückgabe meines Versprechens zu bitten."

„Den wollte ich sehen," unterbrach ihn hier die Königin feurig, „der meinen hohen Bruder zwingen könnte, was auch immer gegen seinen kaiserlichen Willen zu unternehmen."

„Hoffen wir," fiel Karl ihr hier mit einem bitteren Lächeln ins Wort, „daß uns dieser Uebermächtige nicht allzu früh zu Gesicht kommt. ‚Unerwartete Umstände' heißt der unwiderstehliche Dränger. Mit einem seiner Vorläufer wurde ich heute schon bekannt. Da liegen die Akten.

Weißt Du, wozu das elende Papier dort mich, den Kaiser, zwingt, ja zwingt — ich wiederhole es? Zu nichts Geringerem, Marie, als der Gerechtigkeit wissentlich ins Gesicht zu schlagen, deren Hüter ich sein soll und sein möchte. Ich übertreibe mit nichten; denn einen Brudermörder entziehe ich dem Gerichte, ja ich ebne ihm den Weg, damit er straflos entkomme."

„Du meinst den Alfonso Diaz," sagte die Königin kleinlaut, „der seinen Bruder Juan von einem gedungenen Mörder erschlagen ließ, weil er von der heiligen Kirche abfiel und sich der evangelischen Lehre hingab. Vorhin noch erzählte mir Malvenda —"

„Er war der Urheber des Verbrechens," unterbrach sie der Kaiser. „Jetzt freut er sich seiner als einer dem Himmel wohlgefälligen Großthat, und viele Tausende, ich weiß es, stimmen ihm bei. Und ich? Wäre Juan Diaz ein deutscher Johannes oder Hans gewesen, heute schon hätte Kaiser Karl Alfonso seine Schuld auf dem Richtblock büßen lassen. Doch die Brüder waren Spanier, und das ändert die Sache."

Bei diesem Satze, der ihm fest und entschieden von den Lippen klang, gewann seine Haltung die verlorene Festigkeit zurück, und der Blick seines Auges traf das der Schwester mit feurigem Glanz, als er fortfuhr: „Was hier im Norden auf dem Gebiete der Religion in wohl zubereitetem Boden und unter der Hut nur zu geschickter und kampfbereiter Männer Wurzel schlug, was wir dulden mußten, weil es zu schnell und kräftig erwuchs, als daß wir es hätten ausrotten und niederschlagen können, ohne ein großes Reich zu entvölkern und anderes sehr Wichtige aufs Spiel zu setzen, für unser Spanien würde es den

Untergang bedeuten. Wer es wagen wollte, in seinen heiligen Boden die Ketzerei zu verpflanzen, der wäre der verruchteste der Völkerverderber; denn Spanien, die heilige Kirche und sein Königtum sind eins. Der bloße Gedanke an einen in die Heimat zurückkehrenden Juan Diaz, der sich hier mit den lutherischen Ketzerlehren vollsog und dann die Herzen der Kastilier mit ihrem Gifthauch angesteckt hätte, bringt auch mir das Blut in Wallung. Um Spaniens willen zwingt mich darum eine höhere Gerechtigkeit, die weltliche zu verletzen. Jenseits der Pyrenäen sollen die Leute erfahren, daß es selbst für den Bruder keine Schuld ist, sondern Pflicht, dem Bruder, der von der heiligen Kirche abfiel, das Leben zu kürzen. Mag Alfonso Diaz sich bemühen, Absolution zu erlangen. Es wird ihm nicht schwer fallen. Vor den Richtern, die im Namen des fünften Karl Recht sprechen, kann er ruhig schlafen."

Dabei schwenkte er die Hand, wies den Windhund zurück, den seine laute Rede veranlaßt hatte, sich an ihn zu drängen, und blickte zu den kunstvoll gearbeiteten Nürnberger Uhren auf dem Schreibtische hin, von denen zwei gleichzeitig zum Schlage ausholten. Dann griff er selbst nach dem Glöckchen, schwang es und gestattete dem Kammerdiener Adrian dennoch, sein Haar und seine Kleider notdürftig zu ordnen.

Endlich forderte er die Schwester auf, ihn zur Tafel zu begleiten.

Das Gehen mit dem unbeschuhten Fuße fiel ihm sauer, und als er wahrnahm, daß die Statthalterin bedenklich zu den Tüchern niederschaute, die ihn umwanden, sagte er, während er sich mühsam fortbewegte: „Denke, wir

wären auf der Jagd und der Stiefel im Sumpfe stecken geblieben. Von Deiner Seite bin ich der Nachsicht gewiß. Für die anderen bin ich auch mit nur einem Schuhe der Kaiser."

Damit öffnete er die Thür und nötigte, während der Kammerdiener den Windhund zurückhielt, die Statthalterin mit ritterlicher Höflichkeit, ihm voran zu schreiten; sie aber bestrebte sich, ihm den Vortritt zu lassen, bis Baron Malfalconnet mit einer tiefen Verbeugung vor der Statthalterin sagte: „Es geht ja zu Tisch, Majestät, und Ihr bewahrt darum unsern Kaiser und Herrn vor dem unwürdigen Verdachte, der erste bei der Schüssel sein zu wollen, wenn Ihr ihm vorangeht."

Damit wies er auf die Schwelle; Karl aber, der auf die Scherze des Barons oft eine schlagende Antwort bereit hielt, folgte stumm und mit umwölktem Antlitze der Schwester.

An ihrem Arme stieg er dann mit dem Krückstocke, den Quijada ihm stillschweigend gereicht hatte, behutsam die Treppe hinunter. Den Vorschlag des Arztes, sich, wenn die Gicht ihn plagte, auch im Hause einer Sänfte zu bedienen, hatte er unwillig zurückgewiesen.

Elftes Kapitel.

Die Majestät, deren Wesen verlangt, daß man zu ihr aufsieht, scheut das niederwärts gerichtete Auge des Mitleids. Dennoch hätte Kaiser Karl bei diesem Gange, auch auf die Gefahr hin, einen beklagenswerten Anblick zu gewähren, sich gern des Tragstuhls bedient.

Er, der die stolze Empfindung in sich selbst großgezogen hatte, in seiner Kaisermacht die weltliche und geistige Oberhoheit über die gesamte Christenheit zu vereinen, hätte jetzt gern mit den gebräunten, starkknochigen Leibwächtern, die zur Seite der Treppe die Hellebarde vor ihm präsentirten, den Platz gewechselt. Dennoch wies er den ihm innig vertrauten Haushofmeister Luis Quijada mit einem unwilligen Blicke und mit der scharfen Frage: „Wer rief Dich?" zurück, als er es wagte, ihm in demütig bittender Haltung den starken Arm darzubieten. Dabei zwang ihn der Schmerz, an jeder dritten Stufe stehen zu bleiben und sich dann und wann auf die kräftige Hüfte der königlichen Schwester zu stützen.

Der Statthalterin that es wohl, ihm behilflich zu sein, und als sie ihm in das von Sorge und Schmerz entstellte Antlitz schaute und der schönen Ueberraschung

gedachte, die sie für ihn bereit hielt, befahl sie, ohne daß Karl es bemerkte, den Pagen und Höflingen, die ihnen auf dem Fuße folgten, durch einen Wink der Hand und des Auges, zurückzubleiben. Dann schaute sie dem Bruder ins Antlitz und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Wie Ihr leiden müßt, Carlos! Doch dem Martyrium muß ja die Seligkeit folgen. Nur noch wenige Stufen und etliche Minuten, und Ihr schaut dem Leben wieder froheren Mutes ins Antlitz. Ihr wollt es nicht glauben? Es bleibt aber dennoch dabei. Ich wäre sogar geneigt, das eigene Heil daran zu verwetten."

Da schüttelte er mißmutig das Haupt und entgegnete bitter:

„Man soll mit dergleichen nicht spielen, und Du würdest dazu die Wette verlieren; denn den frohen Mut, mi querida, begrub ich schon längst, und allzu viel sorgt dafür, daß er keine Auferstehung feiert. Was der Himmel mir früher an guten Gaben zu genießen vergönnte, hat den alten Reiz für mich verloren; — statt des Brotes reicht er mir jetzt Steine. Das Beste, was er mir noch gönnt — damit ich ehrlich und nicht undankbar bin — ist ein gut zubereitetes Mahl. Lächle nur! Hörten mich Moralisten und Philosophen, sie zögen die Stirn kraus. Aber auch ihnen gewährt das Speisen guter Dinge Genuß. Schade nur, daß die Sättigung ihm ein so schnelles Ende bereitet."

Damit stieg er wieder einige Stufen hinab; die Königin aber sagte munter, indem sie ihn mit aller Sorgfalt stützte:

„Die niederen Sinne, den Geschmack an der Spitze, und die höheren des Gesichts und Gehörs, Eure Majestät

— ich weiß ja — stellt sie alle mit gleichem Rang in dasselbe Regiment ein; Eure gehorsame Dienerin spricht dagegen nur den höheren das Offizierspatent zu. So scheint es mir richtig, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, den größten Heerführer und geschmackvollsten Kenner des Lebens zur Billigung meiner Rangordnung zu bewegen."

„Wenn der neue Küchenmeister hält, was er verspricht, ganz gewiß nicht," entgegnete Karl, indem er auf den Ton der Schwester einging. „de Rye versichert übrigens zum Glück, er hätte nicht seinesgleichen. Wir werden ja sehen. Was die Sinne angeht, so wurden uns alle in gleicher Weise zu teil, um Wahrnehmungen aufzunehmen und sie der Urteilskraft zu übermitteln. Warum soll nun, was Zunge und Gaumen . . . Aber halt . . . Der Teufel mag mit solchen Marterzangen am Fuße philosophiren."

„Das läßt sich auch viel besser verrichten," versetzte die Statthalterin und streichelte dem gepeinigten Manne zärtlich den Arm, „während die fünf ungleichen Brüder ihres Amtes walten. Den hohen Heiligen sei Dank! Da wären wir unten. Nein, Carlos, nein! Nicht durch die Kapelle! Die Steinfließen sind dort so hart und kalt."

Damit führte sie ihn um sie herum in das Speisezimmer, wo eine größere Tafel für die nächste Umgebung des Monarchen und eine kleinere für ihn und die Statthalterin gedeckt stand.

Mürrisch, im Banne der ausgestandenen Pein bekreuzte sich der gequälte Herrscher und ließ sich nieder. Quijada und der junge Graf Tassis, der Lieblingspage des Kaisers, gaben seinem leidenden Fuße die bequemste Stellung, und

der Kammerherr Graf Büren reichte dem Monarchen den Küchenzettel. Ungesäumt unterrichtete er sich über den Inhalt, und sein Antlitz gewann ein noch finstereres Ansehen, als er die gewürzte Wildpastete vermißte, die der neue Kochkünstler in Vorschlag gebracht und seine Billigung gefunden hatte. Die Frau Statthalterin hatte sie fortzulassen befohlen, weil sie von Meister Mathys als Gift für den Gichtkranken bezeichnet worden war, und sie bekannte sich zu diesem Vergehen.

Es geschah mit der offenen Herzlichkeit, über die sie dem Bruder gegenüber verfügte; Karl fiel ihr aber schon nach den ersten Worten in die Rede. Unwirsch verbat er sich jede Einmischung — auch die ihre — in Angelegenheiten, die ihn allein angingen, und gebot im gleichen Atem dem Grafen Büren, Sorge zu tragen, daß die gewürzte Pastete dennoch aufgetragen werde.

Verdrießlich griff er dann mit eigener Hand, ohne des Schenken hinter sich zu achten, als wolle er der Schwester deutlich machen, wie wenig ihr Einwand ihm gelte, nach dem Kristallkrug, füllte sich den Becher mit feurigem Xereswein und leerte ihn schnell, obgleich ihm der Arzt während der Gichtschmerzen mit diesem erhitzenden Getränk nur die Lippen zu netzen erlaubte.

Der nicht allzu weichherzigen Jägerin wurden die Augen feucht bei diesem Anblick.

Das war der Dank für die treue Sorge, mit der sie den Bruder umgab! Wer konnte wissen, ob ihre Ueberraschung ihn nicht auch, statt ihn zu erfreuen, aufbringen würde? Zog er doch, als wäre ihm die schwerste Unbill widerfahren, die Stirn zusammen, und das thränenfeuchte Auge der Schwester veranlaßte ihn, mit dem

Wunsche, sein wenig ritterliches Aufbrausen gegenüber einer Dame zu beschönigen, ärgerlich hervorzustoßen:

„Einen Genuß, eine Freude nach der andern entzieht man mir, und das wenige, was übrig bleibt, auch das wird mir geschmälert, wo es nur angeht. — Wer hätte Schwereres zu tragen, und selbst in den wenigen Stunden, wo es die Zentnerlast abzuwälzen gelingt, verleidet ihr mir die Erholung."

Hier schwieg er und griff eigenwillig zum andernmale nach dem goldenen Henkel des Kruges.

Die Königin ließ es schweigend geschehen.

Widerspruch hätte den eigenwilligen Herrn jetzt sicher bewogen, auch diesen Becher zu leeren. Selbst ein bittender Blick wäre bei diesem Anlaß nicht am Platze gewesen. So schaute sie denn still und wehmütig auf den silbernen Teller; den Kaiser aber verdroß auch ihr Schweigen, und schon schickte er sich an, seiner üblen Stimmung neuen Ausdruck zu geben, als die Kapellenthüre ihm gegenüber sich aufthat und die Ueberraschung begann.

Das Zeichen zum Anstimmen des Gesanges hatte die Uebergabe der ersten Schüssel von seiten des Aufwärters an einen der großen Herren, der sie den Majestäten reichte, gegeben.

Da klärte das Antlitz der Statthalterin sich auf, und statt Enttäuschung und Kummer netzte ihr jetzt wahre Herzensfreude die Augen; denn wenn je eine Ueberraschung die gewünschte Wirkung erzielt hatte, so war es diese.

Als hätten sich vor ihm die Pforten des Paradieses geöffnet, schaute Karl nach dem Kapellenthore hin, aus dem ihm die ihm völlig neue „Benedictio mensae" Meister

Gomberts als echter Segens- und Weihegruß fromm und doch heiter, bald ernst, bald freudvoll entgegentönte.

Wie auf den Wink eines Zauberers wichen ihm die Falten von der sorgenvollen Stirn. Das matte Auge gewann einen hellen, andächtigen Glanz, und seine gebeugte Gestalt richtete sich auf. Um zehn Jahre verjüngt erschien er der Schwester. Aus jedem seiner Züge ersah sie, wie tief dieser Gesang ihn ergriff.

Sie kannte den kaiserlichen Bruder.

Hätte ihm die Flut von reinen und edlen Tönen, die so unerwartet auf ihn einströmte, nicht Herz und Seele ergriffen, sein Auge wäre wenigstens auf kurze Zeit von der Schüssel gefesselt worden, die Graf Krockow ihm mehr als einmal entgegenstreckte; denn sie enthielt ein Ragout von Austern, die ein reitender Bote heute Mittag von der Nordsee in die Donaustadt gebracht hatte.

Lange Minuten vergingen indes, bevor er dieser Schüssel, die zu seinen Lieblingsgerichten gehörte, achtete.

Wie der Gesang Barbaras die großen Tonkünstler vor wenigen Stunden, so ergriff er jetzt den kaiserlichen Musikkenner beim nächtlichen Mahle. Niemals meinte er etwas Köstlicheres vernommen zu haben, und als die Benedictio mensae verhallte, erfaßte er die Hand seiner Schwester, zog sie zwei-, dreimal an die Lippen und dankte ihr mit so inniger Wärme, daß sie die Durchführung ihres glücklichen Einfalls segnete und die peinlichen Augenblicke von vorhin willig vergaß.

Wie verwandelt ließ er sich nun berichten, wer auf den glücklichen Einfall gekommen sei, seine Hofkapelle und ihren Knabenchor hierher zu berufen, und wie er zur Ausführung gekommen; als er es aber erfahren, pries er

mit aller Wärme die Feinfühligkeit und echt weidmännische Thatkraft ihrer starken und liebreichen Frauenseele.

Die Hofkapelle bewährte sich aufs beste und nicht minder der neue Küchenmeister. Der mit Schnepfen gefüllte Fasan und die Trüffelsauce, die mit ihm aufgetragen wurde, mundeten ihm köstlich. Er nannte dies Gericht einen Triumph der niederländischen Kochkunst. Was ihm die Last der Sorgen und die Anfälle der Gicht eben noch zugefügt hatten, schien vergessen, und als die Kapelle schwieg, verlangte er den Knabenchor wiederum zu hören.

Diesmal trug er den schönsten Abschnitt aus dem Marienliede Josquin de Près' „Ecce tu pulchra es" vor, und als Barbaras „Quia amore langueo" *) ihm mit seinem nach Liebe lechzenden Wohllaut Ohr und Herz berührte, winkte er der Schwester mit staunendem Entzücken zu und lauschte dann, wie der Welt entrückt, bis die letzten Töne der Motette verhallten.

Wo hatte Appenzelder den Wunderknaben entdeckt, der dies „Quia amore langueo" sang?

Durch Don Luis Quijada ließ er den Meister und den jungen Sänger seines wärmsten Beifalls versichern, und gestattete dann auch der Königin, den Chor und seine Führer aufzusuchen, um sich zu erkundigen, wen es ihm an die Stelle des jungen Kölners zu setzen gelungen war, den er in dem „tu pulchra es" oft, doch mit unvergleichlich viel geringerer Tiefe der Empfindung, sich hatte hervorthun hören.

Als sie zu ihm zurückkehrte, unterrichtete sie Karl von dem Mißgeschick der beiden Knaben, und wie glücklich

*) Weil ich nach Liebe lechze.

Appenzelder bei der Wahl des Ersatzes gewesen. Daß jetzt ein Mädchen an der Spitze seines Chors stand, verschwieg sie ihm noch; denn so freundlich der Bruder ihr auch zunickte, während sie sich wieder an der Tafel niederließ, konnte doch niemand wissen, wie er diese Unregelmäßigkeit aufnehmen würde.

Morgen war dazu der erste Mai, der Sterbetag seiner Gemahlin Isabella, die ihm der Tod vor sieben Jahren entrissen, und je mehr sie selbst die seltene eigenartige Schönheit der blonden Sängerin überrascht hatte, desto weniger durfte sie es gerade heut oder morgen wagen, in die Erinnerungen an die Dahingegangene das Bild eines andern, so selten bevorzugten Weibes zu mischen.

Wohl hatte der Kaiser ihr schon einige Fragen über die jungen Sänger vorgelegt und erfahren, daß die metallreiche schwächere Stimme, die so schön mit der des Stellvertreters des erkrankten Johannes zusammenstimmte, dem kleinen Malteser Hannibal angehörte, dessen Lieblingswunsch durch Wolffs Fürsprache zur Erfüllung gelangt war. Seine Erkundigung wurde indes durch einen neuen Vortrag des Knabenchors unterbrochen.

Wiederum nötigte er den Herrscher zu enthusiastischem Beifall, und als ihm, während er noch „Bravo“ rief, die gewürzte Wildpastete, die inzwischen, trotz des früheren Verbotes der Frau Statthalterin, neu hergestellt worden war und schön gebräunt einen Kranz der leckersten Beigaben überragte, dargereicht wurde, wies er sie zurück. Dabei suchte er die Augen der Schwester, und seine ausdrucksvollen Züge teilten ihr mit, daß er sich ihr zu liebe Entsagung auferlegte.

Ein schöneres Geschenk hatte er ihr lange nicht geboten.

Des Weines sich zu enthalten, schien ihm allerdings in dieser Stimmung unmöglich. Er munterte ihn auf und verdoppelte den unerwarteten Genuß.

Leider sollte er diesen Verstoß gegen die ärztliche Vorschrift nur zu schnell büßen; denn das erhitzte Blut steigerte die Gichtschmerzen zu solcher Heftigkeit, daß er das Verlangen, diesem köstlichen Gesange noch länger zu lauschen, aufgeben mußte.

Stöhnend ließ er sich — diesmal auf einem Tragestuhl — in das Schlafgemach zurückbringen.

Dort erkundigte er sich, trotz der Schmerzen, die ihn quälten, zuerst nach dem Briefe, in dem Granvella dem königlichen Herrn jeden Abend zu wissen that, was er von den am nächsten Tage zu erledigenden politischen Angelegenheiten dachte.

Meister Adrian, der Kammerdiener, hatte ihn eben gebracht, doch diesmal überflog Karl die wichtigen Meinungsäußerungen des jungen Hochburgunders schnell und ohne tieferes Eingehen. Das Wort, der Kaiser könnte ihn nicht entbehren, er aber den Kaiser, hatte ursprünglich seinem Vater gegolten, dessen Stellung er in jeder Hinsicht zur Zufriedenheit des Monarchen ausfüllte.

Der Beichtvater hatte den Herrscher an den Gedenktag erinnert, der schon angebrochen und den Karl in seiner Weise zu feiern gewöhnt war.

In aller Frühe hörte er nach wenigen von Schmerzen gestörten Nachtstunden die Messe. Dann hielt er sich stundenlang in dem schwarz ausgeschlagenen Zimmer auf, wo er sich einsam in sich selbst zurückzog.

Die Statthalterin wußte, daß er an diesem Gedenktage auch nicht für sie zu sehen sein würde. Die gelungene

Ueberraschung bürgte dafür, daß die Musik ihm auch morgen ihre Gegenwart ersetzen würde, und bevor sie sich von ihm trennte, erbat sie sich einen kurzen Urlaub für die Jagd, nach der sie sich sehnte, und die Erlaubnis, seinen Haushofmeister Quijada mit sich zu nehmen.

Aus einem schwer verständlichen Gemurmel des Leidenden ging hervor, daß er ihrem Gesuche zugestimmt hatte. Es war ungern geschehen, die Königin aber brach mit Don Luis und einem kleinen Gefolge bei Tagesanbruch auf, während der Kaiser sich in das schwarz ausgeschlagene Zimmer zurückzog.

Die Gicht hätte ihm eigentlich verboten, vor dem Altare niederzuknieen, von dem aus ihm das von einem großen Florentiner Meister aus Elfenbein geschnitzte schmerzensreiche Antlitz des gekreuzigten Erlösers entgegenschaute; er nahm diese Qual aber dennoch auf sich.

Schon in der Zeit des Wohlseins und Glückes, als er vom dreiundzwanzigsten Jahre an außer dem hohen Gute der Gesundheit, außer dem Ruhme, der Macht und der Frauenliebe aller Gaben in reichem Ueberfluß genossen hatte, die der Himmel dem Sterblichen schenkt, war sein frommes Gemüt auf den Rückzug in das düstere, einsame Gemach verfallen.

Was ihn dann immer wieder dahin führte, war eine dem Bangen der Alten vor dem Neide der Götter verwandte Empfindung und dazu die Mahnung seines frommen Lehrers, des späteren Papstes Hadrian gewesen, je weniger der Mensch sich selbst schone, desto sicherer dürfe er auf die Schonung Gottes hoffen.

Und wahrlich, dieser von schwer erträglicher Pein gequälte Mächtige verfuhr grausam genug mit sich selbst,

als er das von Schmerz zerrissene Knie sich so lange zu beugen zwang, bis ihm im Uebermaße der Marter die Sinne zu schwinden drohten.

Tiefere Sammlung als hier fand er nirgends, brünstiger beten konnte er an keiner Stelle, und was er am heißesten vom Himmel erflehte, war, daß er ihn vor dem Schicksal der wahnsinnigen Mutter bewahre, daß er den Dämon fern von ihm halte, den er in mancher trüben Stunde die Hand nach sich ausstrecken sah.

Hier suchte er sich auch in das Wesen des Todes zu versenken. In diesem mit der Farbe der Trauer bekleideten Raume fühlte er sich schon hienieden seiner alles gleich machenden Gewalt verfallen. Hier faßte sein Geist wie der eines Sterbenden während kurzer Augenblicke zusammen, was das Leben hienieden ihm geboten hatte, und was ihn jenseits der Grenzen des kurzen Erdendaseins in der Ewigkeit erwartete.

Dabei geriet der des Denkens gewöhnte Mann auf manchen gefahrvollen Zweifel, doch er brauchte nur zu dem Gekreuzigten aufzuschauen, um den Weg zu den Verheißungen seiner Kirche wieder zu finden.

Die letzten Jahre hatten ihm so viel vom wertvollsten Inhalt und von der besten Zier seines Lebens genommen und ihn innerlich und äußerlich mit so bitterem Weh heimgesucht, daß es ihm zu erkennen leicht wurde, welcher Gewinn ihm durch den Tod bevorstand.

Was er ihm rauben konnte, war leicht verschmerzt, was er ihm an Erleichterung zu gewähren verhieß, konnte keine Macht, keine Wissenschaft und Kunst hienieden ihm verschaffen: Erlösung von grausamen Schmerzen und erdrückenden Sorgen.

Während er die deutsche Sprache erlernte, war ihm der Name „Freund Hein", mit dem er den Tod bezeichnen hörte, befremdlich erschienen, jetzt glaubte er ihn zu verstehen; denn der Sensenmann blickte auch ihm mit der Miene eines Freundes, der ihn, war die Zeit gekommen, nicht vergeblich warten lassen würde, entgegen.

Als er dabei der verstorbenen Gemahlin gedachte, der dieser Gedenktag galt, fühlte er sich geneigt, sie zu beneiden.

Was er durch ihren Tod verloren hatte, schien anderen, die die langen Zeiträume kannten, in denen sie getrennt von einander eigene Wege gewandelt waren, nur wenig; er aber wußte, daß es mehr war, als sie dachten; denn mit Isabella hatte er die Sicherheit verloren, daß jeden seiner Schritte die aufrichtige, ja vielleicht die zärtliche Teilnahme eines ihm schon durch das Sakrament der Ehe zugehörenden Wesens begleitete.

Zugleich mit dem Aufwachsen der herben Ueberzeugung, von niemand mehr nur um seiner selbst willen geliebt zu werden, war ihm die Daseinsfreude verdorrt.

In dem schwarz ausgeschlagenen Zimmer erschien ihm das eigene Herz wie erstorben, wie dürres Holz, das nur ein Wunder zu neuem Ergrünen führen konnte.

Mit dem einzigen wahren Mitleid, das ihm zu Gebote stand, dem mit sich selbst, machte er der Kniebeugung, die ihm unerträglich geworden war, ein Ende.

Mühevoll ließ er sich auf den bereit stehenden Armstuhl nieder und fragte sich aufatmend, ob denn jede Freude für ihn erloschen.

Nein!

Die Musik zwang das erstarrte Herz immer noch zu schnelleren Schlägen.

Dabei gedachte er des Genusses, den ihm der letzte Abend bereitet, und plötzlich war es ihm, als vernähme er zum andernmal das „Quia amore langueo“ — weil ich nach Liebe lechze, das ihm gestern die Seele bewegt.

Ja! Auch ihn verlangte immer noch nach Minne, nach einer andern, heißeren, als sie ihm das laue Blut der kaiserlichen Mutter seiner Kinder gewährt hatte, oder die Anhänglichkeit der Schwester, der das Weidwerk mehr galt als alles andere, mehr sicherlich als seine Gesellschaft.

Doch solche Gedanken gehörten nicht in diesen, ernsten Betrachtungen gewidmeten Raum. Zu ganz anderen Empfindungen rief auch der Gedenktag ihn auf. So kräftig er sich ihrer erwehrte, fuhren die erwachten Sinne doch fort, ihr Recht zu fordern, und während er die Augen schloß und die Stirn auf die mit schwarzem Tuch bekleidete Platte stützte, traten ihm wechselnde Bilder aus besseren Tagen entgegen. Auch er hatte sich eines rüstigen, starken und geschmeidigen Körpers erfreut. Beim Lanzenstechen war ihm der Sieg auch über gefürchtete Gegner sicher gewesen, als Stierfechter hatte er es dem Matador zuvorgethan, als gewandter Teilnehmer am Ringelreiten und spanischen Stockspiel, sowie als unermüdlicher Jäger kaum seinesgleichen gefunden. Die Herzen vieler schönen Frauen hatten ihm in der Blütezeit der Jugend warm entgegengeschlagen; doch er war wählerisch gewesen. Wo er es aber auf den Sieg abgesehen hatte, war er ihm selten entgangen.

Die üppige blonde Herzogin von Aerschot, die schwarzäugige Cornelia Annoni aus Mailand, die fromme Dolores Gonzaga mit den großen stillen Schwärmeraugen, und wieder und wieder, die anderen alle verdrängend, die schüchterne

Johanna van der Gheynst, die unter der zarten Hülle einen Vulkan von heißer Leidenschaftlichkeit verbarg. Sie hatte ihm eine Tochter geschenkt, deren Haupt jetzt eine Krone schmückte. Trotz der kurzen Dauer ihres Liebesbundes war sie ihm teurer gewesen als die anderen alle — teurer selbst als die Frau, mit der ihn das Sakrament der Ehe später verband.

Und sie, die ihm der Tod heute vor sieben Jahren geraubt?

Bei dieser Frage umspielte ihm ein bitteres Lächeln die übervollen Lippen. Wie viel bessere Liebe als die ihre hatte er kennen gelernt! Und wie leicht war es ihm dabei von Isabella gemacht worden, ihrer nicht überdrüssig zu werden; denn während seiner langen Reisen und häufigen gefahrvollen Feldzüge hatte sie, statt ihn zu begleiten, im sorgsam bewachten Schlosse ein ihren stillen Neigungen entsprechendes Leben geführt.

Ein bitteres Lächeln umschwebte ihm die Lippen, da er sich der Verabredung erinnerte, die sie einmal kurz vor einer Trennung mit einander getroffen. Sie waren beide noch jung gewesen, und wie willig war sie auf seinen Vorschlag eingegangen, wenn das Alter sich fühlbar mache, auf immer von einander zu lassen, damit sie in dem einen, er in einem andern Kloster sich auf das Ende vorbereiten könnten.

Was hätte ihm wohl ein Weib mit echter Minne im Herzen auf solche Forderung entgegnet?

Nein, nein, Isabella hatte ihn so wenig recht geliebt wie er sie!

Ihr Tod war ihm leid gewesen, doch keine Thräne hatte er über ihn vergossen.

Weinen konnte er überhaupt nicht.

Ob er es als Kind vermocht hatte, wußte er nicht mehr. Seit der Bart ihm wuchs, war das Auge ihm jedenfalls trocken geblieben. Die Worte des römischen Satirikers, die Thränen wären der beste Teil des ganzen menschlichen Wesens," kamen ihm in den Sinn. Ob er je die Erleichterung, die sie dem Menschenherzen gewähren sollten, an sich selbst erfahren würde?

Wer lebte denn aber, den er ihrer wert gehalten hätte?

Wenn seine geisteskranke Mutter starb, mußte er die Aermste glücklich preisen, weil der Himmel sie endlich von solchem Zustand erlöste. An die Kinder, die Isabella, seine Gattin, und Johanna van der Gheynst ihm geschenkt hatten, dachte er nicht. Von seinem Sohne Philipp ging ein eisiger Hauch aus, vor dem jedes warme Gefühl, das ihm entgegenkam, erstarrte. Der Töchter erinnerte er sich gern, aber wie selten war es ihm vergönnt gewesen, sich ihrer zu freuen. Er hatte auch für seine Nachkommenschaft genug gethan, mehr als genug. Um die Größe seiner Familie zu heben und sie zum gewaltigsten Herrscherhause auf Erden zu machen, war er vorzeitig gealtert, hatte er Uebermenschliches an Arbeit und Mühewaltung auf sich genommen, gönnte er sich auch jetzt noch keine Ruhe.

Das Bewußtsein der erfüllten Pflicht gegen sein Haus und die Kirche hätte ihm in dieser Stunde wohlthun können, — doch dem „plus ultra" — „mehr — weiter", — das ihn so oft in den Kampf für den Traum einer Weltherrschaft, für die Größe der eigenen Sippe und gegen die Feinde seines heiligen Glaubens geführt hatte,

setzte ein übermächtiges Schicksal jetzt Schranken. Statt vorwärts schien es seit der Niederlage bei Algier rückwärts zu gehen.

Wie oft drohte ihm dazu der Arzt, wenn er sich bei Tafel gönnte, wonach ihm der Sinn stand, mit einem frühen Ende.

Was ihm außerdem noch zu genießen übrig blieb, nicht der Rede wert wollte es ihm scheinen. Der Kirche die Einheit zurück zu geben, die Kronen, die er trug, zum erblichen Besitze seines Hauses zu machen, waren zwei des schwersten Ringens würdige Ziele, doch wenn er sich nicht selbst betrog, durfte er nicht hoffen, sie je zu erreichen. So bot ihm denn das Dasein, bis das Ende — vielleicht ganz unerwartet — in der nächsten Zeit eintrat, nichts mehr als Schmerz und Entsagung, als Enttäuschung, Mühen und Sorgen.

So wenig getröstet wie erhoben, blickte er auf und schwang die Glocke. Zwei Kammerherren und Meister Adrian erschienen, und während der Baron Malfalconnet, der an dieser Stätte nicht zu scherzen wagte, ihm den Arm und der Kammerdiener den Krückstock reichte, erschien auch sein Beichtvater, Pedro de Soto, in dem schwarz ausgeschlagenen Raume.

Ein Blick zeigte ihm, daß das stille Verweilen an dieser düstern Stätte diesmal, statt klärend und erhebend, verfinsternd und niederdrückend auf das ohnehin umdüsterte Gemüt seines kaiserlichen Beichtkindes gewirkt hatte.

Trotz des eifrigsten Bemühens war es auch ihm nicht gelungen, sich in dem Seelenleben dieses an Geist und Thatkraft gleich großen, doch weder offenen noch wahrhaftigen Herrschers zurecht zu finden, dafür aber glückte

es seinem Scharfsinn oft, die Ursachen der Stimmungen des Kaisers zu erraten.

Mit der ruhigen Sicherheit, die so gut zu seinem vertrauenerweckenden Aeußern paßte, sprach der Almosenier jetzt freimütig und doch ehrerbietig aus, was er bemerkt zu haben meinte.

Zwar schrieb er den schweren Mißmut des Kaisers ganz anderen Ursachen zu, doch beklagte er offen die schmerzliche Erregung, die die Erinnerungen an die geliebte Verstorbene in Seiner Majestät erweckt hätten.

In natürlicher, ungekünstelter Rede stellte der gelehrte, sprachgewandte Mann dem kaiserlichen Witwer vor, wie wenig Ursache er habe, die fromme Dahingeschiedene zu beklagen. Vielmehr sei er berechtigt, in ihrer Sterbestunde die erste eines frohen Geburtstages zu sehen. Für die Schläferin, deren Traum hienieden er, Karl, so vielfach verschönt, sei längst ein glückliches Erwachen bei demjenigen erfolgt, nach dem sie nie aufgehört habe, sich zu sehnen. Ihm, dem Kaiser, stelle der Himmel hier unten noch große Aufgaben, und es stehe ihm bevor, noch manchen Sieg zu erfechten. Wenn sein Gebet erhört würde, und Seine Majestät sich zum Krieg für die heiligste der Sachen entschlösse, würden die trüben Sorgen von seinem Wege schwinden wie Frühnebel nach Sonnenaufgang. Wohl kenne er die Schwere der Anforderungen, die jeder Tag an Seine Majestät stellte, — doch gebe er ihm die Versicherung, daß dem Himmel nichts genehmer sein könnte, als wenn er, den er zu seinem Streiter ersehen, bei ihrer Bewältigung der Gaben genösse, mit denen die ewige Liebe für den ärmsten Kärrner die Tafel so reichlich besetzte wie für den mächtigsten Herrscher.

Dann kam er auf die Ueberraschung von gestern abend zu sprechen und wie dankbar er vernommen, daß die Musika die alte Wunderkraft wieder an ihm bewährte. Ihre Wirkung würde von Dauer sein, wenn körperliche Schmerzen und wehmütige Erinnerungen sie auch jetzt auf kurze Stunden unterbrächen.

„Das," schloß er, „lehrt die Natur selbst uns gerade in dieser Zeit hoffen. Dem heutigen Fast- und Trauertage folgt eine Reihe der heitersten Wochen: die Zeit des Grünens, des Blühens und Vogelgesangs, die unserer gnadenreichen Mutter Gottes so teuer. Möge für Eure Majestät der Mai, den die Deutschen den ‚Wonnemond' nennen und der heute mit hellem Sonnenschein und reiner Himmelsbläue anbricht, eine wahre Wonnezeit werden."

„Das walte Gott," versetzte der Kaiser dumpf und fügte dann mit einem überlegenen Achselzucken hinzu: „Uebrigens ist es mir unerfindlich, woher solche Wonnen gerade mir zukommen sollten. ‚Quia amore langueo' sang mir gestern eine glockenhelle Knabenstimme zu. Auch dies Herz lechzt nach Liebe; doch hienieden findet es sie nimmer."

„Warum nicht, wenn Eure Majestät es ausschickt, sie zu suchen?" entgegnete der Beichtvater lebhaft. „Das Evangelium selbst leistet Gewähr für den Erfolg. Suchet, so werdet ihr finden, verheißt es. Dem Herzen, das nach Liebe lechzt, schickt der Allgütige, wonach es schmachtet, auf halbem Wege entgegen."

„Wenn es jung ist," fügte der Kaiser hinzu und zuckte ungeduldig die Achseln. „Brach aber der Seele die Flugkraft, wer verliehe ihr die Fähigkeit, die Hälfte des Weges, die auf ihr Teil kommt, hinter sich zu lassen?"

„Die Allmacht, die größere Wunder bewirkt," entgegnete der Priester im Tone der innigsten Ueberzeugung und wies dabei nach oben.

Da nickte ihm Karl wehmütig zu, und nach einem Winke, der dem Almosenier andeutete, daß er die Unterredung zu beenden wünschte, setzte der Monarch die mühevolle Wanderung fort.

Den Tragstuhl, der von dem Großkammerherrn Graf Heinrich von Nassau für ihn bereit gestellt worden war, hatte er zurückgewiesen und hinkte unter Schmerzen in sein Gemach.

Dort empfing ihn der Bischof von Arras mit schwerer Arbeit, und der Kaiser gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, während seine Schwester den schönen ersten Mai benützte, um ins Freie zu reiten und zu jagen. Karl vermißte sie und mehr noch den treuen Mann, der ihm schon als Page gedient hatte, und den er seitdem in seiner Nähe zu haben gewöhnt war.

Um der weidmännischen Leidenschaft der Schwester Vorschub zu leisten, hatte er Quijada Urlaub erteilt, und er bereute es jetzt.

Zwar gab er niemand zu hören, daß er Don Luis vermißte, seine Umgebung bekam aber deutlich genug zu fühlen, wie schlecht er gestimmt war. Nur dem Bischof von Arras bekannte er, daß ihm das strahlende Morgenlicht, das ihm ins Fenster schien, unangenehm war. Es stand in zu grellem Gegensatz zu seiner verdüsterten Seele, und es war ihm sogar, als verhöhne der Lauf der Sonne auf ihrer lichten, unerreichbar hohen Bahn die unselige, schmerzliche Hemmung seiner eigenen Bewegung.

Um Mittag genoß er nur wenig von dem Fasten-

mahle, das der neue Koch schmackhaft genug für ihn zubereitet hatte, im eigenen Gemache.

Die Frage des Grafen von Nassau, ob er Musik zu hören begehre, hatte er unwirsch mit der Bemerkung beantwortet, seinetwegen könnten die Musiker und der Knabenchor in der Kapelle spielen und singen. Ob er dem Vortrag zuhören werde, stehe dahin.

Es waren ihm dann auch vereinzelte Töne ans Ohr gedrungen, doch hatte ihm die Stimmung gefehlt, die Treppe hinunter zu steigen.

Zeitiger als sonst war er dann zur Ruhe gegangen.

Am folgenden Morgen verlangte er nach der Messe selbst nach Josquins „Ecce tu pulchra es“. Es sollte während des Mahles um Mittag vorgetragen werden. Als aber statt der Statthalterin und Quijadas ein Briefchen seiner Schwester eintraf, die in scherzhaftem Ton um Verlängerung des Urlaubs bat, weil sie für ihren erhabenen Bruder auf die Heilkraft der Sonne und der Arznei „Musika“ vertraue und das Weidwerk sie mit wahrer Zauberkraft an den grünen Maienwald fessele, warf er das Schreiben unwillig beiseite und befahl kurz vor Beginn des Mahles, den Gesang abzubestellen.

War es infolge des Fastens oder des warmen Sonnenscheins, wenigstens die Gichtschmerzen begannen zu schwinden; seine Stimmung wurde aber trotzdem immer trüber; denn an die redliche Neigung zweier Menschen hatte er geglaubt, und die Königin Marie ließ ihn in seinem Elend allein, und sein treuer Luis that diesem weiblichen Nimrod zu Gefallen das gleiche.

Zwölftes Kapitel.

Barbara hatte am Fastentage während des Gesanges in der Kapelle vergebens auf ein anerkennendes Wort des Kaisers gewartet. Die Frau Statthalterin war auf die Jagd geritten und der Herrscher in seinen Gemächern geblieben, während sie unten ihr Bestes gegeben. Einige Herren und Damen vom Hofe, einige Geistliche, Ritter und Pagen waren die einzigen Zuhörer gewesen.

Das hatte ihre leicht verwundbare Empfindlichkeit schwer verletzt. Dennoch war sie am nächsten Morgen zur Probe auf der „Neuen Wage“ erschienen. Wiederum hatte sie reiches Lob geerntet, doch war sie mehrmals nur mit Widerstreben auf die wohlbegründeten Einwände Appenzelders eingegangen.

Die strahlende Heiterkeit, die vorgestern ihrem Wesen einen unwiderstehlichen Zauber verliehen hatte, war verschwunden.

Als endlich die Tabulaturen fortgelegt worden waren und die Einladung zum Gesang im „Goldenen Kreuz“ sich noch immer nicht einstellen wollte, gewannen ihre Züge und ihr gesamtes Wesen ein so herbes Aussehen, daß es selbst einige der Knaben vom Chore bemerkten.

Eine tiefgehende Unruhe erfüllte sie schon seit gestern,

und sie wunderte sich selbst, daß es ihr möglich gewesen war, sie vorhin beim Gesang zu überwinden.

Wie ganz anders hatte sie sich die Wirkung ihrer Stimme, die doch die größten Kenner wert der Bewunderung hielten, auf den musikverständigen Kaiser gedacht!

Was fragte sie darnach, daß die Frau Statthalterin ihr vorgestern abend schöne Dinge gesagt und sie des größten Beifalls ihres hohen Bruders versichert hatte, seit ihr schon gestern von Appenzelder mitgeteilt worden war, Seiner Majestät hätte verschwiegen bleiben müssen, daß ein Weibsbild den Kölner Johannes vertrat.

Der ungelenke Riese war den Weibern nicht hold, seit ihn vor vielen Jahren seine junge Hausfrau einem neapolitanischen Offizier zu liebe im Stich gelassen hatte, und seine üble Meinung über das schönere Geschlecht war keineswegs gemildert worden, als Barbara ihm bei dieser Mitteilung die Kränkung und den Verdruß, die sie in ihr erweckte, mit schonungsloser Offenheit zu erkennen gab.

Ein schlimmer Teufel, versicherte er Gombert, stecke in dieser goldhaarigen Augenweide mit der Sirenenstimme; der Kapellmeister aber war für sie eingetreten und hatte ihre Klage berechtigt gefunden. Eine solche Künstlerin sei zu gut, um als Stellvertreterin für einen kranken Buben, der für Pfenniglohn sang, in die Bresche zu springen. Nur um den Beifall des Kaisers und seiner erlauchten Schwester zu verdienen, sei sie ihm gefällig gewesen, und daß die Frau Statthalterin Regensburg gerade jetzt den Rücken gewandt und es dazu unterlassen hatte, Seiner Majestät mitzuteilen, wessen Stimme sein gerechtes Entzücken erweckt, würde auch eine sanftere Frauenseele als eine ihr zugefügte Kränkung empfinden.

Appenzelder hatte dies zugeben müssen und Barbara sodann kleinlaut gelobt, den Schaden, den die Frau Statthalterin sehr gegen seinen Willen angerichtet hatte, sobald es anging, wieder gut zu machen.

Dazu mußte er alles, was ihm an Ueberredungskunst eigen war, aufbieten, sie dem Knabenchore, wenigstens bis die Vergifteten wieder verwendbar waren, zu erhalten; denn sie drohte ernstlich, ihm ihre Mitwirkung künftig zu entziehen.

Auch Wolff hatte einen schweren Stand mit dem Mädchen, das sein Zureden veranlaßt hatte, in den Chor einzutreten.

Was Appenzelder dem Gottseibeiuns selber zur Last legte, schrieb er freilich nur der Glut ihres feurigen Künstlerblutes zu. Dennoch hatte auch ihn ihr heftiges Auffahren erschreckt, und die Frage war in ihm aufgestiegen, wie sich das eheliche Leben mit einer Gefährtin gestalten würde, die sich trotz ihrer jungen Jahre auch älteren, würdigen Männern so empfindlich und scharf zu widerstreben getraute.

Aber schon bei dem nächsten Liede, das ihm von ihren roten Lippen entgegen geklungen war, hatte er diese Bedenken wieder vergessen. Leuchtenden Auges stimmte er auch mit in die Versicherung Gomberts ein, sie hätte im Zorne der Göttin Nemesis geglichen und sei schöner gewesen denn je.

Wie so vielen Männern schien sie es auch, trotz seines ergrauenden Haares, dem großen Tonkünstler angethan zu haben, und das hob in Wolffs Augen nur ihren Wert.

Dringend, ja beinah' demütig bat er sie endlich, Geduld zu üben; denn wenn nicht um Mittag, würde Seine Majestät den Knabenchor gewiß am Abend zu hören

begehren. Uebrigens, fügte er hinzu, müsse sie es schon hoch aufnehmen, daß Seine Majestät die Sänger überhaupt schon gestern abend in das „Goldene Kreuz" bestellt habe; denn an solchen Gedenk- und Fasttagen pflege der Kaiser sich stillen Betrachtungen hinzugeben und jede Zerstreuung von sich fern zu halten.

Das ließ indes der ehrliche Appenzelder, der allem, was gegen die Wahrheit verstieß, freimütig widersprach, keineswegs gelten. Vielmehr fiel er Wolff mit der Versicherung in die Rede, der Kaiser beliebe an solchen Tagen im Gegenteil recht oft, es ernstem Kirchengesange zu überlassen, ihn in die rechte Stimmung zu versetzen. Der Gedenktag liege ja übrigens hinter ihnen, und wenn sie Seine Majestät auch heute nicht zu hören begehre, könnten ihn Geschäfte oder die Gicht oder ein verdorbener Magen oder tausend andere Gründe dazu bestimmen. Man müsse sich eben dem Belieben der hohen Herrschaften fügen. Daß Seine Majestät gestern abend seine Gemächer nicht verlassen, entspreche durchaus dem Gebrauche. Das thäte er an solchen Gedenktagen höchstens, wenn Gombert oder er ihm etwas ganz Besonderes zu bieten vermöchten.

Da hatte Barbara sich auf die Lippen gebissen und, während die Maisonne mit lachender Helle in den Saal schien, gerufen: „Und da Ihr ihm diesmal so gar nichts ‚Besonderes' vorzuführen vermögt, Meister, bitte ich für meine Person um Urlaub." Dann hatte sie sich blitzschnell auf den Hacken umgedreht und Wolff wie zur Erklärung zugerufen: „Die Schlumpergers und andere gehen heute nach Prüfening ins Grüne, und sie luden auch mich ein zu der Maifahrt. Das wird schön, und kommst Du mit, so soll mich's freuen."

Da hatte der Chormeister bemerkt, was er gefehlt, und sie mit herzlicher Dringlichkeit gebeten, es seinen alten dummen Kopf nicht entgelten zu lassen. Wenn Seine Majestät den Chor trotz alledem noch heute mittag zu hören verlange, geschähe es doch nur, weil ..."

Hier hatte er gestockt und sich dann widerwillig zu dem Bekenntnis herbeigelassen: „weil Ihr blonder Allerwelts-tollkopf selbst ‚das Besondere' seid, was den Herrn noch einmal zu vernehmen gelüsten möchte, wenn die Gicht ihm nicht auch ins Gehör fuhr."

Da hatte sie glockenrein aufgelacht, den langen Spitzbart des ungelenken Goliath ergriffen und mit solchem Uebermut allerlei Kurzweil mit ihm getrieben, daß er ihr, als sie ihn freigab, wie ein junger Verliebter nachgelaufen war, um sie zu haschen; sie aber hatte behendere Füße, und er war weit genug zurückgeblieben, als sie ihm von der Schwelle aus zugerufen hatte: „Einfangen lass' ich mich nicht, doch weil Euer hübscher Geißbart mir's anthat, will ich heute dennoch fein bleiben."

Damit hatte sie ihm von der Thür aus lachend eine Kußhand zugeworfen, und es schien, als sollte ihre Nachgiebigkeit sogleich belohnt werden; denn bevor sie noch das Haus verlassen hatte, war der Kammerherr de Praet erschienen, um den Chor auf heute mittag um eins in das „Goldene Kreuz" zu entbieten.

Gehobenen Hauptes hatte sie nun den Haidplatz betreten. Wolff war ihr gefolgt und fand sie daheim in leichtem Streit mit dem Vater.

Dem war vorgestern seine Nachgiebigkeit übel verleidet worden.

Obwohl Wolff Barbara abgeholt hatte, um sie in das

Quartier des Kaisers zu führen, hatte er sein Kind bis vor das „Goldene Kreuz“ begleitet, wo es von Meister Appenzelder in Empfang genommen worden war. Dann hatte er sich, weil er nur unter Bedingungen, die seinem Stolz unerträglich erschienen, dem Gesange hätte beiwohnen dürfen, mürrisch entfernt, um in der Herrentrinkstube auf der „Neuen Wage“ einen Schoppen zu leeren.

Da er wegen der späten Stunde keine anderen Gäste mehr fand, hatte er sich dort nicht aufgehalten und sich auf die Haid zurück begeben, um Barbara nach Haus zu begleiten. Das erachtete er für Vaterpflicht; denn er sah die Grafen und Ritter schon vor sich, die ihr, nachdem der Kaiser und die Königin sie mit Lob und Ehren überschüttet, das Geleit zu geben wünschten. Seine Pagen ließen es sich gewiß nicht nehmen, ihr die Schleppe zu tragen und ihr mit Fackeln voran zu leuchten. Er kannte aber die Höflinge und diese übermütigen Sprößlinge der allergrößten Häuser und hoffte, daß seine väterliche Gegenwart ihre Keckheit im Zaum halten würde. Seinem Aeußeren hatte er darum auch ein Achtung gebietendes Ansehen gegeben; denn er trug seinen Kriegshelm, den Panzer und über ihm die rote Schärpe, die ihm noch seine verstorbene Gattin mit goldenen Blumen und Bergen — seine Wappenzeichen — bestickte.

Trotz des unentbehrlichen Krückstocks in der Rechten trug er sein langes Schlachtschwert; das aber hätte er lieber zu Hause lassen sollen.

Während er nämlich auf die Tochter wartete und vor dem „Goldenen Kreuz“ in der stillen Nacht auf und nieder schritt, waren die Hellebardiere vor dem Eingangsthor seiner gewahr geworden.

Was hatte der große Mann hier in so später Nachtstunde zu schaffen? Wie durfte er sich unterfangen, im Bereiche der Freyung des Kaisers dem Gesetze zuwider ein Schwert, und noch dazu ein so ungewöhnlich langes und breites, wie man es längst nicht mehr trug, mit sich zu führen?

Nach der Ablösung hatten sie ihn denn auch plötzlich umzingelt und trotz seines kräftigen Widerstandes gefangen setzen wollen. Zu seinem Glück waren aber die Musiker, und unter ihnen auch Barbara und Wolff, eben ins Freie getreten, und dieser hatte dem Trabantenwachtmeister, den er kannte, gezeigt, wie falsch er den verdächtigen Nachtwandler beurteilte, und seine Befreiung bewirkt.

So waren die Hoffnungen des sorgsamen Vaters zu Wasser geworden. Als er aber vernahm, seine Tochter hätte den Kaiser gar nicht gesehen und sei weder von ihm wahrgenommen, noch angeredet worden, gab er trotz seiner Ehrfurcht vor der geheiligten Person seines gewaltigen Kriegsherrn seinem Mißfallen mit aller Deutlichkeit Ausdruck.

Narr, der er gewesen war, als er Barbara erlaubt hatte, sich mit erbärmlichen Sängerbuben bei Hof zu präsentiren!

Auch am nächsten Tage blieb er bei der Versicherung, es sei für ihn Vater- und Edelmannspflicht, die Tochter vor ferneren Demütigungen dieser Art zu beschützen.

Als aber am Fasttage die Einladung zum Gesange erschien, hatte er Barbara dennoch gestattet, ihr zu folgen, weil es ja der Kaiser war, der sie rief.

Wiederum hatte er sie abgeholt, und schon auf dem Heimwege erfuhr er, daß weder Seine Majestät noch

die Frau Statthalterin sich unter den Zuhörern befunden hatten; daheim aber war er sodann wie ein in den Sand geworfener Ritter zur Ruhe gegangen.

Am nächsten Morgen hatte Barbara sich nach der Messe zur Probe begeben und war mit der Nachricht, der Kaiser wünsche sie gegen Mittag zu hören, frohgemut nach Hause gekommen. Doch der Vater wollte ihr diesmal das Mitwirken ernstlich verbieten, und Wolff hatte es nicht leicht, ihm deutlich zu machen, daß dies Seine Majestät beleidigen und aufbringen heiße.

Noch war der Streit keineswegs entschieden, als der kleine Malteser sie in die „Neue Wage“ zurückrief. Wolff begleitete sie nur bis auf die Haid; denn er war wegen der Erbschaft auf das Rathaus berufen worden; Barbara aber erfuhr in dem den Musikern überlassenen Saale, eben sei der Vortrag von Mittag abgesagt und kein besonderer Grund für diese Bestimmung angegeben worden.

Der Kapellmeister hatte sich gewöhnt, die Anordnungen des Gebieters widerspruchslos wie den Willen höherer Mächte über sich ergehen zu lassen, und auch Barbara hielt sich zurück.

Zwar siedete und gärte es in ihrer Brust, doch sagte sie, bevor sie sich wieder entfernte, nur kurz und mit einem Ernste, dem man den Hohn, der unter ihm verborgen lag, wohl anhören konnte: „Ganz recht hattet Ihr, Meister Appenzelder. Der Kaiser hielt meine Stimme für nichts Besonderes, und etwas anderes taugt nicht für das erhabene Ohr Seiner Majestät. Nun geht's in den maigrünen Wald!“

Da versuchte der Knabenchormeister abermals sein Bestes, um sie zurückzuhalten; denn was der Mittag ver-

säumt, würde der Abend bringen, und Gombert stand ihm mit höflichen Schmeichelreden zur Seite; Barbara aber lieh ihnen nur kurze Zeit das Ohr. Dann unterbrach sie beide mit dem Rufe: „Ich dränge mich keinem auf, auch nicht dem Höchsten“ und verließ mit stolz zurückgeworfenem Haupte den Saal.

Ratlos schaute Appenzelder zu Boden: „Eher stell' ich einen heiseren Matrosen oder eine krächzende Eule fürder in meinen Chor ein als solch eine flötende Schöne, die mehr Launen im Kopfe hat als Haare darauf.“

Dann ging er aus, um Wolff zu suchen; denn er wie Gombert hatten bemerkt, daß der Kavalier einen gewissen Einfluß auf Barbara übte.

Wie sollte er vor den Majestäten bestehen, wenn sie den Chor für das Spätmahl befahlen, und die Stimme fehlte, über die ihm die Herrin auch im Namen des Kaisers so viel Schönes gesagt.

Wolff hatte ihm vorher mitgeteilt, er sei auf das Rathaus bestellt. Dahin folgte er ihm, und als er dort vernahm, er habe sich zu dem Syndikus Dr. Hiltner begeben, ließ er sich den Weg zum Hause dieses Herrn zeigen.

Aber auch dort war der Kavalier nicht mehr zu finden. Er hatte den vielbeschäftigten Beamten — nun schon zum drittenmal — nicht daheim gefunden. Es war ihm indes mitgeteilt worden, daß der Doktor ihn morgen nachmittag erwarte, da er etwas überaus Wichtiges mit ihm zu besprechen wünsche.

Die Gattin des Syndikus wußte auch, um was es sich handelte, doch war ihr Verschwiegenheit auferlegt worden, und sie gehörte zu den Frauen, die zu schweigen verstehen.

Wolff wiederzusehen, hatte sie und ihre Tochter Martina, die während seiner Abwesenheit zur Jungfrau herangeblüht war, aufrichtig gefreut; war er doch auf der Schule der Lieblingskamerad ihres Pflegesohns Erasmus Eckhart und oft ein Gast ihres Hauses gewesen. Dennoch bestätigte sie dem bescheidenen jungen Manne, der sich eingehendere Fragen zu stellen scheute, nur, daß es sich in der That um einen Vorschlag handelte, dessen Annahme ihn zu einem glücklichen Manne zu machen verhieß. Ihren Erasmus erwarte sie schon heute abend oder morgen früh von Wittenberg zurück, und ihn hier wieder zu finden, würde für ihn ein willkommenes Geschenk sein.

Was der Syndikus wohl mit ihm vorhatte?

Etwas Gutes gewiß!

Die alte Ursel sollte ihm raten helfen. Der Doktor hielt etwas auf sie, und den findigen Kopf hatte sie bewahrt, trotz des bösen Anfalls.

Auch Barbara wollte er ins Vertrauen ziehen; denn was ihn betraf, das ging auch sie an.

Als er aber von der Haid in die Rote Hahnengasse einbog, gewahrte er vor dem Kantorhause drei stattliche Rosse. Ein Reitknecht hielt sie am Zügel. Der große Fuchs war der des Dieners. Die beiden anderen, ein starkknochiger Brauner und ein besonders wohlgestalteter andalusischer Schimmel mit kleinem Kopf und lang hinwehendem Schweif, trugen Damensättel.

Jenem war die Schwester des alten reichen Peter Schlumperger entstiegen, der sich um Barbara bemühte. Sie wollte die Jungfrau im Namen des Bruders bestimmen, an dem Ausfluge in den Wald, der sich an die Abtei Prüfening schloß, teilzunehmen.

Anfänglich war sie gegen die Verbindung des Fünfzigers mit Barbara gewesen; da sie aber gewahrt hatte, daß die Neigung des Bruders zwei Jahre lang ausgedauert, ja sich mehr und mehr gesteigert hatte und sie dem kinderlosen Witwer ein neues Glück gönnte, hatte sie sich zu seiner Bundesgenossin gemacht.

Auch sie war verwitwet und verfügte über ein großes eigenes Vermögen. Ihr Gatte war ein Kastenmayr gewesen und hatte sie zur Erbin gemacht. Die junge, lebhafte Barbara, deren Gesang und Schönheit sie zu schätzen wußte, konnte neue Bewegung und neuen Glanz in das große, viel zu stille Haus bringen.

Daß das Mädchen arm war, schadete nichts; sie und der Bruder wußten schon längst nicht mehr wohin mit dem großen, auch in dieser schlechten Zeit stetig anwachsenden Reichtum, und die Blombergs waren von so gutem Geschlechte wie sie selbst.

Das Bemühen der Witwe, das Mädchen zum Mitreiten zu bestimmen, war auch nicht vergebens gewesen; denn auf der Treppe trat Frau Kastenmayr Wolff entgegen, und Barbara folgte ihr in einem schlichten dunklen Reitkleide, das dem Nachlaß der Mutter entstammte.

Die Jungfrau Eigensinn hatte sich also trotz Meister Appenzelder wirklich entschlossen, die Stadt zu verlassen.

Ihre schnelle Mitteilung, der Kaiser wünsche den Chor auch zu Mittag nicht zu hören, beruhigte ihn einigermaßen; als aber auf seine nicht minder rasche Frage, wie es mit dem Gesange beim Spätmahle stehe, die Antwort erfolgte: „Was geht es mich an," nahm er wahr, daß sie sich von der Empfindlichkeit, die sie schon gestern beinahe zu einem ähnlichen Schritte veranlaßt hätte, zu

einer Handlungsweise hinreißen ließ, aus der Appenzelder große Verlegenheiten erwachsen konnten, und die sie ein für allemal um die Ehre bringen konnte, vor den Majestäten zu singen.

Während die sehr starke Frau Kastenmayr die schmale Treppe kurzatmig hinunter keuchte, hielt Wolff Barbara noch einmal mit der Frage zurück, warum sie vielleicht das beste Glück ihres Lebens so leichtfertig verscherze, und schüttelte bedenklich den Kopf, als sie den ihren höher erhob und mit selbstbewußtem Aufbegehren, leise genug, um von der Kastenmayrin nicht verstanden zu werden, entgegnete: „Weil mir ein Ritt durch den grünen Wald in der Maienzeit besser gefällt, als um Mitternacht unbeachtet ins Blaue hinein zu singen.“

Hier unterbrach sie die hohe, etwas scharfe Stimme der Witwe, die es in der Seele des Bruders eifersüchtig machte, sie mit dem Junker Hartschwert flüstern zu hören.

Ihr mahnendes: „Wo bleibst Du, mein Liebling?“ bewirkte auch, daß die Gerufene ihr mit der Schleppe des Reitkleides über dem Arme schnellfüßig folgte.

Wolff, der ihr, gekränkt und beunruhigt, am liebsten seine Mißbilligung zu fühlen gegeben hätte, brachte es doch nicht über sich, sie unbegleitet zu lassen, und half erst der Frau Kastenmayr mit einiger Mühe auf das starke Roß, dann ihr mit sehr gemischten Gefühlen den edlen Andalusier besteigen.

Während Barbara ihm den kleinen Fuß auf die Hand stellte, um sich von ihr aus mit anmutiger Behendigkeit in den Sattel zu schwingen, ersuchte die Witwe den Junker mit bittersüßer Höflichkeit, ihnen und ihrem Herrn Bruder nach Prüfening zu folgen. In der Meierei des Kloster-

gutes würde es an einem frohen Mahle, für das sie selbst Sorge getragen, nicht fehlen.

Ohne eine bestimmte Antwort zu erteilen, verneigte sich Wolff, und das Herz zog sich ihm zusammen, als Barbara ihm wie eine Fürstin dem Vasallen von dem schönen Schimmel aus mit der Reitgerte winkte.

Wie aufrecht sie im Sattel saß, wie schlank und doch voll ihr Wuchs war!

Welche Seligkeit, sie zu besitzen!

Daß sie der Werbung des alternden Schlumpergers um seines Geldes willen Gehör gab, nein, es war ja nicht möglich. Und doch! Wie konnte sie die seltsame Schicksalsgunst, die ihr gestattete, vor dem Kaiser ihre Kunst zu bewähren, lachenden Mundes in den Wind schlagen und ihn, der ihr die Brücke zu den Majestäten geschlagen, so rücksichtslos im Stich lassen, wenn sie nicht etwas Besonderes im Sinne trug, und was konnte das sein als der Entschluß, die Herrin eines der reichsten Häuser in Regensburg zu werden?

Das Wort „mein Liebling!" das Frau Kastenmayrin ihr zugerufen hatte, schrillte ihm von neuem ins Ohr, und gedankenvoll kehrte er zu der treuen alten Magd zurück, als die beiden Frauen und der Reitknecht seinen Blicken entschwanden.

Wer sich sonst auf der Straße oder am Fenster befand, schaute Barbara nach und wies andere auf die schöne Blombergin und die stolze Sicherheit, mit der sie den mutigen Schimmel regierte. Erst auf dem Rappen des Vaters, dann bei den Wollers auf dem Lande war sie früh eine gute Reiterin geworden, die Wagnisse bestand, die mancher kecke Junker ihr nicht nachgemacht hätte.

Der Schimmel des alten Freiers galt ihr mehr als er selbst, in dem sie nur einen Notanker sah, der sich gebrauchen ließ, wenn alles andere fehlschlug.

Der Gedanke, wie es werden sollte, wenn diesen Tagen, in denen die Arbeit für das liebe Brot stille stand, noch schrecklichere folgten, hatte sie gestern mehr als einmal beängstigt. Jetzt dachte sie nicht mehr an diese elenden Dinge. Welch ein stolzes Gefühl, als sein eigener Herr hoch zu Roß der Mailuft im grünen Wald entgegen zu reiten und dem undankbaren Gewaltigen im „Goldenen Kreuze" zu trotzen!

Das Scheitern der Hoffnung, ihr Gesang würde den Kaiser begierig machen, sie wieder und wieder zu hören, hatte sie in tiefster Seele verletzt und ihr den Schlaf der Nacht verdorben. Das Mißgefühl, vergebens ihr Allerbestes für ihn aufgeboten zu haben, war ihr nach der neuen Absage, die gleichsam das Siegel auf ihre Befürchtung drückte, unbeachtet geblieben zu sein, unerträglich erschienen, und mit der trotzigen Flucht in den Wald schien sie das rechte Heilmittel gefunden zu haben. Als sie sich der Wohnung des Monarchen näherte, empfand sie froh und stolz, daß er sich den Gehorsam der halben Welt erzwingen konnte, doch nicht den ihren.

Durch eine neue Leistung seine Aufmerksamkeit dennoch zu erregen, wäre wohl das natürlichste gewesen, sie aber hatte sich zu Kaiser Karl in ein wunderliches Verhältnis gestellt. Für sie war er der Mann, nicht der Kaiser, und daß er nicht einmal den Wunsch äußerte, sie wieder zu hören, erschien ihr wie eine Beleidigung, die der Mann dem Weibe, der Künstlerin anthat, das bereit stand, seinem Winke zu folgen.

Ihr widerspenstiger Geist hatte sich gegen solche Geringschätzung ihrer köstlichsten Gaben aufgelehnt und sie mit nagendem Haß gegen den ersten erfüllt, der sich dem siegreichen Zauber ihres Gesanges verschloß.

Als sie Appenzelder für den Fall, daß Kaiser Karl heute abend den Chor zu hören begehrte, ihre Mitwirkung verweigert und Frau Kastenmayr zugesagt hatte, ihr nach Prüfening zu folgen, war sie wie ein trotzendes Kind von dem Wunsche erfüllt gewesen, demjenigen, der nichts nach ihr fragte, zu zeigen, daß er es gegen ihren Willen nicht dahin bringen könne, auch nur einen einzigen Ton aus ihrem Munde zu vernehmen.

Bei der St. Oswaldkirche an der Donau sollten sie zu den anderen Teilnehmern des Ausfluges stoßen. Sie mußten darum am „Goldenen Kreuze" vorüber.

Das war Barbara recht, und mit sieghaftem Selbstbewußtsein, in das sich sogar etwas Herausforderndes mischte, schaute sie zu den Fenstern des Kaisers in die Höhe. Zwar sah sie ihn nicht, doch widmete sie ihm eine stumme Ansprache, in der es hieß: „Wenn Du, blöder Großer, der es nicht einmal für der Mühe wert hielt, mir einen armen Blick zu schenken, heute abend wieder singen hörst und vermissest die Stimme, die Dir, ich weiß es, ins Herz drang, dann wirst Du erfahren, was sie wert ist, und so sehnsüchtig nach ihr verlangen wie ich nach Deinem Rufe."

Hier erglühten ihr die Wangen so heiß, daß Frau Kastenmayr es wahrnahm und mit mütterlicher Besorgnis von ihrem schweren, frommen Braunen aus frug: „Ist Dir der Schimmel dennoch zu lebhaft, mein Liebling?"

Dreizehntes Kapitel.

Kurz nach Sonnenuntergang erhielt Appenzelder den Befehl, den Knabenchor vor dem Kaiser singen zu lassen.

In der Mittagsstunde, die er allein zugebracht hatte, waren ihm, obgleich er schon seit einigen Stunden frei von Schmerz war, so trübe, an Schwermut streifende Gedanken gekommen, daß er von dem häßlichen Vorhaben abließ, der pflichtvergessenen Schwester zu zeigen, wie wenig ihre Ueberraschung ihm galt, und wie schwach sein Verlangen war, sich an Musik zu erfreuen.

In der That sah auch er sie für Arznei an und hoffte namentlich von der köstlichen Oberstimme in der Motette „Tu pulchra es“ eine günstige Wirkung.

Noch hatte er einiges mit Granvella durchzugehen, doch schon von zehn Uhr an sollten sich Kapelle und Knabenchor bereit für ihn halten.

Wär' es nicht thöricht gewesen, diese unerträgliche, beängstigende Stimmung bis zum mitternächtlichen Mahle zu ertragen?

Sie mußte sich verscheuchen lassen; denn er erkannte selbst, wie grundlos sie war. Die Schmerzen hatten sich

verzogen, die Depeschen keine üblen Nachrichten enthalten, und Meister Mathys hatte ihm gestattet, morgen das Haus zu verlassen. Als der Kammerdiener Adrian schon die Thürklinke in der Hand hielt, rief er ihm noch nach: „Und Appenzelder soll dafür sorgen, daß die köstliche neue Stimme — er weiß schon — zur Geltung kommt.“

Bald darauf, und nachdem Granvella ihn eben verlassen, trat der Haushofmeister Malfalconnet bei ihm ein und bat, trotz der späten Stunde; — denn die Nürnberger Kunstuhr auf dem Schreibtische hatte schon vor geraumer Zeit neun geschlagen — um Gehör für den Kavalier ihrer Hoheit der Frau Statthalterin, den sie mit den geräuschlosesten und geräuschvollsten Dingen beschäftige, er meine, mit geheimer Korrespondenz und mit Musik.

„Der Deutsche?“ frug Karl, und während der Baron dies mit einer tiefen Verbeugung bejahte, fuhr der Kaiser fort: „So wird es sich kaum um eine Intrigue und keinenfalls um eine glückliche handeln, wenn er nicht aus der Art schlägt. Aber nein! Ich bemerkte den Mann. Etwas Träumerisches hat auch er an sich, wie die meisten Deutschen. Betrunken freilich kam er mir bisher nicht unter die Augen.“

„Obgleich er ritterlichen Blutes und, wie ich hörte, in der Maingegend, wo guter Wein reift, zu Hause,“ bemerkte Malfalconnet mit einer neuen Verbeugung. „In diesem Augenblicke sieht er mehr als nüchtern aus, ungefähr als hätte ihn ein großer Schreck aus dem Rausche gerissen. Der arme Kavalier.“

„Ja, der arme,“ fiel ihm der Kaiser gewichtig ins Wort. „Meiner Frau Schwester von Ungarn in einer Stellung zu dienen, mag schwer sein, wenn man kein

Jäger ist, und nun gar in zweien! Gottes Tod! Diese Höllenstrafe hienieden wird ihm den Aufenthalt im Fegefeuer verkürzen."

Kaiser Karl hatte noch gestern in ganz anderem Tone von der Schwester geredet; heute aber entzog sie ihm sich selbst und dazu einen Freund, dessen er nötig bedurfte, und er ließ es sie entgelten.

Mit einem bedauerlichen Achselzucken fuhr er darum fort: „Wie übel es einem auch selbst ergeht, man findet immer noch jemand, mit dem man nicht tauschte."

Da rief der Baron heiter: „Wär' ich Geringer der Geringsten glücklich genug, in der Haut Eurer Majestät zu stecken, ich thäte es auch nicht. Da ich aber nun einmal nur der arme Malfalconnet bin, so wüßte ich niemand — und der Kavalier ist mir wohl bekannt — der mir außer Eurer Majestät beneidenswerter schiene."

„Scherz oder Ernst?" frug der Kaiser.

„Ernst, tiefer, wohlbegründeter Ernst," versetzte der andere mit einem Blicke nach oben, dessen feierliche Andacht den Herrscher lehrte, daß sich der Schalk hinter ihm verbarg. „Urteilen Eure Majestät selber. Ein Kavalier aus gutem Hause ist er und sieht aus wie ein bescheidener Bürger. Wolff Hartschwert heißt er und ist sanft wie ein Lamm und biegsam wie eine junge Weide. Wie die Einfältigen, die der Herr selig spricht, sieht er aus, und doch ist er unter den Klugen einer der Klügsten und dazu ein Meister in seiner Kunst. Wo er sich zeigt, folgt Täuschung auf Täuschung, und jede fällt zu seinen Gunsten aus; denn wer ihn für einen geringen Mann hielt, muß, wenn er ihm den Namen nennt, den Hut vor ihm abziehen. Wenn ein Kluger meinte, dies Schaf sei nicht

im stande, bis drei zu zählen, gibt er ihm bald Nüsse zu knacken, die für den Scharfsinn manches gelehrten Magisters zu hart sind. Ritterliche Tugenden und den dazu gehörenden Aufwand erwartet niemand von dem schlichten Gesellen; übt er sie aber dennoch und öffnet einmal die Hand, so staunt man ihn an wie den fliegenden Fisch und die Henne, die ein goldenes Ei legt. Anerkennende Ueberraschung schaut ihm, um Vergebung bittend, so sicher überall entgegen, wo man ihn kennen lernte, wie Eurer Majestät beim Einzug in eine niederländische Stadt beglückte Gesichter. Vor Enttäuschung und Verkennung bewahrt dies ihr Hätschelkind die, wo sie einmal von dem gewohnten Geiz läßt, verschwenderische Fortuna."

„Der Segen derer, die mehr sind, als sie scheinen," versetzte der Kaiser.

„Auch der ist sein eigen," seufzte Malfalconnet. „Dieser Mensch, Majestät, und ich Aermster! Als Baron kam ich zur Welt und errang als höchstes Gut die Gnade meines erhabenen Gebieters. Nun erwartet männiglich von mir einen meines alten Namens würdigen Glanz und daß mein äußeres Leben angemessen sei der viel beneideten Huld, die mich beglückt. Wenn aber die himmlische Güte Eurer Majestät nicht dann und wann die Schulden bezahlte, die nun einmal zu mir gehören wie der Schweif zum Kometen . . ."

„Oho!" fuhr der Kaiser hier auf. „Wenn es darauf hinaus soll . . ."

„Sehe ich so geistlos aus," fiel der Baron ihm nun demütig ins Wort, „als könnte ich Dinge, die gestern nicht ohne Eindruck auf Eure Majestät blieben, schon heute wiederholen?"

„Sie würden auch stocktaube Ohren finden," versicherte Karl. „Geistlos, Baron, seid Ihr sicherlich weniger als geldlos, weil Ihr ordnungslos seid. Das eine geht aus dem andern in umgekehrter Richtung hervor. Uebrigens erweckt auch Euer alter und aller Ehren würdiger Name nicht eben die günstigste Meinung. Malfalconnet! Mal ist das Uebel — und falconnet, oder heißt es falconelle? — ist ein grausam gieriger Raubvogel. Wem darum nichts Uebles von Eurer Seite widerfährt, wer ungerupft im Verkehre mit Euch davonkommt, der genießt gleichfalls eine angenehme Ueberraschung. Was das Nichtgerupftwerden angeht, ist es mir wenigstens leider nicht widerfahren. Aber trüben wir dem unter so günstigen Sternen geborenen Kavalier draußen sein Glück nicht durch allzu langes Warten! Was führt den Wolff im Schafsfelle zu uns?"

„Fast sollte man meinen," erwiderte der Baron mit einem listigen Lächeln, „er wollte heute einen vergeblichen Gang thun und Eure Majestät seinerseits um Zahlung seiner Schulden angehen."

Hier unterbrach ihn der Kaiser mit einer unwilligen Bewegung; Malfalconnet aber fuhr in beruhigendem Tone fort: „Damit hat es indes bei Lämmern im Schafspelze keine Gefahr. Denken nur Eure Majestät, wie warm sie es in dem doppelten Ueberzug ohnehin haben. Nein! im Auftrage der Musiker ist er erschienen und bringt wirklich, scheint es, eine wichtige Nachricht."

„So führt ihn herein," befahl der Kaiser.

Wenige Augenblicke später stand Wolff vor dem Herrscher und teilte ihm im Tone lebhaften Bedauerns, doch in ziemlicher Zurückhaltung im Namen Appenzelders

mit, der Vortrag der Chorknaben würde heute viel zu wünschen übrig lassen, denn zwei der besten wären noch nicht genesen.

„Doch der Ersatz, der ausgezeichnete Ersatz?" fiel ihm Karl ungeduldig in die Rede.

„Das eben," versetzte Wolff beklommen, „ist's, was uns besorgt macht. Die neu gewonnene herrliche Stimme wünscht sich dem Meister heute abend zu entziehen."

„Entziehen?" brauste der Kaiser auf. „Ein Chorknabe in Diensten Ihrer Majestät der Königin von Ungarn! Es gibt also doch noch Neues unter der Sonne."

„Gewißlich," versetzte Wolff mit einer tiefen Verneigung und bemüht, dem Gebot der Statthalterin gehorsam, noch nicht zu verraten, welchem Geschlechte das neue Mitglied des Chores angehörte. „Und besonders dieser Fall möchte zu den ungewöhnlichen gehören. Diese Stimme steht nämlich keineswegs im Dienste Ihrer Majestät. Einem Freiwilligen, so zu sagen, einem Kinde dieser Stadt, dessen wunderbare Mittel und herrliches Können wir entdeckten, gehört sie an. Doch Eure Majestät halten zu Gnaden, — solch eine Künstlerseele ist ein wunderlich Ding . . . leicht entflammt und begeistert, doch ebenso leicht verletzt und entmutigt."

„Die Seele eines Knaben!" rief Karl verächtlich. „Appenzelder sah doch sonst nicht aus, als ließe er sich solche Schrullen gefallen."

„In seinem Chore gewiß nicht," versicherte der Junker. „Diese Stimme aber — ich erlaube mir, es zu wiederholen — gehört ihm nicht an. Es war nichts Leichtes, sie überhaupt zu gewinnen, und wie scharf der Meister die Launen dieser schönen Kraft auch mißbilligt, geht es

doch nicht für ihn an, sie — die Kraft meine ich — zu dem Gehorsam zu zwingen, den seine Knaben ..."

Da lachte der Kaiser schrill auf: „Die Kraft, die Stimme! Die Sängerin solltet Ihr sagen. Ein Weib ist dieser von dem derben Appenzelder so zart behandelte launenhafte Freiwillige mit der Engelsstimme, und kein aufsässiger Chorbub'. Wie Ihr errötet! In der Kunst der Verstellung und des Bemäntelns waret Ihr bisher ein recht ungelehriger Schüler im Dienst meiner Frau Schwester. Gewiß und wahrhaftig, — ich fand das Rechte!"

Hier bestätigte eine neue Verbeugung Wolffs die Vermutung des Kaisers; er aber lachte höchst befriedigt über den eigenen Scharfblick leise auf und rief dem Baron zu: „Wo hatten wir nur bisher unsere Ohren! Dieser Mummenschanz ist sicherlich das Werk der jagdlustigen Königin. Und auch Euch, Malfalconnet, untersagte sie, mich ins Vertrauen zu ziehen?"

Wiederum erteilte ihm eine stumme Verbeugung die bestätigende Antwort.

Da schaute der Kaiser kurze Zeit sinnend zu Boden und sagte dann halb vor sich hin: „Es war ja nicht anders möglich. Woher nähme auch ein Bub das heiße, sehnsuchtsvolle Verlangen, von dem dies ‚Quia amore langueo' so voll war? Und die zweite, zartere, begleitende Stimme, gehörte sie auch einem Mädchen? — Nein? Dennoch hatte auch sie, erinnere ich mich recht, etwas weiblich Weiches. Doch nur der wunderschöne Klang der einen ging mir nach. Ich höre sie jetzt noch. Selbst in das Gespräch mit Granvella mischte sich dies ‚Amore langueo' mit seinem unwiderstehlichen Zauber."

Dann fuhr er sich mit der Hand über die hohe Stirn und frug Wolff in verändertem Tone: „Ein Mädchen also und ein Kind dieser Stadt?“

„Eurer Majestät zu Befehl,“ lautete die Antwort.

„Und trotz des Preises der gnadenreichen Mutter Gottes evangelisch, wie die anderen Narren hier zu Lande?“

„Nein, Herr,“ versetzte der Junker bestimmt. „Eine fromme katholische Christin.“

„Aus welchem Stande?“

„Von beiden Eltern aus ritterbürtigem, wappen- und turnierfähigem Geschlechte. Ihr Vater zog das Schwert mehr als einmal im Kampfe gegen die ungläubigen Heiden, so auch bei der Eroberung von Tunis unter den Augen Eurer Majestät, und er vernichtete dabei leider den Wohlstand seines alten guten Hauses.“

„Sein Name?“

„Wolfgang Blomberg.“

„Ein breitschulteriger, großer deutscher Schlagetot mit überkräftigem Schnurr- und Spitzbart. Ins Bein geschossen und an der Schulter verwundet. Fromm, unbesonnen, mit dem Mute eines Löwen. Später mit dem Titel eines Kapitäns geehrt.“

Voll redlichen Staunens über solche Kraft des Gedächtnisses, versuchte Wolff seiner Bewunderung Ausdruck zu geben; der kaiserliche Feldherr nahm ihm indes mit der neuen Frage das Wort vom Munde: „Und die Tochter? Entspricht ihr Aeußeres der Stimme?“

„Ich sollte meinen,“ versetzte Wolff befangen.

„Wunderschön und dabei von großem Stil,“ ergänzte der Baron diese schüchterne Aussage und führte die Spitzen seiner schlanken Finger an die Lippen.

Doch seinem Gebieter schien diese Bewegung zu mißfallen; denn er wandte sich von ihm ab, und indem er den jungen Regensburger scharf ins Auge faßte, stellte er die mißtrauische Frage: „Voll Launen steckt sie — auch darin seh' ich wohl recht — und verweigert darum das Singen?"

„Halten Eure Majestät zu Gnaden," entgegnete Wolff eifrig. „Kenn' ich sie recht, so hatte sie gehofft, Eurer Majestät Beifall zu erwerben, und als keine weitere Aufforderung an sie erging, ja als Eure Majestät den Wunsch, den Knabenchor zu hören, zum zweitenmal zurückzog, fürchtete sie, ihre Kunst hätte keine Gnade vor dem Kennerohr Eurer Majestät gefunden, und gekränkt und entmutigt . . ."

„Unsinn!" brauste der Kaiser hier auf. „Das Gegenteil ist richtig. Die Königin von Ungarn empfing den Auftrag, den vermeinten Knaben meines Beifalls zu versichern. Meldet ihr das, Kavalier Hartschwert, und thut es sogleich. „Sagt ihr —"

„Sie ritt mit Freunden in den Wald," erlaubte sich Wolff hier dem Monarchen schüchtern in die Rede zu fallen, um ihn vor weiteren unausführbaren Aufträgen zu behüten. „Ist sie nicht jetzt schon daheim, möchte es schwer sein . . ."

„Ob schwer, ob leicht," unterbrach ihn Karl, „Ihr werdet sie finden. Dann aber sollt Ihr mit einem Gruße ihres wärmsten Bewunderers, des Musikfreundes Karl, ihr vermelden, er befehle ihr nicht, sondern lasse sie ersuchen, ihn heute abend zum andernmale die Stimme hören zu lassen, deren Wohllaut ihm das Herz so mächtig bewegte. Ihr, Baron, begleitet den Kavalier, und ihr

kehrt nicht zurück ohne die Jungfrau! Wie wird sie gerufen?"

„Barbara Blomberg."

„Barbara," wiederholte der Herrscher, als erweckte dieser Name eine alte Erinnerung, — und als sähe er die Frauengestalt, die er dann beschrieb, vor sich, fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu: „Blauäugig ist sie, weiß und rot, schlank und doch voll. Vornehme, beinahe abweisende Haltung. Der reiche Haarschmuck wellig, mit goldenem Glanz."

„Das ist Zauberei," rief hier der Baron. „Eure Majestät malen das Bildnis mit Worten Zug für Zug treffend ähnlich. Ihr Haar ist das der Tochter Tizians."

„Ihr ließet es, scheint's, bei ihrer Betrachtung an Aufmerksamkeit nicht fehlen," bemerkte der Kaiser scharf. „Verkehrte sie schon mit Herren vom Hofe?"

Beide Befragten verneinten dies eifrig, der Kaiser aber fuhr ungeduldig fort: „So eilt euch! Sobald sie hier ist, laßt es mich wissen. Das Mahl, Malfalconnet, soll kurz sein. Vier, höchstens fünf Gänge und ohne Nachtisch. Der Knabenchor wird nicht in der Kapelle aufgestellt, sondern im Speisezimmer mir gegenüber. Die Anordnung legen wir in Eure Hände, Kavalier Hartschwert. Natürlich soll ein Stuhl die Dame erwarten. Der größern Tafel, Baron, wartet man in einem andern Raume auf, meinetwegen mit allen zwanzig Gängen samt dem Nachtisch. Die alte Leria blieb hier zurück. Sie nimmt den Platz der Königin Marie neben mir ein. Wegen der Sängerin, mein' ich. Der Eitelkeit der Marquise wird es dazu wohl thun."

Bei diesen Befehlen leuchteten ihm die Augen in jugend-

lichem Feuer. Als die Abgesandten schon auf der Schwelle standen, rief er ihnen noch nach: „Wo sie auch sein, wie spät es auch werden mag, ihr bringt sie. Und," fügte er eifrig hinzu, während jene sich schon mit tiefen Verbeugungen entfernten: „Und nicht zu vergessen: ich befehle nicht, ich lasse sie bitten."

Als er allein war, atmete er tief auf, und mit dem Haupt in der Hand dachte er zurück in vergangene Tage. Halb erloschene Bilder verknüpften sich ihm unwillkürlich mit der Gegenwart, die eine so unerwartet helle Färbung gewann.

„Barbara," murmelte er kaum hörbar leise vor sich hin. Dann sagte er sich in stummem Selbstgespräch: „Die schöne Brüsselerin Groen hieß auch Barbara, und sie war die erste. Wieder eine dieses Namens, und vielleicht die letzte ... Wie dies heiße Verlangen in der ausgebrannten Seele nur Wurzel schlagen und so kräftig aufwachsen kann?"

Dabei war es, als klänge ihm das „Quia amore langueo" wiederum sehnsuchtsvoll mit dem süßen Wohllaut ihrer Stimme entgegen.

„Wie mächtig doch das Ohr auf das Herz wirkt," dachte er weiter. „Schlank, voll, goldhaarig. Wenn sie wirklich der Brüsseler Barbara gliche! Malfalconnet ist ein Kenner. Nach diesen finsteren Tagen und Jahren vielleicht etwas, das wie Sonnenschein aussieht. Lange genug ist's her, seit Politik und Krieg mir auch nicht die leiseste Herzenserfrischung gönnen. Und doch wäre der Himmel, sollt' ich meinen, verpflichtet, ein übriges für den Mann zu thun, der es sich zur Lebensaufgabe macht, seinen Feinden den Daumen aufs Auge zu setzen."

Damit erhob er sich schnell, und während er vorwärts schritt, um das Glöcklein zu ergreifen, dessen Schall den Kammerdiener herbeirief, machte sich auch nicht mehr die leiseste Spur der Gichtpein im Fuße bemerkbar.

Mit frohem Erstaunen nahm Meister Adrian wahr, wie der Herr sich ohne Krückstock der Thür näherte, aus der er kam, und der treue Diener gab seiner Ueberraschung so lebhaften Ausdruck, wie es ihm seine Stellung erlaubte.

Im Schlafgemache unterbrach ihn der Kaiser. Er wünschte sich für die Tafel ankleiden zu lassen.

Meister Adrian wollte den eigenen Ohren nicht trauen. Eines der neuen Empfangsgewänder sollte er bringen, und doch konnte heute nicht einmal die Frau Statthalterin die Mahlzeit mit Seiner Majestät teilen.

Eines der kostbaren neuen Kostüme!

Was war über den Herrn gekommen, der schon seit Monaten, wenn keine hohen Gäste geladen waren, nur in den allerbequemsten, oft recht abgetragenen Kleidern zu Tische ging und die besseren neuen als sparsamer Haushalter schonte?

Aber auch damit ließ Karl es nicht genug sein; denn als Adrian ein gediegenes schwarzes Hofkleid mit Atlasschlitzen über die Stuhllehne hängte, wies der Gebieter es zurück und verlangte eines der neuesten Kunstwerke seines Brüsseler Schneiders, ein Gewand von veilchenfarbenem Sammet mit goldgelben Seidenschlitzen auf der Brust, in den puffigen Aermeln und kurzen Pluderhosen. Dazu gehörte den Fuß und das ganze Bein eng umschließendes seidenes Strumpfwerk, sowie Halskrause und Manschetten von Mechelner Spitzen.

Kopfschüttelnd entnahm der Kammerdiener diese Gewandstücke der Truhe; bevor er sie aber dem Gebieter anlegte, ließ dieser sich nieder, um sich Haar und Bart mit aller Sorgfalt ordnen zu lassen.

Seit Wochen hatte er diese leichte Arbeit, wenn auch mit recht schlechtem Erfolge, selbst verrichtet; denn Haar und Bart waren seinen Besuchern struppig und ungepflegt erschienen. Diesmal leitete er dagegen mit dem Spiegel in der Hand und mit manchem Einwand, eitel wie in jüngeren Jahren, das Werk des geschickten Dieners.

Nachdem Adrian ihm auch das neue Kostüm angethan hatte, schüttelte sein Herr den weiten, warmen Gichtstiefel ab und hielt dem Kammerdiener den Fuß hin.

Da schaute der treue Mann dem Gebieter bittend ins Auge und bat ihn bescheiden, der kaum überstandenen Schmerzen zu gedenken; der Kaiser aber herrschte ihm unwillig zu: „Die Schuhe!" und der Diener brachte sie und that ihm behutsam und aufrichtig besorgt die violetten, weit ausgeschnittenen Atlasschuhe an die Füße.

Endlich ließ der Herrscher sich das goldene Bließ, das er sonst nur unter dem Halse an einem Haken aufzuhängen pflegte, samt der goldenen Kette umthun, die für ihn, den Ordensmeister, dazu gehörte, und entnahm dem Schmuckkasten einige besonders schöne Ringe und einen sehr kostbaren Stern von Diamanten und Rubinen, den er sich auf den Knoten der Halskrausenschleife stecken ließ. Das Wehrgehäng, das Adrian ihm samt dem Staatsdegen, der dazu gehörte, unaufgefordert reichte, wies er zurück.

Er brauchte heute keine stählernen Waffen.

Den Sieg, nach dem er ausging, sollte seine Person erfechten.

Als der Diener ihm nochmals den venetianischen Spiegel vorhielt, war er zufrieden.

Der alternde, halb gebrochene Mann von gestern war zu einem stattlichen, großen Herrn in der Blüte der Jahre geworden; ja sein Auge glänzte trotz seiner sechsundvierzig Jahre weit heller und stolzer als das manchen jungen Ritters in seinem Gefolge.

Schönes Ebenmaß zeigten seine Züge auch jetzt nicht, doch trugen sie den Stempel eines starken, rastlosen Geistes. Die majestätische Würde, die er ihr zu verleihen wußte, ließ seine mittelgroße Gestalt höher erscheinen, als sie war, und das selbstbewußte, wie eines nahen Triumphes sichere Lächeln auf seinen starken Lippen stand dem Feldherrn wohl, dessen Schwert und Geist die glänzendsten Siege erfochten.

So hatte Meister Adrian ihn nach gewonnenen Schlachten, oder wenn er beim Lanzenstechen den starken Gegner aus dem Sattel gehoben, mehr als einmal, doch schon seit manchem Jahre nicht mehr gesehen. Es war ihm, als hätte sich vor ihm ein Wunder begeben, und tief bewegt küßte er dem Gebieter den Aermel.

Karl nahm es wahr und klopfte ihm wie zum Dank leise auf die Schulter. Das war nicht viel, doch es beglückte den treuen Mann; denn wie lange war es her, seit ihn sein kaiserlicher Herr zum letztenmale durch ein so freundliches Zeichen der Zufriedenheit beglückte!

Sollte die Zeit wieder beginnen, da Karl sich in den Niederlanden auch zu geringeren Leuten mit derber Vertraulichkeit herabgelassen hatte?

Daß er bald genug erfahren würde, was diese unerwartete Wendung bewirkte, bezweifelte Adrian nicht; jetzt aber lag seinem findigen Geiste die Erkenntnis der

wahren Ursache noch fern, stand es doch bei ihm fest, daß die Seele des Kaisers sich schon seit Jahren für den Reiz des Weibes verschlossen. Dennoch sagte sich der erfahrene Mann, eine Frau müßte an dieser erstaunlichen Verjüngung teilhaben. Sonst hätte sie wahrlich zu den Wundern gehört, die er nur aus der Legende kannte.

Und siehe da!

Schon meldete der Kammerherr de Praet eine Dame: die Marquise de Leria.

Hätte Meister Adrian sich überhaupt gestattet, in Gegenwart des Gebieters zu lachen, diesmal wär' es gewiß geschehen; denn die in Sammet, Seide und Federschmuck hereinknixende Greisin, deren Aufwartung Seine Majestät nicht zurückwies, war wohl die letzte, um derentwillen der Herr den Atlasschuh auf dem empfindlichen Fuße duldete.

Wie wunderlich ihr runder Katzenkopf mit den starken Backenknochen und der hoch aufgekämmten weißen Perücke von den rosa geschminkten, eingefallenen Wangen und den kohlschwarz gefärbten Augenbrauen abstach!

Schnell rechnete Meister Adrian ihr nach, daß sie den Siebenzig nicht fern stand. Aber wie scharf sie über den Hüften zusammen geschnürt, wie straff ihre Haltung, wie süß das Lächeln um den eingefallenen Mund noch war! Und wie brachten es ihre alten Glieder, denen die Biegsamkeit längst abhanden gekommen sein mußte, nur fertig, die tiefen Reverenzen, mit denen sie beinahe den Boden berührte, so tadellos auszuführen?

Aber der im Dienste Karls ergraute Kammerdiener hatte im Hofdienste noch weit Erstaunlicheres verrichten und aus der Nähe der Majestäten die Kraft zu Leistungen

schöpfen sehen, die ihm heute noch unerklärlich erschienen. Lahme waren vor seinen Augen gesprungen und hinfällige Kranke viele Stunden lang aufrecht gestanden, wenn der Hofdienst, die Etiquette, der Befehl der Majestäten sie dazu genötigt.

Und zu welcher Meisterin, sich selbst zu beherrschen, war die Marquise während ihres langen Dienstes am französischen und niederländischen Hofe geworden; denn keine Miene verriet ihr Erstaunen über die veränderte Erscheinung des Kaisers, während sie ihm für die beglückende Gnade inbrünstig dankte, das Mahl mit seiner erhabenen Person teilen zu dürfen.

Karl machte indes dieser Anrede ein schnelles Ende und ersuchte sie nur kurz, an Stelle seiner Frau Schwester einer Jungfrau aus adeligem Hause ihren Schutz angedeihen zu lassen.

Da maß die Marquise den Kaiser mit einem raschen, verständnisvollen Blicke und folgte dann, rückwärts schreitend, mit einer Reihe von tiefen Senkungen des Körpers seinem Winke, ihn zu verlassen.

Ungeduldig und ohne die starke Erregung, die ihn beherrschte, vor dem Kammerdiener zu verbergen, trat Karl endlich ans Fenster und schaute auf den Haidplatz nieder.

Nun ihm der Gebieter den Rücken wandte, erlaubte sich Meister Adrian zufrieden zu lächeln. Er wußte jetzt alles und meinte darum erst recht, daß sich ein Wunder mit seinem Herrn begebe. Doch es gereichte ihm zur Freude; war es doch schon ein Glück, daß dieser welkende Stamm noch einmal so frische Knospen trieb.

Vierzehntes Kapitel.

Wolff Hartschwert hatte von den Trabanten, die auf der Haid an der Mündung der Roten Hahnengasse Wacht hielten, erfragt, daß noch keine Reiter an ihnen vorbeigekommen wären.

Für den Dienst des Hofes standen stets einige gesattelte Pferde bereit. Malfalconnet bestieg seinen edlen Hengst, und Graf Lanoi, der Oberstallmeister, überließ seinem Begleiter ein gutes Roß und versah zwei Fackelträger mit Pferden.

Uebrigens hatten die beiden Abgesandten des Kaisers nicht lange zu reiten; denn auf halbem Wege zwischen der Abtei Prüfening und Regensburg trafen sie vor dem Dorfe Dechbetten auf die heimkehrenden Ausflügler.

Schon aus einiger Entfernung klang Wolff die Stimme Barbaras entgegen.

Er kannte die Jugendgenossin.

So laut und scharf klang ihre Rede nur, wenn sie innerlich erregt war.

Auf dem Hinwege hatte sie wenig gesprochen und war von Herrn Peter Schlumperger gefragt worden, welcher Hase ihr über den Weg gelaufen. Da hatte sie sich

zusammengerafft, und um der großen Bangigkeit Herr zu werden, die sich ihrer wieder und wieder bemächtigte, dem süßen Malvasier des Herrn Peter unbehutsamer als sonst zugesprochen.

Endlich war sie, weit mehr von der eigenen Lebhaftigkeit als von dem Rebensafte berauscht, dahin gelangt, das große Wort unter den anderen Herren und Damen so frei zu führen, daß es auch Frau Kastenmayr zu viel geworden war und sie mehrmals mit aufrichtiger Besorgnis von ihrem goldhaarigen Liebling auf den Bruder und von ihm auf Barbara geschaut hatte.

Solch rücksichtsloses Hervortreten stand in ihren Augen einer sittigen Regensburger Jungfrau und der künftigen Gattin eines Peter Schlumperger übel an, und am liebsten hätte sie schon jetzt zum Aufbruche gedrängt. Aber ein Teil der Stadtpfeifer war in den Wald vorausgeschickt worden, und als sie mit dem Aufspielen begannen und die Jugend von Herrn Peter selbst zum Tanze aufgefordert wurde, war ihr die gute Laune vollends abhanden gekommen; denn Barbara, um die sich die jungen Herren eifrig bemühten, hatte sich dem Tanze so leidenschaftlich ergeben, daß sich endlich sogar ihr volles Haar löste und sie während einiger Takte wild umflatterte. Zwar war sie sofort mit Nandl Wollerin, ihrem Bäslein, tiefer in den Wald geeilt, um es wieder aufzustecken; dieser Vorfall hatte die strenge Ehrbarkeit der Frau Kastenmayrin indes in höchst unliebsamer Weise verletzt.

Einem Mädchen in Barbaras Jahren durfte an der eigenen Person nichts Ungewöhnliches begegnen, und die leichte Art, mit der diese Jungfrau hinnahm, was sie vor so vielen Männeraugen betroffen, verdroß die gestrenge

Witib so sehr, daß sie Barbara einen guten Teil ihrer Gunst entzog.

Das kam von dem fortwährenden Singen!

Eine andere steckte die Haare sorgsam fest und wehrte sich dagegen, beim Tanze von einem Arm in den andern zu fliegen, noch dazu, wenn ein Mann, der es ernst mit der Werbung nahm, zusah und sich von dieser Lustbarkeit der Jugend fern hielt.

Es war doch wohl ihre Pflicht, den Bruder von dem Ehebündnis mit einer Jungfrau abzuhalten, die, so lange Geigen und Klarinetten ihr die Füße bewegten, dem würdigen Freier auch nicht einen armen Seitenblick vergönnte.

Ihrem Mißmut war auch der frühe Aufbruch zuzuschreiben gewesen.

An der Spitze der ziemlich langen Schar der Regensburger ritten Fackelträger, und einige Gäste trugen Stocklaternen. So fehlte es nicht an Licht, und da die Leuchte in der Hand ihres Nachbars dem Baron gestattete, Barbara zu erkennen, ritt Malfalconnet, der Verabredung gemäß, auf die Sängerin zu, während Wolff Herrn Peter Schlumperger ansprach und ihm mitteilte, welche Einladung der Haushofmeister im Namen des Kaisers seinem schönen Gaste zu überbringen habe.

Der Regensburger Ratsherr ließ ihn ausreden und bemerkte nur mit gelassener Würde, diese Aufforderung Seiner Majestät richte sich nicht an ihn selbst. Es sei vielmehr ganz allein Sache der Jungfrau Blombergin, zu entscheiden, ob sie ihr zu so später Stunde nachzukommen gedenke.

Aber Barbara hatte schon gewählt.

Schnell und bestimmt war die Zusage erfolgt, doch besaß weder das fernere Fackellicht noch die nahe Laterne genügende Leuchtkraft, um dem Baron zu zeigen, wie tief das Mädchen sich bei der Mitteilung entfärbte, Kaiser Karl befehle nicht, sondern bitte sie nur freundlich, ihm noch heute abend eine Gunst zu erweisen.

Nur mit Mühe hatte sie darauf einige Worte des Dankes gefunden; als aber der gewandte Baron sie mit liebenswürdiger Dringlichkeit ersuchte, ihrer Güte die Krone aufzusetzen und des Wortes zu gedenken, daß, wer schnell gibt, doppelt gibt, preßte sie tiefatmend die Rechte auf das hochklopfende Herz und war an die Seite der Frau Kastenmayrin geritten, um ihr in wenigen Worten zu erklären, was sie nötigte, sie zu verlassen, und um ihr und ihrem Bruder einige Worte des Abschieds und der Erkenntlichkeit zukommen zu lassen.

Herr Peter erwiderte sie mit unverstellter Freundlichkeit — seine Schwester mit ebenso redlich gemeintem frostigem Unwillen.

Im schnellsten Trabe ritt Barbara dann mit den beiden Abgesandten dem Zuge voraus.

Die eben noch so flinke Zunge war ihr wie gelähmt. Das heftige Pochen des Herzens hemmte ihr den Atem. Eine Fülle einander widersprechender Gedanken und Gefühle kreuzte ihr Geist und Sinn.

Sie wußte nur eins. Etwas Großes, Entscheidendes stand ihr bevor, und der heißeste Herzenswunsch, den sie je gehegt, nahte sich der Erfüllung.

Bei einem raschen Ritt spricht es sich schlecht; Malfalconnet aber war in jeder Lage Herr seiner Redekunst, und der geistesgegenwärtige Höfling gedachte sie wacker

zu benützen, um die Gunst derjenigen im Fluge zu erobern, deren Huld ihm ein kostbarer Besitz werden konnte.

Er sollte indes nicht dazu kommen; denn als er die erste Frage an Barbara richtete, erklärte sie kurz, sie liebe es nicht, sich vom trabenden Rosse aus zu unterhalten.

Da dachte Wolff an die laute Stimme, die ihm vorhin aus dem Zuge der Regensburger entgegengeklungen war; doch legte er sich Stillschweigen auf, und der Baron begnügte sich von nun an mit kurzen hingeworfenen Worten.

Wohl nahm der ganze Ritt nur den vierten Teil einer Stunde in Anspruch; welche Flut von Gedanken und Gefühlen ergoß sich aber in dieser kurzen Spanne Zeit in Barbaras Seele!

Vorhin hatte ihr Trotz und die eigene unbesonnene Hast sie gegen sich selbst aufgebracht; denn durch sie war sie vielleicht für immer um die Gelegenheit betrogen worden, Kaiser Karl zu zeigen, was sie als Sängerin vermochte. Die grausame Besorgnis, die sie deswegen gequält, hatte sie in Prüfening zu dem lauten Hervortreten angetrieben, vor dem sie sich bis dahin immer gehütet. Wie tief sie dadurch in der Meinung der Frau Kastenmayrin gesunken war, hatte sie wohl bemerkt, und diese Wahrnehmung war ihr peinlich gewesen und hatte ihre Eitelkeit verletzt; was fragte sie aber jetzt noch nach ihr, nach ihrem Bruder, nach ganz Regensburg: ritt sie doch dem Großen entgegen, der nach ihr verlangte, und dem sie sich — sie wußte selbst nicht, wo sie den Mut dazu hernahm — dem sie sich zugehörig fühlte.

Wie zu einem Berge, dessen zackige Felsenkrone den Himmel berührt, hatte sie zu ihm aufgeschaut, wenn der Vater und andere von seinen ritterlichen Thaten, seinen Siegen über die mächtigsten Feinde und von seiner unvergleichlichen Staatskunst erzählten. Mit stummem Erstaunen war sie noch vorgestern Wolff gefolgt, als er ihr die Staaten und Völker herzählte, über die dieser mächtigste aller Herrscher gebot, und als er ihr die Pracht seiner Paläste in den Niederlanden, in Spanien und Italien schilderte. Von der Fülle seines Reichtums und den Silberflotten, die ihm aus der Neuen Welt Schätze an Edelmetall von unerhörtem Werte zuführten, hatte sie schon früher mancherlei Unglaubliches vernommen.

Bei diesem Ritte durch die stille Nacht dachte sie aber auch nicht mit dem leisesten Gedanken an die Reichtümer des Mannes, der sie zu sich entbot. Das Gold, der Purpur, der Hermelin, das Edelgestein und die anderen Herrlichkeiten, die sie bei der ersten Nachricht, sie sei berufen, vor Kaiser Karl zu singen, wie im Traum hatte vor sich niedersinken sehen, waren aus ihrer Vorstellung verschwunden.

Es verlangte sie nur, vor dem Größten der Männer, dessen „Bitte“ sie mit ganz anderer Gewalt als der Malvasier an der Tafel Herrn Peters berauschte, ihre Kunst zu bewähren, sich seines Beifalls würdig zu zeigen.

Daß der Mächtigste der Mächtigen Schmerzen leiden mußte, war ihr wie ein Hohn, eine tückische Grausamkeit der Schickung erschienen, und bei der Messe heute früh hatte sie brünstig gebetet, der Himmel möge ihm Genesung schenken.

Jetzt glaubte sie, es liege in ihrer Hand, sie ihm zu bringen.

Wie oft war ihr gesagt worden, ihrem Gesange wohne die Kraft bei, bekümmerte Seelen zu erfrischen.

An demjenigen, zu dem ihr ganzes Wesen sie hinzog, mußte die Macht ihrer Kunst sich noch ganz anders bewähren als an den guten Leuten hier, über die sie hinwegsah. Seine bedrückte Seele sollte sie, ja sie, von jeder Sorge befreien, und wenn ihr das gelang und er ihr bekannte, daß er auch in ihr etwas Ungewöhnliches, in seiner Art Großes gefunden, dann war der ernste Fleiß, den Meister Feys oft an ihr gelobt, reichlich belohnt, dann war sie zu dem Stolze berechtigt, der ihr, trotz ihrer Armut, wie Auge und Mund zugehörte, und der ihr so oft verdacht worden war.

Die jungen Herren, die sich um sie bemühten, hatten sie stets kalt und gefühllos gescholten, doch mit wie leidenschaftlichem Verlangen schlug ihr Herz dem ersten entgegen, den sie des für würdig hielt und von dem sie doch nichts erwartete als warmes Mitempfinden gegenüber den musikalischen Gaben, die sie für ihn bereit hielt, und ernste Anerkennung, die ihr den Mut hob, und dazu, konnte es sein, das beglückende Geschenk der Bewunderung.

So froh, so stolz und hoffnungsvoll hatte sie sich des Zaubers ihres Gesanges noch nie gefreut, und sie empfand es auch als Glück, daß sie schön war und so rein wie ihre Kunst, mit der sie ihm die Seele zu erheben und zu erfrischen gedachte.

Sich selbst entrückt achtete sie nicht des reich gestirnten Himmels ihr zu Häupten, zu dem sie sonst so gern aufschaute und an dem Wolff sie die vornehmsten Wandel- und Fixsterne kennen gelehrt hatte, — nicht auf die Nachtvögel, die die Fackel des Vorreiters anzog und die oft

dicht an ihr vorüber schossen, — nicht der Schmeichelworte, denen sie sonst gerne lauschte und die wohl wenige besser zu wählen verstanden als der wohlgeschulte Herzensbrecher ihr zur Seite.

Die Abgesandten hatten Sorge getragen, daß man das Stadtthor für sie offen hielt. Erst als der Huf ihres Schimmels auf das Pflaster schlug, erwachte sie aus dem Sehnsuchtstraume, der sie gefangen gehalten. Erschrocken fuhr sie auf, lüftete den kleinen Federhut und atmete tief auf.

Die alten wohlbekannten Häuser zur Seite der Straße versetzten sie in die Wirklichkeit und in ihre Anforderungen zurück.

Wie sie da war im Reitkleid, mit schlecht geordnetem Haare, konnte sie nicht vor den Kaiser treten. Dazu glühte ihr der Kopf nach dem Tanz und von dem genossenen Weine. Sie mußte sich sammeln, bevor sie vor den hohen Kenner hintrat, dessen Beifall sie so glücklich, dessen Mißfallen oder Gleichgiltigkeit sie elend machen konnte.

Schnell gefaßt wandte sie sich darum Malfalconnet zu und erklärte ihm, sie könnte sich Seiner Majestät erst zeigen, nachdem sie sich eine kurze Erholung gestattet; der Baron aber, der fürchten mochte, eine Weiberlaune möchte noch in der zwölften Stunde den glücklichen Erfolg seiner Sendung verderben, glaubte ihr, wenn auch in der liebenswürdigsten Form und mit der Versicherung, er würde ihr im „Goldenen Kreuz" Gelegenheit schaffen, sich in aller Stille zu sammeln, diesen Wunsch abschlagen zu sollen.

Da warf sie unversehens den Schimmel herum, gab ihm die Gerte zu fühlen und überraschte die erstaunten Herren mit dem Rufe: „Vor dem ‚Goldenen Kreuz' in

einer guten Viertelstunde. Du, Wolff, wartest auf mich an der Grieb."

Die letzten Worte verhallten schon, während sie in wilder Carrière die Straße hinauf und über den Haidplatz dahin jagte. Lichte Funken stoben von den Pflastersteinen auf, die die Hufe ihres Rosses trafen.

„Verteufelte Hexe!" rief Malfalconnet dem Junker zu. „Und wie der Unband den Gaul herumreißt und sich aufrecht hält bei der tollen Carrière auf dem Pflaster. Wenn der Schimmel auch stürzt, — ihr thut es dennoch nichts an! Solche aufsteigenden Sterne können vom Himmel fallen, und sie springen wieder auf wie die Katzen, die ich als Bube vom Dache warf. Seine Majestät bekommt etwas zu raten auf, wenn er in der Bewunderung so fortfährt. Sacre Dieu! Welch ein Temperament, — und eine Deutsche!"

Bis dahin waren beide im Schritt weiter geritten und hatten der Reiterin nachgeschaut, obwohl sie bereits im Dunkel verschwunden war, das nur die Lichter am wolkenlosen Firmamente erhellten. Jetzt schlug es halb elf, und Malfalconnet rief halb an den Junker gewendet, halb vor sich hin: „Wenn uns der wilde Vogel nur nicht doch noch aus dem Garn geht!"

„Unbesorgt," entgegnete Wolff. „Sie hält, was sie verspricht, denn sie ist die Wahrhaftigkeit selbst; — auch würdet Ihr mich verbinden, Herr Baron, wenn Ihr künftig in minder leichtem Tone von dieser aller Ehren werten Jungfrau redetet; denn ihr Ruf ist so tadellos wie die Reinheit ihrer Stimme, und so eigenwillig sie auch sein mag . . ."

„So viel Gnade findet dies Meisterwerk des Schöpfers

vor Euren Augen, Kavalier, und Euren feinen Ohren," unterbrach Malfalconnet ihn heiter. „Einem andern, junger Freund, ließ ich übrigens solche Mahnung nicht durchgehen; wir reiten aber jetzt über die Freyung des Kaisers, und es würde mich darum in arge Verlegenheit setzen, wenn mein Stahl Euch durchbohrte; denn mein mir sehr werter Hals verfiele dafür höchst wahrscheinlich dem rohen Beile des Rotrocks. Außerdem will ich Euch wohl, wie Ihr wißt, und ich kenne euch deutsche Pedanten! Mit keinem unehrerbietigen Worte will ich hinfort — bei meiner Heiligen gelob' ich's — Eurer holdseligen Landsmännin gedenken, bis Ihr mir selber die Zunge freigebt."

„Das wird nie und nimmer geschehen!" versicherte Wolff lebhaft, „und diese Voraussetzung allein würde mich zwingen, zum Schwerte zu greifen, wenn es nicht gerade gegen Euch dennoch . . ."

„Wenn es nicht trotzdem Wahnsinn wäre, Euren daumenlangen Paradirdolch mit meinem guten Degen zu kreuzen," lachte Malfalconnet. „Bis Ihr das Rapier holtet, wäre Eure Mordlust ohnehin, denk' ich, verflogen. Lassen wir darum die Klingen in der Scheide und gestattet meiner Neugier nur noch die Frage: Welches Bedenken nötigt Euch, Kavalier, Euch gegen mich, der Euch — weiß Gott! — ohne üblen Willen die Galle erregte, zu verständiger Friedfertigkeit zu bekehren?"

„Dasselbe, das Euch vom Zweikampfe mit mir zurückhält," versetzte Wolff ruhig und fuhr dann in wärmerem Tone fort: „Ihr seid mir eben wert, weil Ihr Euch gütig gegen mich erwiest, seit ich an den Hof kam. Doch Ihr seid der letzte, der zugeben möchte, daß Dankbarkeit die Hand fesseln soll, die es verlangt, sich zu wehren.

Im Vergleich mit Euch, Baron, bin ich nur ein bescheidener Mann, aber adeliges Blut rinnt so gut in meinen wie in Euren Adern, und ich bin auch nicht feige. Das argwöhnt Ihr vielleicht, weil ich mancherlei, was ich keinem durchgehen ließe, von Euch hinnahm. Aber ich weiß ja, daß, was Eure neckische Zunge auch gegen mich sündigt, mit der Gesinnung nichts zu thun hat, deren Güte sich stets bewährte, wo es darauf ankam. — Nun Ihr aber einer Dame die Ehrerbietung versagt . . ."

„Auch davon ist mein Herz so weit entfernt," entgegnete Malfalconnet, „wie der reich gestirnte Himmel uns zu Häupten von dem elenden Pflaster dieses Platzes. Ja, mein Herr und Kavalier, Ihr erkanntet mich richtig, und Gott bewahre mich, Uebles von einer Dame zu denken oder gar zu reden, die dem Herzen eines Freundes so wert ist."

Damit reichte er dem andern mit heiterer und doch vornehmer Herzlichkeit die Rechte.

Wolff schlug lebhaft ein, und beide schwangen sich gleich darauf im Hofe des „Goldenen Kreuzes" von den Rossen: Malfalconnet, um den Kaiser von dem glücklichen Ausgange seines Rittes zu unterrichten, — der Regensburger, um für die rechte Aufstellung des Knabenchors zu sorgen und sich dann, gehorsam der Weisung Barbaras, vor die Grieb zu begeben.

Er kannte den Baron und wußte, daß jeder auf diesen ritterlichen Herrn zählen durfte, den er seiner Freundschaft versicherte, daß er aber auch des Heiligsten nicht schonte, wenn er hoffen durfte, sich dadurch den Beifall seines kaiserlichen Gebieters zu erwerben und seine Heiterkeit zu erregen.

In der frohen Ueberzeugung, das Seine für die Geliebte gethan und doch die Gunst des einflußreichen Mannes nicht verscherzt zu haben, dem er Erkenntlichkeit schuldete, dessen gewandten Geist er bewunderte und der ihm dazu lieb geworden war, ging er der nahen Grieb entgegen.

Daß der Kaiser sich Barbara so gnädig erwies, erschien ihm dazu wie ein großes Glück nicht nur für sie, sondern auch für sich selbst. Er kannte das feine musikalische Verständnis Karls und durfte sicher voraussehen, daß ihr Gesang ihn befriedigen und für sie einnehmen würde. Wenn dies aber zutraf und der Herrscher erfuhr, daß er die Sängerin, der die Majestäten so großen Genuß verdankten, zum Weibe begehrte, dann war es dem Kaiser ein leichtes, ihn in eine Stellung zu versetzen, die auch das gerechte Verlangen des geliebten Mädchens nach einem vor Not gesicherten Dasein befriedigen mußte.

Die Begegnung mit dem Herrscher, zu dem er Barbara sogleich führen sollte, erschien ihm darum wie eine Brücke zu ihrem Jawort, und als er bei der „Arche" dem Hofmusikus Massi begegnete, dem sein Knecht den Geigenkasten nachtrug, rief er ihm zu: „Schaut nur nach den glänzenden Sternen da oben in die Höhe, Massi. Sie stehen gut für mich, und halten sie Wort, so sei die Fahrt hierher gesegnet."

„Amen," entgegnete der andere, drückte ihm herzlich die Hand und verlangte dann Näheres zu hören; Wolff aber vertröstete ihn auf morgen und rief ihm noch nach: „Die Jungfrau Blombergin, deren Stimme und Vortrag es Euch ja auch anthat, singt nun dennoch mit vor

Seiner Majestät. Wünscht ihr das Beste; denn von ihrem Erfolge hängt mancherlei ab für sie und vielleicht auch für Euren Freund. Noch einmal: haltet uns den Daumen!"

Damit ging er auf die Grieb zu, und die Sehnsucht nach der Geliebten beschleunigte ihm den Schritt.

Die Besorgnis, der gichtbrüchige Monarch könnte Barbara gegenüber andere Wünsche hegen, als sich an ihrem Gesange zu erfreuen, lag ihm weltenweit fern. Wer hätte auch in den letzten Jahren den von der schwersten Pflichtenlast gebeugten leidenden Herrn, dessen mäßig hohes Alter man leicht übersah, je nach Frauengunst streben sehen?

Vor dem Hauptthore der Grieb wurde Wolff von dem Hausmeister angerufen.

Das Weib dieses gehorsamen Gatten, die Lerchin, in ganz Regensburg als die „Gewand-Lerchin" bekannt, hatte ihm Wache zu halten befohlen und ihm eingeschärft, niemand, wer es auch sei, in ihr Quartier zu ebener Erde zu lassen, außer dem Kantor-Junker, wie sie Wolff zu nennen beliebte.

Barbara hatte, als sie den Abgesandten des Kaisers entfloh, kurze Zeit zur Ueberlegung gefunden, doch ein kluger Frauenkopf denkt schnell, wenn es eine wichtige Entscheidung zu treffen gilt, und während sie den Schimmel wandte, hatte sie gefunden, daß es ihrem Zweck und der Eile, die mit ihm verbunden war, besser entsprach, sich zu der Lerchin, als nach Hause zu begeben.

In der Grieb war sie sicher, sogleich Einlaß zu finden, wenn sie an das Fenster der Lerchin klopfte, während das Kantorhaus früh geschlossen wurde und lange Zeit

vergehen konnte, bevor man es ihr aufthat. Ferner wußte sie nicht, wie der in solchen Dingen unberechenbare Vater sich zu der Ehre verhalten würde, die ihr bevorstand, drittens — und das allein war entscheidend — befand sich das weiße Gewand, das sie an Stelle des Reitkleides anzuziehen gedachte, bei der Lerchin, und wie gute Dienste verhießen ihr die geschickten, flinken Finger der früheren Gürtelmagd ihrer Mutter bei dieser hastigen Umkleidung zu leisten!

Daneben war ihr auch noch in den Sinn gekommen, der Baron könnte ihr in ihre dürftige Wohnung folgen, und das wäre ihr wie eine Erniedrigung erschienen. Was brauchten die bei Hofe zu wissen, in wie kümmerlicher Lage die Künstlerin aufgewachsen war, die der Kaiser durch keinen geringeren als durch den Baron Malfalconnet um ihr Erscheinen „bitten" ließ.

Das alles war ihr im Verlauf weniger Sekunden deutlich geworden, und ihre Wahl hatte sich als glücklich erwiesen; denn das Thor der Grieb war noch unverschlossen gewesen, und der alte Stallknecht Kunz, der noch im Dienste der Gravenreuther, die früheren Besitzer der Grieb, gestanden hatte und das „Wawerl" von Kind auf kannte, kam eben aus der Schenke und zeigte sich gern bereit, den Schimmel in den Stall Peter Schlumpergers zurück zu führen.

Als Barbara in das große Gebäude eintrat, strahlte ihr aus der immer noch der heiligen Dorothea geweihten Hauskapelle zur Linken des Hofes Lichtschimmer entgegen.

Das erschien ihr wie ein Wink des Himmels, und bevor sie bei der Lerchin anklopfte, schlüpfte sie in die Kapelle, warf sich dort vor dem Gnadenbilde auf die

Knice und flehte es an, ihrer Stimme beim Gesange vor dem kaiserlichen Herrn den reinsten Schmelz und die tiefste Wirkung zu verleihen.

Da war es ihr, als lächelte das Antlitz der gütigen Patronin ihr Gewährung entgegen, und mit schnellen Worten fügte sie hinzu, der große Monarch sei auch der allerbeste Kenner, und es sollte dem Altare hier an Kerzen und Blumen nicht fehlen, wenn sie ihr die Kraft verliehe, seinen Beifall zu erringen. Dabei hob sie die gefalteten Hände hoch zu dem Marienbild in die Höhe und schloß das innige Gebet mit dem leidenschaftlichen Rufe: „O erhöre, erhöre mich, du unerschöpflicher Quell der Gnade; denn erfülle ich nicht, was er erwartete, als er mich bitten ließ, vor ihm zu singen, und sehe ich ihm an, daß er mich enttäuscht wieder gehen läßt, so ist es um den Frieden dieses Herzens geschehen. Erhöre, o erhöre mich, erhabene Königin des Himmels!"

Erleichtert und gestärkt sprang sie endlich auf, und um weniges später strählte ihr die Lerchin mit lauten Ausrufen der Bewunderung das lange, volle, wellige Blondhaar.

Ueberströmend von Entzücken über solche Schönheit half das kleine, hagere Weiblein dann ihrem „Goldwawerl", ihrer „wunderholden Nachtigall", beim Umkleiden.

Wolffs Geschenk, das Sammetgewand mit dem Marderbesatz, wäre zu schwer und beklemmend für den Gesang gewesen und war ohnehin noch nicht fertig. Barbara, versicherte sie, hätte recht gethan, das weiße zu wählen, das für den nächsten Tanz auf der „Neuen Wage" bestimmt war. Keins stünde ihrem zauberhaften Prinzeßchen besser zu Gesicht, und Barbara glaubte es gerne und

fügte sich willenlos der erfahrenen Gehilfin, der alles zur Hand war, was ihr hier an Spitzen und Bändern fehlte. Sogar mit neuen und zierlichen Atlasschuhen konnte sie dienen.

Während die Alte die Hände mit erstaunlicher Fertigkeit rührte, gönnte sie auch der schnellen Zunge keine Ruhe. Im zärtlichsten Tone treuer mütterlicher Sorge riet sie ihr, wie sie sich der Majestät gegenüber zu verhalten habe. In aller Hast machte sie Barbara vor, wie die steifen spanischen Hofdamen „knixen“, und rief dann: „Auch das noch, mein allertrautestes Herzlein. Allen Damen, so viel ihrer sind, auch denen von fürstlichem Geblüte, ist es um die Gunst eines so großen Monarchen zu thun, wenn sie ihm zum erstenmal begegen. Und was ihm ihre Blicke dabei nicht alles verheißen! Auch Du kannst ja Augen machen, und was für welche! Neulich noch sah ich's, und wär' ich ein junger Herr gewesen, wie gern hätt' ich auf der „Neuen Wage“ mit dem schmucken Werbeoffizier Pyramus getauscht! Das war ein Geflacker! Jetzt — nicht wahr, Liebchen — jetzt haben wir für dergleichen Wichtlein auch keinen armseligen Blick mehr?! Laß Dir's gesagt sein. Was aber Seine erhabene Majestät angeht, da verfängt dergleichen mit nichten. Da schlägst Du fein das leuchtende Blauauge nieder, verschämt und sittig, als trügst Du noch das Firmelungskränzlein. Die feinen Bürgersöhne klagen allesamt über Deine abweisende Härte. Die laß Seine Majestät nur auch recht deutlich verspüren. Das gießt Oel in die Flammen, und hoch aufflackern sollen sie, dafür steck' ich beide Hände ins Feuer, so nötig ich sie auch habe. Wenn es aber kommt, wie ich's erwarte, mein Goldkind, dann

vergiß auch der alten Lerchin nicht, die es besser noch mit Dir meint als Deine eigene Mutter selig. Wie sie so schön war und prächtig! Ihres kleinen Wawerl aber vergaß sie nur zu oft. Ich, Kind, bin von treuer Art und kenne das Leben. Bedarfst Du früher oder später des Rats einer echten, hilfsbereiten Freundin, so weißt Du ja, wo die alte kleine Lerchin zu finden."

Eindringlich genug hatten diese Mahnungen geklungen, doch Barbara war weit entfernt gewesen, ihnen aufmerksam zu lauschen. Mit marternder Ungeduld hatte sie vielmehr ihres Auftretens vor dem Großen gedacht, für den sie geschmückt wurde, und der Lieder, die sie zu singen haben würde. Durfte sie selbst wählen, so bekam er auch das Vogellied mit dem „car la saison est bonne" zu hören, das die niederländischen Meister zu so lebhaftem Beifall gezwungen.

Aber nein!

Etwas Ernsteres, Größeres mußte sie wählen; denn auf denjenigen, der ihr jetzt das Ohr zu leihen verhieß, wollte sie tiefer, nachhaltiger, gewaltiger wirken.

Mit lauer Zufriedenheit war es ihr bei Kaiser Karl nicht gedient; sein Entzücken, seine Begeisterung wollte sie erwecken. Welche Seligkeit, wenn es ihr gelang, ihm tief in die Seele zu greifen, wenn es ihr beschieden war, sein ernstes Herrscherauge zu zwingen, ihr in hellem Entzücken entgegen zu leuchten!

In wachsender Erregung sah sie sich selbst, wie sie das Notenblatt senkte und wie er tief ergriffen ihr beide Hände entgegenstreckte.

Aber das wäre des Glückes zu viel gewesen!

Wenn ihr nun bei dem ungestümen Schlag ihres

Herzens die Stimme versagte, — wenn sie bei der angstvollen Beklemmung, die sich jedes bemächtigt, dem es zum erstenmale der Majestät von Angesicht zu Angesicht entgegenzutreten vergönnt ist, das Gedächtnis verlor und die Stimmung nicht zu finden wußte, deren sie bedurfte, um ihre Aufgabe mit der Vollendung, die ihr vorschwebte, zu lösen?

Ja, so würde es kommen! Und mit grausamer Selbstquälerei hielt sie an dieser peinigenden Befürchtung fest; denn sie meinte wahrgenommen zu haben, daß ihr oft zum Besten ausschlug, wovon sie das Schlimmste erwartet.

Die Lerchin sah ihr an, was in ihr vorging, und sprach ihr Mut ein, bis sie das Werk vollendet hatte und Barbara den Spiegel vorhielt.

Da mußte das Mädchen wohl oder übel hinein blicken. Sie that es indes nur widerwillig, und nachdem sie sich flüchtig überzeugt, daß sie sich sehen lassen konnte, drehte sie die blanke Scheibe um und wollte nicht wieder hineinschauen.

Die Betrachtung des eigenen Bildes, fürchtete sie, könnte sie stören; denn sie wollte nur an die würdige Lösung ihrer Aufgabe denken, und je kürzere Zeit sie den Kaiser warten ließ, desto weniger brauchte sie zu fürchten, einen mißgestimmten Hörer zu finden.

Hastig rief sie darum der Alten einige Dankesworte zu und griff nach dem Kopftuche, das sie mit nach Prüfening begleitet; die Schneiderin aber schlang ihr einen kostbaren Spitzenschleier um das Haupt, den sie für eine Kundin bereit hielt.

„Das teure Gut," dachte sie dabei, „mag verloren

gehen! Wenn aber früher oder später eintritt, was mein Lämmlein, das nur an sein süßes Geplärr denkt, sich nicht träumen läßt, dann bringt es sich mit Zinsen wieder ein. Sie muß auch gewahren, wie mütterlich wohl ich es meine."

Dann küßte sie Barbara mit zärtlicher Vorsicht die glühenden Wangen, und der Segenswunsch, mit dem sie sie endlich entließ, klang fromm und herzlich genug.

Wolff hatte Barbaras nicht gar zu lange gewartet; denn als sie ihn im Gespräch mit dem Hausmeister Lerch an der Thür traf, schlug es erst elf.

Bevor sie die Grieb verließ, schaute die Jungfrau noch einmal nach der Dorotheenkapelle im Hofe hin und betete schnell und ganz im stillen für gutes Gelingen und eine tiefe Wirkung ihres Gesanges auf den erhabenen Hörer.

Dabei achtete sie kaum auf die Ansprache des Freundes, und während sie neben ihm den kurzen Weg durch einen Teil der Roten Hahnengasse und über die Haid zurücklegte, bekam er nichts zu hören als die Bitte, er möge dem Vater berichten, welche hohe Ehre ihrer warte.

Auch Wolff hatte sich Stillschweigen auferlegt; war es doch für die Sängerin geboten, vor diesem wichtigen Auftreten sich des Sprechens in der Nachtluft zu enthalten.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Haushofmeister Baron Malfalconnet besaß die Gabe, der Zeit Flügel zu verleihen und den einfachsten Vorgang zu benützen, um eine fesselnde Geschichte aus ihm zu machen.

Er wußte, daß Seine Majestät das Warten nicht liebte, und aus der Viertelstunde, von der Barbara geredet, leicht ein weit längerer Zeitraum werden konnte. Darum schmückte er die Beschreibung seines Gesandtenrittes mit vielen zum Teil erfundenen Einzelheiten aufs freigebigste aus. Auch Wolff, Herr Peter Schlumperger, Frau Kastenmayrin, seine würdige Schwester und die Regensburger Ausflüglergesellschaft, denen allen er kaum einen Blick geschenkt hatte, spielten dabei eine große, keineswegs beneidenswerte Rolle.

Doch er erreichte seinen Zweck; denn der ungeduldige Monarch hörte ihm willig zu und that es um so lieber, mit je glänzenderer Beredsamkeit der kluge Menschenkenner Barbara in Gegensatz zu all dem dunklen Unbedeutenden und Lächerlichen stellte, dem er begegnet sein wollte. Der eigenartige Zauber, den ihre Person dadurch gewann, entsprach der Vorstellung, die der Monarch sich selbst von

der Erwarteten gebildet, und es schmeichelte ihm, seine Voraussetzung auch jetzt so merkwürdig bestätigen zu hören.

Dem Berichte des Barons ließ der Herrscher einige Fragen folgen. Während jener noch die letzte beantwortete, meldete der Kammerherr de Praet das Erscheinen der Sängerin, und Graf Bueren führte die alte Marquise de Leria dem Monarchen entgegen.

Ungesäumt begab er sich nun zur Tafel, und während er leicht gestützt auf den Arm Malfalconets die Treppe hinabstieg, ließ sich kaum wahrnehmen, daß er den linken Fuß weniger sicher als den andern gebrauchte.

Aus der Kapelle klang ihm eine rauschende musikalische Begrüßung entgegen.

Im Speisezimmer war seinem Befehle gemäß nur die kleine Tafel gedeckt, an der er mit der Marquise Platz nehmen sollte. Ihr gegenüber hatte der Knabenchor Aufstellung genommen.

Bei seinem Eintritt erhob sich Barbara schnell von dem Stuhle, auf den sie sich keineswegs aus Müdigkeit niedergelassen hatte.

Hochklopfenden Herzens und immer noch schwer beängstigt sah sie den nächsten Augenblicken und was sie bringen würden entgegen.

Die „Benedictio mensae" sollte wiederum das Konzert eröffnen. Für dies ihr wohlbekannte Stück bedurfte sie keiner Noten. Dennoch lugte sie nach Appenzelder hin, von dem ihr für ihr Erscheinen gedankt worden war, als hätte sie ihm eine große Wohlthat erwiesen.

Jetzt verstummte das Orchester hinter ihr.

Jetzt sah sie, wie die anwesenden Lakaien und Aufwärter sich feierlich verneigten.

Jetzt erhob Appenzelder den Arm.

Sie sah es; doch er hatte das Dirigentenpult noch nicht mit dem Ebenholzstäbchen berührt, und sie benützte die Pause, um nach dem angstvoll Erwarteten auszuschauen, dessen Nähe sie fühlte.

Da war er.

Der alten Dame zu seiner Linken achtete sie kaum; denn er, er allein nahm ihr den Blick, das Herz, die Sinne, das ganze Wesen gefangen.

Welch glückliche Ueberraschung!

Wie hatte Wolff, wie Meister Gombert und andere ihr den Kaiser geschildert, und wie stand er da vor ihr!

Dieser ritterliche, prächtige, beinahe jugendliche Herr und Held, zu dessen stolzer, selbstbewußter Haltung die farbige Kleiderpracht so herrlich paßte, sollte ein alternder, von der Last der Sorgen gebeugter Gichtbrüchiger sein! Wäre es nicht so schändlich gewesen, es hätte sie zum Lachen gereizt.

Wie klein die Menschen doch waren, wie grausam das Schicksal der Großen, an die der Neid sich heftet wie der eigene Schatten, und deren Bild selbst diejenigen nichtswürdig entstellen, die die Größe ihres Geistes und ihrer Thaten kennen und die ihnen ihr Bestes verdanken.

Nicht nur mit dem Wunsche der Künstlerin, dem Kenner zu genügen, nein, mit stürmischer Leidenschaft — jetzt fühlte sie es — schlug ihr Herz diesem Manne entgegen; aber mochte man auch den Liebesgott einen blinden Knaben nennen, sie hatte darum doch die volle, helle Sehkraft und das sichere Unterscheidungsvermögen bewahrt.

Keiner, auch nicht der schönste junge Ritter, konnte sich in ihren Augen mit diesem ausgereiften, machtvollen

Lenker der Geschicke vieler Millionen messen, dem die Größe des Geistes von der hohen Stirn leuchtete, und an dessen Namen sich die Erinnerung an herrliche Siege knüpfte. Der Stolz, zu dem ihn schon die Geburt berechtigte, hatte ihn von einer großen That zur andern geführt, und er konnte nicht anders, als so hochgehobenen Hauptes dahinschreiten; denn wie tief lag die übrige Menschheit unter ihm. Kein Lebender, zu dem Kaiser Karl hätte aufschauen oder vor dem er gar das Haupt hätte neigen müssen!

Tief, unauslöschlich tief hätte sie sich sein Bild in die Seele prägen mögen.

Aber ach!

Da erreichte ein kurzer, gebieterischer Klang ihr Ohr.

Appenzelder hatte mit dem Taktstocke an das Pult geschlagen.

Gleich sollte die „Bendictio" beginnen, und der Atem flog ihr nun wirklich so schnell, daß es ihr unmöglich schien, in diesem Zustande zu singen.

Tief beängstigt preßte sie die Hand auf die Brust.

Da klopfte der harte tyrannische Stab zum andernmal an das Holz und ein . . .

Aber was war das?

Kaiser Karl hatte die alte Begleiterin, nachdem sie an der Tafel Platz genommen, verlassen und schritt — das von banger Erwartung umflorte Auge betrog sie nicht — und schritt mit vornehmer Würde auf den Knabenchor, nein, nicht auf ihn, sondern in gerader Richtung auf sie selbst zu.

Da war es ihr, als stünde das Herz ihr still.

Um keinen Preis hätte sie jetzt auch nur einen Ton hervorzubringen vermocht.

Aber es wurde auch nicht von ihr verlangt; denn der Wink der kaiserlichen Hand, den sie nun wahrnahm, galt Appenzelder. Er befahl ihm, seinem Chore noch Schweigen zu gebieten.

Ihr, ihr allein galt sein unerwarteter Gang, und bevor sie noch Zeit fand, sich zu fragen, was ihn zu ihr führe, stand er schon vor ihr.

Wie freundlich und doch wie ritterlich vornehm war die kurze Verbeugung, die er ihr gönnte, und kaum hatte er sie vollendet, als er ihr in sonderbarem Deutsch, dessen wunderliche Färbung ihr höchst anziehend und wohlklingend erschien, zurief: „Seid uns im ‚Goldenen Kreuz‘ willkommen, allerschönste Jungfrau. Da seht Ihr nun, was der Mensch vermag, wenn er etwas mit rechtem Eifer erstrebt. Die Weisesten unter den Weisen versichern, daß selbst Götter im Kampf gegen den Eigenwillen schöner Frauen unterliegen, und unserem sehnsüchtigen Verlangen gelang es dennoch, Euch, holdseliger Flüchtling, zu fangen.“

Bald errötend, bald erblassend war Barbara dieser Anrede gefolgt.

Sie hatte überhört, was ihr die Lerchin geraten, und trotzdem, einem inneren Drange gehorsam, die blauen Augen zaghaft niedergeschlagen.

Dennoch war ihr kein Wort des Herrschers entgangen, und wenn ihr auch die Macht der Rede noch versagte, fand sie doch den Mut zu lächeln und das Haupt ablehnend zu schütteln.

Dem Kaiser entging keine ihrer Mienen, und indem er schnell auf ihren stummen Widerspruch einging, fuhr er munter fort: „Seht, seht! Ihr Allerschönste weigert Euch also, unsern rühmlichen Sieg anzuerkennen? Das

zeugt von ganz besonders selbständiger Auffassung der Dinge. Aber wir, wie sollen wir solche Ableugnung einer vollendeten Thatsache erklären?"

Da faßte sich Barbara ein Herz und versetzte, immer noch mit niedergeschlagenen Augen: „Aber Majestät, wie kann ich mich als besiegt und gefangen betrachten, da ich doch dem Wunsche Eurer Majestät freiwillig folgte."

„Und darf ich vielleicht auch hoffen, daß es Euch Freude macht, meine Bitte zu erfüllen?" frug der Herrscher mit gedämpfter Stimme und schaute dem Mädchen dabei tief in die Augen, die es eben zu ihm aufgeschlagen hatte.

Da fand sie nicht gleich die Entgegnung, nach der sie suchte, und senkte nur bestätigend das Haupt.

Doch Kaiser Karl begnügte sich nicht mit dieser stummen Antwort, sondern verlangte lebhaft zu wissen, ob es ihr so schwer falle, einzugestehen, was er doch gern bejaht hören möchte.

Indessen hatte ihr schneller Geist die rechte Entgegnung gefunden, und mit einem Blicke, der dem Fragenden mehr bekannte, als sie willens war, ihm zu verraten, erwiderte sie leise: „Wie hätte ich die Bitte Eurer Majestät nicht gern und stolz erfüllen mögen? Was aber dem Weg hierher folgte, was mir hier begegnete, das ist so viel schöner und größer . . ."

„Und darf man wissen," unterbrach der Kaiser sie dringlich, „was Ihr hier Eurem Herzen so Wohlgefälliges fandet?"

„Euch und Eure Gnade," erwiderte sie schnell, und die Glut, die ihr plötzlich die Wangen färbte, lehrte ihn, wie tief sie bewegt war.

Da trat er ganz nahe an sie heran und flüsterte ihr

zu: „Und willst Du wissen, Du bezauberndes Weib, wie der, in dessen Nähe Du gerne zu verweilen bekennst, Deinem Kommen entgegenschaute? Wie dem Glück, wie dem Frühling! Und nun ich Dir ins Antlitz blicke, ist es mir, als läuteten Osterglocken die Auferstehung ein für die in dieser Brust schon so lang begrabene Liebe. Und Du, Mädchen, Du straffst diese Hoffnung nicht Lügen?"

Da klammerte Barbara sich an die Lehne des Stuhles, um sich aufrecht zu erhalten, und mühsam rang sich ihr aus der tief ergriffenen Seele der leise, gebrochene Ruf: „Euch, Herr, Euch allein gehört ja dies arme Herz. Wie es über mich kam, wer kann es beschreiben? Aber hier, Herr, aber jetzt . . ."

Da raunte der Monarch ihr mit warmen, leisen Worten zu: „Du hast recht. Was wir einander zu sagen haben, dafür bedarf es einer gelegeneren Zeit und einer andern Stätte, — und wir werden sie finden."

Hierauf trat er von ihr zurück, richtete sich hoch auf, winkte ihr mit gnädiger Herablassung zu und befahl Appenzelder laut und bestimmt, mit der „Benedictio" zu beginnen.

„Es steht bei der liebenswürdigen Künstlerin dort," fügte er mit einem wohlwollenden Blick auf Barbara hinzu, „ob sie jetzt schon mit ihrer wunderbaren Kunst den Gesang des Chores zu adeln gedenkt. Später gibt sie uns wohl aus dem ‚Ecce tu pulchra es' den Schlußsatz zu hören, der die Königin von Ungarn, und uns nicht minder, mit so gutem Grunde entzückte."

Damit ließ er sich an der Tafel nieder und sprach den Gerichten, die man ihm auftrug, so eifrig zu, daß es schwer war, an die tiefe, sehnsüchtige Erregung zu

glauben, die ihn beherrschte. Nur die Marquise an seiner Seite und Malfalconnet, der sich zu den aufwartenden Edelleuten gesellt hatte, nahmen wahr, daß er eiliger aß als sonst und der Zubereitung der Speisen keine Aufmerksamkeit schenkte.

Die alten Augen der aufmerksamen Tischnachbarin des Kaisers, der er bis zum Schlusse der Tafel nur wenige abgerissene Worte hinwarf, erspähten aber auch noch etwas anderes: Selten, doch immerhin einigemal schaute der Kaiser auf den Knabenchor, und wenn dabei der Blick der Majestät dem der Sängerin begegnete, geschah es in einer Weise, die der am französischen Hofe zu tiefer Erfahrung herangereiften Marquise bewies, daß ein Einverständnis zwischen dem Herrscher und der Künstlerin bestand, das schwerlich erst von heute stammte.

Dieser Umstand mußte berücksichtigt werden, und hinter der schmalen, faltigen Stirn der Greisin, deren Wiege in einem herzoglichen Palaste gestanden, regte sich eine Reihe von Gedanken und Anschlägen, die denen auf ein Haar glichen, die die Schneiderin und frühere Gürtelmagd bewegt hatten, bevor sie Barbara den Abschiedskuß gab.

Was die Marquise anfänglich nur vermutet und aus verschiedenen Anzeichen vereinbart hatte, das wurde ihr durch fortgesetzte fleißige Beobachtung zur vollen Gewißheit, als die Sängerin nach einer ziemlich langen Pause in dem Marienliede Josquins mitsang.

Bei der „Benedictio mensae“ hatte sie sich anfänglich zurückgehalten, von der ersten wirkungsvollen Stelle an sich aber an dem Gesange der Knaben beteiligt.

Erst bei dem „Tu pulchra es“ kam ihre Kunst zur vollen Geltung.

Von Anfang an wirkte sie beim Vortrag dieser herrlichen Komposition so eifrig wie verständnisvoll mit, und als der Schlußsatz begann und der Zauber ihres Gesanges seine ganze herzergreifende Macht entfaltete, nahm die aufmerksame Hofdame wahr, daß Seine Majestät das Speisen vergaß und wie gebannt an ihren Lippen hing.

Das war etwas Unerhörtes.

Als aber der Monarch eine gute Weile fortfuhr, sich einer ihm so fremden Enthaltsamkeit hinzugeben, warf die Marquise Malfalconnet einen raschen Frageblick zu. Doch die bestätigende Antwort, die sie erwartete, blieb aus. War dem scharfen Auge des Barons etwas so Wichtiges entgangen, oder hatte Seine Majestät ihn mit ins Vertrauen gezogen und das Geheimnis zu wahren geboten?

Daß Malfalconnet sich nur hütete, mit der alten Ränkespinnerin gemeinsame Sache zu machen, war ein Argwohn, den die Eitelkeit ihr um so entschiedener von sich zu weisen gestattete, je häufiger der Landsmann sie aufsuchte, um von ihr zu erfahren, was er zu wissen begehrte.

Uebrigens bedurfte sie bald keiner weiteren Bestätigung; denn was nun geschah, machte jedem Zweifel ein Ende.

Wieder hatte Barbara das „Quia amore langueo" zu singen, und wie klang es diesmal dem lauschenden Hörer entgegen!

Solchen reinen, bestrickenden Wohllaut hatte noch keine Stimme, die Kaiser Karl je vernommen, in diesen Ausdruck des tiefsten Verlangens gelegt. Es war, als flutete ihm von diesen frischen, jungen, schön geschnittenen roten Lippen die Sehnsucht der ganzen Welt entgegen.

Wessen Herz nicht selbst nach Liebe lechzte, der konnte das heiße Schmachten einer von der Allgewalt der Liebe

ergriffenen Seele nicht mit so überzeugender Wahrheit, mit so hinreißender Kraft und mit so heißer Glut dem andern zuströmen lassen.

Und der mächtige Andrang hochgehender Sehnsuchtswogen brandete dem Herzen Karls entgegen und regte von allen Seiten her mit mächtigem Ungestüm auf, was sich in seiner Seele an zärtlichen Wünschen seit langer Zeit angesammelt hatte. Es war ihm, als schmölze dies „Weil ich nach Liebe lechze“, mit der lang zurückgehaltenen, nun nicht länger zu zähmenden Sehnsucht zusammen, die ihm selbst die Brust erfüllte, und er mußte sich Gewalt anthun, um nicht dieser begnadigten Sängerin, dem wunderschönen Weibe, dessen Herz ihm gehörte, entgegen zu eilen und sie vor aller Augen in die Arme zu schließen.

Der Meister der Verstellung vergaß sich selbst, und — welch eine Augenweide für die Marquise! — Kaiser Karl, der große Feinschmecker und durstige Trinker, ließ die Pastete — Pastete und den Wein — Wein sein, um stehend mit den Händen auf die Tafel gestützt und weit vorgebeugten Hauptes zu Barbara hinüber zu lauschen.

Es war, als fürchtete er, dem Ohre könnte ein Ton dieses Gesangs, dem Auge eine Bewegung dieses Quells des süßesten Wohllautes entgehen.

Als aber der Gesang verstummte und Barbara die heißen Blicke des Dankes und Entzückens, die ihr aus seinen Augen entgegenleuchteten, tief atmend erwiderte, ließ er die Tafel hinter sich, und ohne des Grafen Krockow zu achten, der eben die silberne Glocke von dem gebratenen Kapaun, das letzte der fünf bestellten Gerichte, abhob, trat er auf Barbara zu.

Ob er die Tafel jetzt wirklich schon aufhob?

Die alte Marquise hielt es für unmöglich; brachte er aber dennoch das Unglaubliche über sich, dann waren Dinge zu erwarten — Dinge . . .

Bevor sie sich aber noch vergegenwärtigt hatte, wie dies Unerhörte ausfallen könnte, that es der Kaiser ihr selbst zu wissen; denn indem er sich halb an Barbara, halb an die Hofdame wandte, rief er mit leicht verschleierter Stimme: „Dank, innigen Dank für diesen großen Genuß, werte Jungfrau. Doch es verlangt uns, zu den Worten ein anderes Zeichen der Erkenntlichkeit zu fügen, ein Andenken von größerer Dauer. Erweist uns die Gunst, Frau Marquise de Leria, und führt diese edle Künstlerin in die oberen Gemächer, damit sie in Empfang nehme, was wir für sie bestimmten."

Damit verließ er erhobenen Hauptes das Gemach; die Hofdame aber winkte Barbara, hielt sie mit zuckersüßen Schmeichelworten kurze Zeit zurück und erstieg dann mit ihr die Treppe, auf der Kaiser Karl ihr vorangegangen war.

Dabei fuhr die alte Dame fort, in sie hinein zu sprechen; doch Barbara hörte sie nicht; denn während sie der Führerin folgte, war es ihr, als sei die Flucht der Stufen, die ihr leichter Fuß betrat, eine Himmelsleiter und als öffneten sich an ihrem Ende die Pforten des Paradieses.

So, das empfand sie mit unsäglicher Wonne, war es ihr noch nie gelungen, einem starken Gefühle in Tönen Ausdruck zu geben, und was ihr Gesang dem Kaiser, nein, dem Manne, den sie liebte, hatte anvertrauen wollen, es war verstanden worden und hatte den rechten Widerhall in seiner Seele gefunden.

Konnte es denn noch eine tiefere Glückseligkeit geben? Und doch?

Wie sie ihm entgegenschritt, so mußte auch er sie erwarten.

Seine Beachtung, seinen Beifall, sein Entzücken über ihren Gesang hatte sie zu erwecken gewünscht. Alle drei waren ihr zu teil geworden, und jetzt hatten sich ihrer und wohl auch seiner ganz neue Wünsche bemächtigt. Sie begehrte seiner, er ihrer Liebe, und, erschrocken vor sich selbst, fühlte sie die große Gefahr, in die die alte Begleiterin sie führte.

Er war ja der Allergrößte und Herrlichste! Das bloße Bewußtsein, er begehre nicht nur ihres Gesanges, sondern auch ihres Herzens, empfand sie als höchste Glückseligkeit. Dennoch war es ihr, als dürfte sie die Schwelle des Gemaches, das sich jetzt vor ihr öffnete, nicht überschreiten, als sollte sie die Treppe wieder hinabeilen und ihm entfliehen, wie sie davongesprengt war, als seine Boten sie ihm zuführen wollten.

Doch schon trat er ihr aus der Tiefe des großen Raumes entgegen, und sein Anblick machte jeder weiteren Erwägung ein Ende und brach ihr den Willen.

Einem Winke des kaiserlichen Auges gehorsam, zog die Marquise sich mit tiefen Verneigungen in den Gang zurück, aus dem sie gekommen, und schloß dabei, von ihm aus, die Thür.

Der Anschlag an die Pfosten lehrte Barbara, daß sie mit dem Gebieter über die halbe Welt, den sie zu lieben wagte, allein war.

Doch es wurde ihr keinen Augenblick vergönnt, sich weiter zu sammeln; denn schon stand Kaiser Karl ihr

gegenüber und mit dem Rufe: „Quia amore langueo“ öffnete er ihr die Arme.

Und auch sie schmachtete nach Liebe, und von dem Hochgefühl, der Minne dieses Gewaltigen wertgehalten zu werden, wie berauscht, überließ sie sich seinen Küssen, und als sie ihm auch selbst den Arm um den Hals schlang und dabei fühlte, daß sie das Recht dazu hatte, war es ihr, als ließe eine unsichtbare Hand eine Fürstenkrone auf sie nieder.

Zu reich und groß für ihr kleines Herz erschien ihr die Wonne, die sie erfüllte, als er das „Amore langueo“ wiederholte und ihr, mit ihrem Haupt an seiner Brust, süße Liebesworte zuraunte und ihr bekannte, dies Wort sei ihm, seit sie es ihm zum erstenmal entgegen gesungen, nachgetönt durch die Stunden der Sammlung, durch die Sorgen der Geschäfte, durch die kargen Ruhestunden, die er sich gönnte, und so sollte es fortgehen und ihre Minne, ihr Sang und ihre Schönheit den Bergabstieg seines Lebens zu der schönsten Wegstrecke machen, die er durchwandert.

Da bot sie ihm von neuem die Lippen mit dem leisen Rufe: „Weil auch ich nach Liebe schmachte“, und er folgte mit leidenschaftlichem Ungestüm der holden Ladung.

Schon zum zweitenmal seit ihrem Eintritt hob die Uhr auf dem Schreibtische Karls zum Viertelstundenschlage aus, als sie sich, wie von tiefem Schlummer aufgeschreckt, seiner Umarmung entzog und verwirrt nach der Thür hinschaute. Gleich darauf öffnete sie sich, und Don Luis Quijada trat sicheren Schrittes in das Gemach.

Ihm, dem vertrauten Liebling des Kaisers, stand es jederzeit frei, ihn aufzusuchen.

Der Königin von Ungarn voraus, die erst morgen eintreffen wollte, war er nach Regensburg zurückgekehrt, und nach einem kurzen Gespräche mit Malfalconnet und Meister Adrian hatte der treue Mann sich ungesäumt und auf die Gefahr hin, den Gebieter zu erzürnen, zu ihm begeben.

Ohne sich auch nur von dem Diwan zu erheben und indem er die Hand festhielt, die Barbara ihm zu entziehen versuchte, fragte Karl, als Don Luis ihm näher trat, mit verweisendem Ernst, was sein Eintritt in dies Gemach zu dieser Stunde bedeute.

Da bat Quijada um kurzes Gehör, Karl aber bemerkte, vor dieser da habe er nichts zu verbergen.

Eine tiefe Verbeugung folgte dieser Bemerkung. — Dann berichtete der Haushofmeister mit ruhiger Würde, drunten warteten die Kapellmeister und mit ihnen der Kavalier Hartschwert, sowie ein alter Herr, der Vater dieser Dame, schon geraume Zeit auf ihre Rückkehr. Es erscheine ihm darum geraten, wenn Seine Majestät nicht wünschen sollte, dies süße Geheimnis der Welt preiszugeben, sich jetzt wenigstens auf einige Zeit von seiner schönen Freundin zu trennen.

Auch nicht von dem ihm Liebsten und Vertrautesten ließ Kaiser Karl sich dergleichen Vorschriften gefallen, und schon richtete er sich unwillig auf, um Don Luis in die Schranken zurückzuweisen, die er durchbrochen, als Barbara dem Geliebten mit dringender Zärtlichkeit ans Herz legte, auch um ihretwillen Vorsicht zu üben.

Da willigte Karl ein, sie wenigstens auf einige Zeit von sich zu lassen. Er war ihrer gewiß; denn aus dem feuchten Glanz ihrer Augen erkannte er, wie schwer es auch ihr fiel, sich schon jetzt aus seinen Armen zu lösen.

Dann entfernte er den Stern von Diamanten und Rubinen von dem Spitzentuche an seinem Halse und steckte ihn Barbara mit dem Rufe: „Zur Erinnerung an diese Stunde!“ an die Brust.

Hierauf bemerkte er in erklärendem Tone, denen da unten möge der Stern zeigen, was sie hier oben zurückgehalten habe, und fragte sie dringlich, ob er hoffen dürfe, sie schon in einer Stunde wiederzusehen, wenn ein treuer Mann — und damit wies er auf Quijada — sie hierher begleitete und später wieder nach Hause führte.

Ein stummes Nicken verhieß ihm die Erfüllung dieses Wunsches.

Nun pflog er mit Quijada eine kurze, Barbara unverständliche Unterredung, und nachdem der Haushofmeister sich entfernt hatte, um die Marquise de Leria zu rufen, benützte Karl die Zeit des neuen kurzen Alleinseins mit der Geliebten wie ein stürmischer Jüngling, und bat sie, zu bedenken, daß, wenn sie lange ausbliebe, das „Amore langueo“ ihn um den Verstand bringen würde.

„Um Euren großen,“ entgegnete sie mit einem leisen Seufzer. „Mein kleiner — heilige Jungfrau! — er flog schon beim ersten Liebesworte von den Lippen meines Herrn in die Weite.“

Dann richtete sie sich auf, strich sich mit der Hand über die Stirn und rief trotzig: „Und was soll mir auch noch das Erwägen und Denken? Glücklich sein will ich und Dich glücklich machen, Du einzig Geliebter.“

Damit warf sie sich ihm noch einmal an die Brust, doch nur auf wenige, kurze Augenblicke; denn Don Luis Quijada erschien wieder mit der Marquise und führte beide Frauen aus dem kaiserlichen Gemache.

Vor der Thür hielt der Haushofmeister Barbara zurück und veranlaßte sie zu einem nicht ganz kurzen Gespräche, von dem die Marquise vergeblich einige Worte zu erhaschen versuchte.

Endlich übergab er das Mädchen der alten Dame und kehrte zu dem Kaiser zurück.

Die Marquise empfing Barbara mit der Versicherung, sie habe in ihr eine warme, ja eine mütterliche Freundin gefunden.

Wenn dies schöne Geschöpf noch nicht die Kaisergeliebte war, sagte sich die erfahrene Greisin, mußte sie es doch sehr bald werden. Noch hatte es keine solche am Hofe dieses Monarchen gegeben, und sie war begierig, welche Stellung ihr eingeräumt werden würde.

Nachdem sie die ihrem Schutz Befohlene mit einschmeichelnder Zuvorkommenheit die Treppe hinunter begleitet hatte, übergab sie sie den Kapellmeistern und dem Kavalier Hartschwert, die ihrer mit dem alten Blomberg in der Kapelle voll wachsender Ungeduld warteten. Der Kapitän hatte dort durch Wolff Einlaß gefunden.

Schon beim ersten Blick auf Barbara war der alten Hofdame vorhin der funkelnde Stern, den der Kaiser der Geliebten angesteckt hatte, und den sie wohl kannte, ins Auge gefallen. Die Männer bemerkten ihn erst, nachdem sie die Sängerin wegen ihrer köstlichen Leistung und der Wirkung, die sie auf Seine Majestät geübt, beglückwünscht hatten.

Meister Gombert nahm ihn früher wahr als die anderen, und Vater Blomberg und Wolff freuten sich mit ihm und Appenzelder dieses greifbaren Beweises des kaiserlichen Wohlgefallens.

In der Kapelle sollte sich daran auch noch ein Gespräch über die Kennerschaft des Kaisers und die Seltenheit knüpfen, mit der er solche kostbaren Zeichen der Gnade gewährte; Barbara aber machte ihm mit der Versicherung, sie sei völlig erschöpft und bedürfe der Ruhe, ein rasches Ende.

Unterwegs sprach sie wenig.

Nur als Wolff ihr im ersten Stocke des Kantorhauses die Hand zum Abschiede reichte, drückte sie sie innig und dankte ihm mit so sichtlicher Bewegung, daß der junge Mann hoffnungsvoll und tief innerlich zufrieden sein Quartier betrat.

Nachdem auch Barbara die Schwelle des ihren überschritten, wünschte sie dem Vater, der noch allerlei Einzelnes von ihr zu erfahren begehrte, eine gute Nacht, weil sie vor Müdigkeit kaum die Lippen zu trennen vermöge.

Da ging der alte Herr, brummend über die Schwächlichkeit der Weiber in dieser Zeit, der nun auch sein rüstiges Mädchen anheimfiel, zur Ruhe; Barbara aber warf sich in ihrer Kammer vor dem Bette auf die Kniee, drückte das Angesicht in die Kissen und schluchzte laut auf. Bald aber brachte ein anderes Gefühl ihr Verlangen, sich auszuweinen, zum Schweigen. Das Bild des Geliebten und die Erinnerung an die seligen Augenblicke, die hinter ihr lagen, kehrten ihr ins Gedächtnis zurück. Dazu mußte sie sich tummeln, um die Haare neu zu ordnen und — diesmal mit eigener Hand — für ihre Kleidung zu sorgen.

Während sie den goldenen Hauptschmuck löste und in den Spiegel schaute, strahlte ihr wieder helle Glückseligkeit aus den Augen. Der Größte, der Höchste liebte sie. Mit Leib und Seele gehörte sie ihm an, und sie hatte es wagen dürfen, ihn „ihr eigen“ zu nennen.

In stolzem Selbstbewußtsein richtete sie sich höher auf bei diesem Gedanken; als aber ihr Blick auf das Madonnenbild über dem Betstuhle fiel, senkte sie wieder das Haupt.

Wohl drängte es sie, zu beten, doch sie konnte es nicht.

Der erhabenen Königin des Himmels brauchte sie nichts zu bekennen. Sie wußte ja ohnehin, daß, was ihr das Herz so schwer belastete und sie doch so namenlos glücklich machte, nicht von ihr gesucht und gewollt worden war. Um Billigung und Beifall für ihre Kunst zu gewinnen und dem Kaiser einen bescheidenen Genuß und einige Erfrischung zu bringen, hatte sie seiner Ladung gehorcht, und statt dessen war ihr die Liebe des Höchsten unter allen Männern der Erde heiß entgegengeflammt, hatte sie das ganze Herz bei ihm gelassen und sich selbst mit allem, was an und in ihr war, in seine Macht gegeben. Jetzt rief er sie — auch das wußte die gnadenreiche Jungfrau — und sie mußte ihm folgen, wie ernst und bedrohlich auch das reine Antlitz dort ihr entgegenschaute.

Und um welches Gut sollte sie die Königin des Himmels noch anflehen?

Was blieb denn für das Weib noch zu wünschen übrig, dem das Herz des Kaisers gehörte?

Um die Ruhe ihrer Seele war es nun einmal geschehen, und nicht für alle Reiche Karls hätte sie das Wogen und Toben in ihrer Brust mit dem Frieden der Seele vertauscht, dessen sie noch gestern genossen.

Einer trotzigen Regung gehorsam, wandte sie sich von dem freundlichen Bilde ab, und die Hände flogen ihr, als sie, immer heftiger bewegt, ihren Anzug vollendete.

Beim Anstecken des Sternes, den der Geliebte ihr

geschenkt, gewahrte sie auf dem Gold der Innenseite Karls Wahlspruch: „Plus ultra!"

Schon früher hatte sie ihn gekannt, doch seiner lange nicht gedacht, und leise durchschauerte es sie, als sie sich sagte, er sei auch unbewußt, seit sie die Kinderschuhe ausgezogen, der ihre gewesen. Der Himmel — jetzt wußte sie es — das Schicksal bestimmte sie beide für einander.

Tief atmend und zum Ausgang gerüstet trat sie endlich an das offene Erkerfenster, das in die Rote Hahnengasse hinaussah.

Als sei sie über sich selbst hinausgewachsen, kam sie sich vor. Das Pathetische, das sie oft beim Gesang ernster geistlicher Lieder zum Ausdruck brachte, bemächtigte sich ihrer und gönnte keiner leichtfertigen Regung Raum in ihrer Seele.

Stolz auf die hohe Leidenschaft, die sie mit so gewaltiger Macht in die Arme des Geliebten zurückzog, wies sie die Reue, die Bangigkeit, das tiefe Mißgefühl, das sie bei ihrer Heimkehr beherrscht, weit von sich.

Was gab es auch Größeres als die Sicherheit, von dem Größten geliebt zu werden? Die schwang sie hoch über alle anderen Frauen hinaus, und weil sie ihn wiederliebte, mußte diese Gewißheit sie auch glücklich machen, wenn sie sich nur erst selbst ganz wiedergefunden und dem Ungeheuren, das über sie gekommen war, frei ins Auge zu schauen wagte.

Die Sterne selbst, die dort am blauen Firmament ihre bedeutungsvollen Kreise zogen — seine Devise lehrte es — machten sie ihm zugehörig. Hätte sie es auch über sich gebracht, dem Verlangen ihres Herzens Stillschweigen zu gebieten, es wäre doch vergebens gewesen. Wer zwei

Bäume, die aus einer Wurzel erwachsen, trennt, sagte sie sich, richtet wenigstens einen zu Grunde; sie aber wollte leben, wollte glücklich sein auf der Höhe des Daseins. Sie mußte seiner Ladung folgen; schon weil sie, sobald sie der abmahnenden inneren Stimme Gehör lieh, das „weil ich nach Liebe lechze", mit dem er sie in die Arme geschlossen, dem teuren Manne, der ihrer harrte, mit unwiderstehlicher Macht entgegendrängte.

Jetzt schlug die Uhr zwei, und eine hohe Gestalt im spanischen Mantel blieb vor der Thür des Kantorhauses stehen.

Das war Don Luis Quijada, der Haushofmeister des Kaisers.

Ihn warten zu lassen, ging nicht an, und wie sie sich in das Zimmer zurückwandte, um das Lämpchen zu ergreifen, fiel ihr Blick noch einmal auf das Gnadenbild über dem Betstuhl und traf die Krone auf seinem Haupte.

Da trat die Gestalt des kaiserlichen Geliebten ihr mit greifbarer Deutlichkeit vor die Seele, und es war ihr, als vernehme sie wieder den ersten Sehnsuchtsruf, mit dem er sie in die Arme geschlossen, und ohne weiter zu denken und zu erwägen, warf sie dem Gnadenbilde eine Kußhand zu, verlöschte das Lämpchen und eilte, so schnell es das Dunkel gestattete, auf den Flur und die Treppe hinunter.

Vor der Kantorwohnung kam ihr Wolff einen Augenblick in den Sinn.

Wie treu er sie liebte!

Doch war es nicht schon schwer begreiflich, daß sie sich des Aermsten überhaupt nur erinnerte, während sie dem Erhabenen entgegeneilte, dessen Herz ihr gehörte

und der sie gelehrt, mit wie stürmischer Gewalt echte Minne die Seele ergreift?

Dabei warf sie das Haupt stolz zurück und öffnete tief atmend die Hausthür.

Draußen wurde sie von Quijada mit einer stummen Neigung des Hauptes empfangen; sie aber erinnerte sich der viel tieferen Verbeugungen, mit denen er den Gebieter begrüßte, und um ihm zu zeigen, von wie hoher Art auch das Weib sei, das Kaiser Karl seiner Liebe wert hielt, schritt sie, ohne dem vornehmen Begleiter auch nur einen Blick zu vergönnen, in königlich würdevoller Haltung durch das nächtige Dunkel neben ihm hin.

Im ersten Stocke des Kantorhauses saß zwei Stunden später die alte Ursula schlaflos im Bette. Da ließ sich leises Geräusch auf der Treppe vernehmen, und die einäugige Hilfsmagd, die bei ihr wachte, rief ihr zu: „Da hört ihr's nun wieder. Wie es zwei schlug, sagt ich's ja schon: die Ratten dringen aus dem Keller ins Haus."

„Die Ratten," wiederholte die Alte ungläubig und dachte dann, ohne die Lippen zu regen: „Ratten, die die Thür hinter sich zuziehen? Mein armer Wolff!"

Sechzehntes Kapitel.

„Armer Wolff!“ hatte die alte Ursel gerufen. Wer dem Junker aber am nächsten Morgen begegnet wäre, wie er die Treppe zu den Blombergs hinanstieg, der hätte ihn, wie Baron Malfalconnet, für den glücklichsten aller Sterblichen gehalten.

Am Morgen war er der Ladung des Doktor Hiltner gefolgt und eine gute Weile bei ihm geblieben. Dann hatte er sich raschen Schrittes nach Hause begeben; denn es drängte ihn, Barbara mitzuteilen, eine wie schöne Aussicht sich ihm für ihre gemeinsame Zukunft aufthat.

Daß sie ihm gut war, hatte sie ihm gestern beim Abschied deutlich gezeigt. Was sollte sie noch abhalten, die Seine zu werden, nun er ihr auch ein reichliches Auskommen versprechen konnte?

In der Kapelle des Kantorhauses, an der er vorbeikam, regte sich etwas, doch beachtete er es nicht; hatten doch früher oft genug mancherlei Leute aus der Nachbarschaft hier gebetet.

Bei den Blombergs fand er nur den Vater.

Barbara, versprach der Alte, müßte gleich wieder kommen. Sie sei ganz vor kurzem in die Kapelle gegangen. Sonst hätte sie das zu dieser Tageszeit nie

gethan, aber die hohe Gnade des Kaisers sei ihr doch wohl in den Kopf gestiegen, und wen könnte das wundern?

Auch Wolff fand es natürlich, daß ein so großer Erfolg stark auf sie wirkte; doch auch er hatte von einem solchen zu berichten, und nun erzählte er froh bewegt dem alten Herrn, was ihm der Syndikus angeboten hatte.

Der Rat, der schon durch die Einrichtung des „Konvivium" für die Pflege der edlen Musika Sorge trug, wollte noch mehr für sie thun. Sie war dem jüngst verstorbenen Martin Luther teuer gewesen, und der Regensburger Syndikus, der seine Freundschaft genossen, hatte in seinem Sinne zu handeln gemeint . . .

Hier wurde Wolff unterbrochen; denn der Tisch erdröhnte unter dem Schlage der immer noch gewaltigen Faust des alten Streiters, und sein Ruf: „Also immer noch keine Ruhe vor dem verwünschten Friedensstörer, obgleich er ja nun tot ist! Nichts für ungut, mein Bub; wo aber der Wittenberger mit im Spiel ist, da kann es für einen guten Christen nichts Erbauliches geben."

„Nur Geduld," fiel ihm Wolff hier siegesgewiß in die Rede, und nun berichtete er, ein wenig ärgerlich über die Unvorsichtigkeit, den Namen Martin Luthers vor dem alten Türken- und Ketzerfresser genannt zu haben, Doktor Hiltner hätte ihm im Auftrage des Rates die Stelle Damian Feys', des Lehrers seiner Barbara, angeboten. Der Niederländer kehre in die Heimat zurück, und dem Magistrat sei es lieb, in ihm einen Regensburger gefunden zu haben, der nicht weniger geschickt sei für die Pflege der Musika in dieser guten Stadt. Um ihn sicher zu fesseln und der Gefahr einer allzu schnellen Fortberufung vorzubeugen, hätte man die ihm dargebotene Stelle mit

einem Jahressolde versehen, desgleichen hier zu Lande bisher unerhört gewesen, und der den manches kaiserlichen Rates weit überbiete. Dies sei möglich geworden durch ein Vermächtnis, dessen Zinsen der Förderung der Musika allhier und — nähme er die Stelle an — ihm und seiner künftigen Hälfte zu gute kommen sollte.

Wie er das vernommen, hätte er der gnadenreichen Jungfrau am liebsten gleich die allerschönsten Kerzen gestiftet, doch wäre das Bedenken wegen der Religion ihm noch hinderlich gewesen, sich brav zu freuen. Als er aber dem Herrn Syndikus erklärt habe, unter keiner Bedingung von dem alten Glauben zu weichen, sei es mit der Besorgnis geschehen, der glänzende Vogel würde ihm entfliegen. Es wäre indes anders gekommen; denn Doktor Hiltner hätte erwidert, die Religion komme hierbei nicht mit in Betracht. Er kenne Wolff und seine friedfertige Gemütsart, weswegen er auch hoffe, er würde sich dahin belehren lassen, daß die Musika eine Sprache sei, die allen fühlenden Menschen, welche Zunge sie auch redeten und welcher Konfession sie auch den Vorzug gäben, in gleicher Weise verständlich.

Dieser Meinung sei auch der katholische Meister Feys, und es wäre deswegen aufs beste mit ihm gegangen. Wolff habe natürlich den Zuständen, die er hier vorfinde, Rechnung zu tragen. Wollte er sich dazu verstehen, dann sei der Rat willens, von seiner Konfession abzusehen, — auch habe ihm Hiltner aus eigener Machtvollkommenheit die drei Tage Bedenkzeit zugestanden, um die er mit Rücksicht auf Barbara gebeten.

Ein langgezogenes „Hm" Blombergs folgte dieser Eröffnung. Dann wiegte er das schwere Haupt hin und

her, und indem er die Hand in den Knebelbart schlug, als wollte er den Kopf an ihm zum Stillstande bringen, sagte er bedenklich: „Kein ganzes Ding, Wolff, eher ein doppeltes oder — sieht man's anders an — auch nur ein halbes für einen redlichen Freund unserer heiligen Kirche. Mit Gold gepflastert ist ja der Weg, auf den sie Dich locken; aber, aber ... Ich sehe die Gruben und Fallen ..."

Damit erhob er sich und brummte allerlei Unverständliches vor sich hin, bis er endlich ausrief: „Vielleicht aber könnte man dennoch ..."

Dann schaute er ungeduldig nach der Thür hin und frug: „Wo das Mädel nur bleibt? Ob die Eva wohl in den Versuchungsapfel mit einbeißt?"

„Soll ich sie rufen?" rief Wolff eifrig.

„Nein, nein," wehrte ihm der Kapitän. „Den Nächsten im Gebete stören, ist sündhaft. Du glaubst auch nicht, wie das Meisterlob und das kaiserliche Gnadengeschenk ihr das eitle Weiberblut erregte. Die Messe verschlief sie zum erstenmal, ich weiß nicht seit wie viel Jahren. Es mochte schon zehn sein, wie ich an die Kammerthür pochte. Gegen elf regte es sich in ihrem Gemache. Da öffnete ich die Thür, um ihr den Morgengruß zu bieten, sie aber hörte und sah nichts und kniete wie versteinert am Betstuhl. Vor dem Schlafengehen und in der Frühe, da laß ich dergleichen gelten, aber beinah' um Mittag! Hier auf dem Tische stand ihr Morgensüpplein noch unberührt, und zum Fasten gibt's heut keinen Anlaß. Stören mocht' ich sie aber doch nicht, und vielleicht kniete sie immer noch vor dem Gnadenbilde, wenn die Magd nicht hereingepoltert wäre, um den Strauß

dort zu bringen, den der Knecht des Herrn Peter Schlumperger für sie abgab. Da fuhr sie auf, als hätte sie eine Hornisse gestochen. Und wie sie mich dabei ansah! Einmal — ich wußt' es sogleich — hatte ich schon anderwärts in solch ein über die Maßen schönes, blasses Gesicht und in so hilflose, große blaue Augen geschaut. Nachher fiel es mir auch ein, bei wem und wo es gewesen. Gott behüte mich, an dem Kinde mich zu versündigen, aber gerade so hatte das junge Weib ausgesehen, das sie — es geht über Deine Erinnerung hinaus — hier als Hexe verbrannten, wie die Trabanten und Mönche sie auf den Richtplatz führten. Susanne Schindlerin hieß sie und war eines ehrbaren Wachtschreibers Tochter, der viel in der Welt herumfahren mußte und in Ungarn ums Leben kam, als sie eben erwachsen. Die Mutter war schon bei ihrer Geburt gestorben, und ein altes Weib aus der Freundschaft hatte sie dann zu sich genommen. Die Leute nannten das Mädchen ‚schön Susel', und sie war auch von holdseligem Liebreiz. Weiß und rot wie aus dem Märchen und mit glänzendem Goldhaar, grad wie mein Wawerl. Die Alte, mit der sie Haus hielt, ihre Muhme oder dergleichen, machte sich schon lange mit Heilung von allerlei Gebresten zu schaffen, und als ein junger spanischer Graf, der mit Kaiser Karl zum Reichstag im Jahr einunddreißig hierher gekommen war, bei einem Sprung über den Graben unter das Roß geriet, kamen seine Beine zu Schaden, also daß sie ihm den Dienst versagten. Da es aber bei den Johannitern, die zuerst seiner warteten, nicht besser werden wollte, ließ er sich zu der Kräuterärztin schaffen, und sie nahm ihn in Pflege und machte ihn auch wieder gesund, obgleich die Kunst der berühmtesten

Doktores und fürnehmen Leibmedici an ihm zu Schanden geworden.

„Dafür aber suchte der Böse, der bei diesem Wunder doch wohl das Beste gethan, ihn mit dem allerschlimmsten Uebel heim; denn ‚schön Susel', die die Handlangerin der Alten gewesen war, hatte dem jungen Grafen den Kopf dermaßen verzaubert, daß er sich nicht nur in einen Minnehandel mit ihr einließ, sondern sie allen Ernstes zu ehelichen begehrte.

„Da legte sich denn die gräfliche Sippe daheim ins Mittel. Die heilige Inquisition befahl, den Fall zu untersuchen, und sandte einen gestrengen Generalvikar, um die Verhandlungen bei den Dominikanern zu leiten, die auf die Verführerin Hand gelegt hatten. Da kam es denn unanfechtbar zu Tage, daß ‚schön Susel' das unglückselige vornehme Blut mit bösen Künsten behext und um den gesunden Verstand gebracht hatte.

„Die Alte, die sie dabei mit ins Gebet genommen, entging der gerechten Strafe, weil sie an der Pest starb, die damals hier hauste; ‚schön Susel' aber wurde verbrannt, und ich sah mit zu, wie es dabei herging.

„Als die Dominikaner sie schon bis an den Holzstoß geführt hatten, wandte sie sich nach den Leuten um, die von überall her herbeigeströmt waren. Da mochte sich denn mancher um ihrer erstaunlichen Schönheit willen und weil der Teufel sie mit der Maske rührender Herzensgüte versehen hatte, ihrer erbarmen; mir aber schaute sie ganz aus der Nähe mit den großen blauen Augen gerade ins Gesicht, und jahrelang sah ich den Hexenblick mit aller Deutlichkeit vor mir. Doch was vergißt sich nicht alles! Und nun muß es geschehen, daß, was mich wieder

an sie erinnerte, mein eigen unschuldig Kind ist! Als wäre ‚schön Susel‘ aus dem Grabe erstanden, schaute mir das Wawerl vorhin in die Augen. Lange dauerte es nicht, es war indes, als entsetzte sie sich vor mir, dem leiblichen, lieben Vater. So verzweifelt hilflos blickte sie zu mir auf, als müßte sie an Gott und der Welt verzagen.

„Noch lernt' ich das Gruseln nur schlecht, es lief mir aber doch kalt über den Rücken. Natürlich ließ ich mir nichts merken. — Armes Kind! Nach der Ehre von gestern, dacht' ich, würd' es heute früh nichts geben als Lachen und lautes Tiriliren. Aber der Kummer, der eine Jungfrau quält, sie weiß selbst nicht warum, der sei der schlimmste, sagte meine Frau Großmutter selig, und dann muß sie ja auch gerade jetzt wegen des Ehestandes ins reine mit sich kommen; denn außer Dir sind der Peter Schlumperger und der junge Crafft doch auch zu beachten.

„Das alles kam mir schon vorhin in den Sinn, und so nahm ich denn wie immer ihren Kopf in die Hände, um ihr den Morgenkuß zu geben. Sonst reicht sie mir dann immer die Lippen; diesmal aber wandte sie sich von mir ab, so daß es meinem Mund kaum gelang, ihr die Wangen zu streifen. Weiberschrullen! dacht' ich, und ließ es darum gehen. Wie gern ich auch endlich etwas mehr von gestern abend gehört hätte, kannst Du Dir denken; ich erhob aber doch keinen Einwand, als sie gleich in die Kapelle zu gehen begehrte, weil sie die heilige Messe verschlief. Bis die Suppe gewärmt sei, wäre sie wieder zurück. Aber da steht das Näpflein wohl schon drei Viertelstunden, und wir warten immer noch vergebens.“

Hier hemmte er den schnellen Redefluß und fuhr dann aufbrausend fort: „Der Teufel mag solch eine Mädchenseele verstehen! Gewöhnlich kommt es bei Wawerl grad umgekehrt wie man's vermutet; gibt sie Dir aber dennoch das Jawort, wird sie Dir — das darf ich als redlicher Mann nicht verschweigen — so mancherlei zu raten aufgeben. Schrullen und Launen sind bei ihr wie Butterblumen im Maigras; nach einer Frömmern aber kannst Du in ganz Regensburg suchen. ‚Glaube, Mut und Ehre' lautet eben von alters her der Wahlspruch der Blombergs, und eben darum sieht es mir sehr unwahrscheinlich aus, daß Wawerl Dir zu einem Amte rät, das Dich trotz alle und alledem zwingt, Dich dem Willen ketzerischer Vorgesetzten zu fügen. Der hohe Sold allein wird sie schwerlich gewinnen."

„Nicht?" frug Wolff erstaunt. „Ihr allein, nicht mir ist es um den größeren Wohlstand zu thun."

„Ihr?" wiederholte der Alte und zuckte ungläubig die Achseln. „Sperr die Augen nur auf, und Du wirst sehen, was ihr Gold und Kleinodien bedeuten! Der prächtige Strauß dort, — glaubst Du, daß sie ihn auch nur ansah? Bunte Nelken, rote Rosen und in der Mitte gar stolze Lilien. Woher sie nur kommen, da der April kaum vorbei ist? Und doch warf sie das köstliche Angebinde wie Apfelschalen beiseite. Nicht sie, ich steckte die Blumen nachher in den Krug; denn dürsten sehen kann ich nun einmal kein Geschöpf Gottes, und wär' es auch nur eine Blume. Dazu wissen wir ja beide, daß der vollste Geldsack in der Stadt und dazu ein aller Achtung werter Mann an dem Strauße hängt. Ja wohl! Es gefällt ihr schon lange nicht mehr, meine Armut zu

teilen, und wäre Herr Peter unserem heiligen Glauben treu geblieben, ich redete ihr selbst zu."

Hier holte er, erschöpft von der eifrigen Rede und mit glühenden Wangen, denn der Tag war heiß, tief Atem und griff mit dem langen Arm nach dem Hute am Haken, um in der Trinkstube den trockenen Gaumen zu erfrischen.

Doch er hängte ihn nach kurzer Ueberlegung wieder an den alten Platz zurück.

Es war ihm eingefallen, daß er heute vormittag noch keine Hand gerührt und daß er versprochen, die Inschrift auf einem Kruge bis morgen früh zu vollenden. Der Bäcker war zudem seit vier Wochen unbezahlt geblieben, und darum schleppte er sich seufzend an den Werktisch, um mit der müden Hand den Stichel zu rühren.

Wolff war ihm mit den Augen gefolgt, und der Anblick des ritterlichen Helden, des Vaters der Geliebten, der sich einer so elenden Thätigkeit in solcher Stimmung unterzog, schnitt ihm ins Herz.

„Vater Blomberg," sagte er darum warm und legte ihm die Hand auf die Schulter, „laßt den Stichel doch ruhen. Ich werbe um Euer Kind. Wir sind alte Freunde, und wenn ich Euch von meinem Ueberflusse . . ."

Da fuhr der heißblütige Graubart heftig auf: „Vergiß nicht, mit wem Du sprichst, junger Mensch! Was sich das groß dünkt, weil es bei Hofe sein Auskommen fand! Von Ueberfluß ist bei uns allerdings keine Rede; doch übe ich diese Kunst nur, weil mir's so gefällt und weil mir's das heiße Blut in dieser lauen Friedenszeit kühlt. Wenn Du Dich darum," schloß er drohend, und die stark gewölbten Augen traten ihm dabei weiter

als gewöhnlich hervor, „noch einmal unterfängst, zu mir wie zu einem Lohnarbeiter oder Almosenempfänger zu reden ...“

Hier stockte er; denn Barbara hatte schon mitten während seines Aufbrausens das Zimmer leise betreten. Jetzt kam sie ihm näher und bat ihn mild und innig wie nie zuvor, die Hände ruhen zu lassen.

Da schüttelte der Kapitän stöhnend und ablehnend das Haupt; Barbara aber erstieg leichtfüßig das niedrige Holzgestell, auf dem er vor dem Arbeitstische saß, zog seinen grauen Kopf an sich, streichelte ihm zärtlich Haar und Bart und raunte ihm ins Ohr: „Steht nur auf, Herr Vater, und laßt die Stichelei einen andern vollenden. 's ist so schön frisch und schattig im maigrünen Walde, wo die Vöglein jetzt singen, und Ihr rühmtet doch gestern noch den kühlen Trunk im ‚Roten Hahnen‘.“

Hier suchte er sich unwillig und doch mit einem zufriedenen Schmunzeln aus ihren Armen zu befreien, sie aber unterbrach seinen Ruf: „Weißt Du denn nicht, Jungfer Unverstand ...“ mit der leis geflüsterten Bitte: „Hört mich doch erst zu Ende, Herr Vater! Meister Appenzelder ersuchte mich, dem Knabenchore noch etlichemal meine Stimme zu leihen, und der Zahlmeister gab mir dazu gestern abend zu wissen, er sei von der Königin von Ungarn beauftragt, mir so viel Dukaten zuzuwenden, wie die Knaben Groschen empfangen.“

Damit redete sie die Wahrheit; der Alte aber lachte mit der tiefen Stimme hell auf, warf einen schnellen Blick auf Wolff, der zu seinen Waffen in die Höhe schaute, und rief ihr mit gedämpfter Stimme heiter zu: „Das nenn' ich mir einen weiblichen Chrysostomus oder Goldmund, und ich sollte meinen ...“

Hier stockte er aber; denn es erhob sich in seiner ritterlichen Seele der Zweifel, ob es sich für eine Jungfrau aus wappenfähigem Geschlechte zieme, für ihren Gesang Zahlung anzunehmen. Doch der Gedanke, daß diese aus der Hand der Majestäten kam, und daß auch der große Herzog von Alba, die berühmten Granvellas und so viele Fürsten, Grafen und Barone goldenen Lohn für ihre Dienste aus der Hand des Kaisers annahmen, machte diesen Bedenken ein Ende.

Vergnügter als seit langer Zeit sagte er deswegen leise genug, um nicht von dem Gaste verstanden zu werden: „Auch Größere freuen sich der Gaben, die Kaiser und Könige spenden, und — nicht wahr? — wir können sie brauchen?“

Dann rieb er sich die Hände, lachte, als hätte er diejenigen die er im Sinne trug, überlistet, gutmütig auf, und flüsterte der Tochter zu: „Der Bäcker wird sich wundern, wenn er diesmal mit blankem Golde bezahlt wird, und der Metzger, und Meister Reinhard! Die Stiefel knarren noch fein, wenn ich auftrete, und Du weißt, was das bedeutet. Deine Schuhsöhllein singen wohl nur; aber stumm sind sie auch kaum.“

Bei diesem Scherze kicherte der von einer schweren Sorgenlast befreite Mann noch einmal munter auf und teilte dann mit laut erhobener Stimme der Tochter und Wolff mit, erst würde er sich einen kühlen Trunk gönnen und dann vor das Thor gehen, bis wohin ihn der Hinkefuß trage. Ob der Junker ihm nicht das Geleit geben wolle?

Aber Wolff zog es vor, bei Barbara zu bleiben, um in eigener Person seine Sache bei ihr zu führen. Es lag

etwas so Stilles, Zurückhaltendes in ihrem Wesen. Wenn sie ihn heut nicht erhörte, so that sie es nie.

Beim Abschiede bemerkte der Kapitän noch, in die Angelegenheit mit dem Rate würde er sich nicht mischen. Wawerl habe da allein zu entscheiden.

„Wenn ich heim komme," schloß er, „seid ihr miteinander im reinen und, wie es auch kommt, mir soll es recht sein. Beim Weine kommt mir vielleicht auch noch ein guter Gedanke. In den ‚Schwarzen Bären' geht's, wo ich immer Kriegskameraden treffe."

Damit hob er die Hand zu einem heiteren Abschiedsgruße und verließ das Gemach.

Siebenzehntes Kapitel.

Sobald der hinkende Schritt des Kapitäns sich auf der Treppe vernehmen ließ, nahm Wolff, was von Mut in ihm war, zusammen und trat Barbara näher. Bang klopfenden Herzens sagte er sich, daß die nächsten Augenblicke über sein künftiges Los entschieden.

Wie er sie da, schöner als je, mit niedergeschlagenen Augen, stumm und zaghaft, ohne eine Spur des sieghaften Selbstbewußtseins, das sie während seiner Abwesenheit in der Fremde gewonnen, vor sich sah, glaubte er bestimmt, daß er die rechte Wahl getroffen habe und daß ihr Jawort ihn zum beneidenswertesten Glückseligen machen würde. Weigerte sie ihm die Hand, dann — er fühlte es nicht weniger deutlich — war sein Leben auf immer des Lichtes und der Freude beraubt.

So heiter und hoffnungsreich wie vorhin, als er ihre schlichte Wohnung betrat, war er freilich nicht mehr.

Die Zweifel des frommen Mannes, hinter dem eben die Hausthür ins Schloß fiel, hatten auch ihn bedenklich gemacht. Aber was er ihr nach dem Gespräche mit dem Syndikus darzubieten vermochte, war darum doch nichts Geringes. Daran mußte er festhalten, und wie er den

Blick freier zu ihr erhob, wuchs ihm der Mut; denn still ergeben, als sei sie bereit, ihr Schicksal willenlos in seine Hand zu legen, schaute sie immer noch zu Boden, ja in den kurzen Sekunden, in denen er das Auge auf ihr ruhen ließ, nahm er etwas in ihren Zügen wahr, das ihm völlig fremd an ihr erschien und diesem sonst so wachen, selbstbewußten, lebensvollen Geschöpfe das Ansehen müder Hilflosigkeit verlieh.

Während er ihr gegenüber sich sonst immer zur Abwehr bereit halten mußte, schien sie jetzt eines freundlichen Zuspruchs bedürftig. So streckte er ihr denn, einer schnellen Regung gehorsam, beide Hände innig entgegen und rief ihr weich und teilnahmsvoll die Frage entgegen: „Wawerl! Mein liebes Mädchen, was ist Dir?“

Da traf ihr Blick den seinen, und ihr blaues Auge blitzte ihm mit dem Ausdruck trotziger Auflehnung entgegen; er aber mußte plötzlich der jungen Hexe gedenken, der sie geglichen haben sollte, und eine Ahnung sagte ihm, sie sei für ihn verloren.

Die Bestätigung ließ auch nicht auf sich warten; denn in einem Tone, dessen abweisende Strenge ihn erschreckte, fuhr sie auf: „Was soll mir sein? Mich mit solchen Blicken und Fragen auszuforschen, kommt Dir so wenig zu, wie es mir ansteht.“

Befremdet versicherte er nun, sie sei ihm besonders reizend in ihrer anmutigen Milde erschienen. Wenn ihr etwas begegnet sei, was ihr die sichere Freudigkeit trübe, so möge sie es vergessen; denn es handele sich jetzt um das Lebensglück zweier Menschen.

Das sage sie sich selbst, entgegnete sie in freundlicherem Tone, und mit neu belebter Hoffnung eröffnete er ihr

nun, daß die Zeit gekommen sei, in der er sich doch wohl, ohne gegen die Bescheidenheit zu verstoßen, einen „gemachten Mann“ nennen dürfe.

Mit wachsender Lebhaftigkeit und Zuversicht teilte er ihr dann mit, was der Rat ihm hatte anbieten lassen. Ohne die Bedenken ihres Vaters zu verschweigen, knüpfte er an sie die Versicherung, sich vor den Lockungen völlig sicher zu fühlen, an denen es freilich im Dienst einer protestantischen Behörde nicht fehlen würde.

„Und wenn Du Fromme, Reine, Wahrhaftige an meiner Seite stehst,“ schloß er mit einem Feuer, das Barbara an dem stillen, zurückhaltenden Manne überraschte, „wenn Du erst ganz mein bist, Du einzig Geliebte, dann will ich auch das schwerste Hindernis wie im Spiele besiegen, dann tauschte ich nicht mit dem Kaiser; denn dann wäre mein Glück ...“

Bis dahin hatte sie ihn schweigend fortreden lassen; hier aber flammten ihr plötzlich die Wangen in tiefer Röte auf, und mit warmer Innigkeit fiel sie ihm ins Wort: „Du sollst glücklich werden, Wolff, und nichts könnt' ich mir sehnlicher wünschen, als Dich froh und zufrieden zu sehen, — durch mich aber würdest Du's nimmer. Wie blaß Du wirst! Mir zu liebe nimm Dir's nicht so zu Herzen; denn Dich leiden zu sehen, thut mir weh. Glaub's nur! Es schneidet mir ins Herz, einem so treuen, braven, lieben Menschen, dem ich gut bin und der mich weit höher hält, als ich's verdiene, so großen Schmerz zu bereiten.“

Da rief er ihr tief erregt ihren Namen entgegen und flehte sie an, die Fülle von Liebe und Treue, die er ihr entgegenbringe, nicht so hart von sich zu weisen.

Das eigene tiefe Seelenweh und der Schmerz über den grausamen Schlag, der seine teuersten Hoffnungen vernichtete, raubten ihm Haltung und Fassung. Feuchten Auges sank er vor ihr in die Kniee, schaute angstvoll bittend zu ihr empor und rief mit gebrochener Stimme: „Das nicht . . . Thu mir das nicht an, Wawerl! Nimm mir alles, nur nicht die Hoffnung. Schiebe das Jawort auf, bis ich Dir eine noch reichere Zukunft bieten kann, nur sei barmherzig und laß mir die Hoffnung!“

Auch ihr begannen nun die Augen in feuchtem Glanze zu schimmern, und als er dies wahrnahm, beeilte er sich, neu ermutigt, zu versichern, wie wenig es ihm kosten würde, um sie zufrieden zu stellen, was sich ihm hier Lockendes biete, ein für allemal von sich zu weisen. Auch anderwärts könne er bald etwas Rechtes erreichen, zumal die Majestäten nicht nur ihm, sondern jetzt auch ihr wohl gesinnt wären. Ihm freilich erschienen auch die glänzendsten äußeren Gaben des Lebens wert- und reizlos ohne ihre Liebe.

Hier aber gebot sie ihm dringlich, sich zu erheben und sich und ihr das Herz nicht unnütz noch schwerer zu machen.

Da erhob er sich und preßte beide Hände so heftig an die Schläfen, als fürchte er sich, von Sinnen zu kommen; sie aber legte ihm freiwillig den Arm auf die Schulter und sagte in aufrichtiger Bewegung: „Armer Wolff. Wie redlich Du's meinst, weiß ich ja; aber nicht einmal die Hoffnung darf ich Dir lassen; — ich kann und ich darf nicht. Das aber magst Du noch einmal hören: Lieber als jeder andere bist Du mir gewesen von Kind an, und wie fest Du an mir hängst, wie schwer

es Dir fällt, von mir zu lassen, ich vergess' es Dir nimmer."

Da verlangte er heftig zu wissen, was sich zwischen sie beide stelle; Barbara aber versetzte nach kurzem Besinnen leise und mit gesenktem Blicke: „Die Liebe zu einem andern."

Wie ein Dolchstoß traf ihn dies Bekenntnis, und stürmisch drang er in sie, ihm den Namen dessen zu nennen, der ihn um das Glück betrog, worauf er ein älteres und besseres Recht besitze als jeder andere.

Dann schritt er mit langen Schritten auf und nieder und spähte umher, als glaubte er, sie halte hier den Nebenbuhler verborgen.

Dabei fiel ihm der Strauß des Herrn Schlumperger ins Auge, und wie außer sich stieß er hervor: „Der? So ist es dennoch der Reichtum . . ."

Hier aber wurde es ihr zu viel, und mit dem Rufe: „Narr, der Du bist! Als ob Du nicht wüßtest, daß ich nicht feil bin für die elenden Gulden eines Regensburger Geldsacks!" schnitt sie ihm das Wort ab.

Doch schon im nächsten Augenblicke bereute sie ihr Aufbrausen, und so lieb und mild, so weich und zärtlich, daß ihm das Herz schmolz und er sich am liebsten wiederum vor ihr niedergeworfen hätte, erklärte sie ihm näher, warum sie ihm diesen Schmerz anthun müsse.

Ihr Herz sei nicht mehr frei, und gerade weil er eines ganzen, treuen Herzens wert sei, widerstrebe es ihr, ihm für das Edelmetall seiner Minne wertloses Katzengold zurück zu geben. Sie sei keine Prophetin, und doch wisse sie genau, daß er diese Stunde noch einmal segnen würde. Was sie vor jedermann, selbst vor dem Vater, als

unverbrüchliches Geheimnis verborgen halte, ihm hätte sie es bekannt, weil er es um sie verdient, daß sie ihm vertraue.

Dann begann sie von dem Anerbieten des Doktors Hiltner zu reden und erwog das Für und Wider mit so eingehender Teilnahme, als sei ihr eigenes Schicksal dennoch mit dem seinen verbunden.

Das Ergebnis war, daß sie widerriet, sich hier zu binden. Sie erwarte Höheres von ihm, als was sich hier in Regensburg unter den Evangelischen, die ihm wegen seiner Konfession manchen Stein in den Weg werfen würden, erreichen ließe.

Dann änderte sie den geschäftlichen Ton und fuhr mit größerer Wärme fort, schon um ihretwillen und damit er für sie der Alte bleibe, würde er — sie wisse es — bei ihrem gemeinsamen Glauben bleiben. Seine Hoffnungen erfüllen könne sie zwar nicht, ihre Gedanken sollten aber dennoch oft bei ihm weilen und ihre Wünsche ihm überall hin folgen. Am Hofe, wo er sich eine ansehnliche Stellung erworben, sei sein Platz, und nichts sollte sie glücklicher machen als die Nachricht, daß er zur höchsten Ehre, zu Ansehen und Berühmtheit gelangt sei.

Wie klang das alles so mild und so gütig. Nicht einmal geahnt hatte er, daß sie so eingehend überlegen, so selbstvergessen und liebevoll teilnehmend sein konnte. Voll stummer Bewunderung hing Wolff an ihren Lippen, und doch war es ihm nicht möglich, zu unterscheiden, ob Barbara ihm mit dieser schwesterlich-herzlichen Weise Balsam oder ätzende Lauge in die Wunden goß, die sie geschlagen.

So bestimmt seine Frage nach dem Glücklichen, den

sie ihm vorgezogen hatte, auch zurückgewiesen worden war, konnte er doch nicht unterlassen, im stillen nach ihm zu forschen.

Erschüttert, gepeinigt, an der Grenze der Verzweiflung wurde ihm auch die liebenswürdige Freundlichkeit, mit der sie ihm sein grausames Schicksal versüßte, unerträglich, und während sie ihm ans Herz legte, ihr gut zu bleiben und wie früher mit dem Vater und ihr zu verkehren, ergriff er plötzlich ihre Hand, bedeckte sie mit heißen Küssen und verließ dann hastig und ohne Abschiedsgruß das Gemach.

Als sie allein war, zog sie sich in den Erker zurück und sann still vor sich hin. Dabei schüttelte sie manchmal, wie erstaunt über sich selbst, den Kopf, manchmal flog ihr ein stolzes Lächeln um die vollen Lippen.

Dann brachte die Magd die bescheidene Mahlzeit.

Der Vater hatte sie vergessen, doch fand er ja im „Schwarzen Bären" kräftigere Bissen.

Mit ihrer Sättigung ging es schnell.

Wie unschmackhaft das gekocht, wie wenig appetitlich es aufgetragen war!

Als die Magd den Tisch abgedeckt hatte, dachte sie nach, und mit so schwerem Ernst hatte sie auch der Vater nie vor sich hinstarren sehen.

Was hätte sie jetzt für eine Mutter, für eine zuverlässige, treue Vertraute gegeben! Aber sie besaß keine, und Wolff, auf dessen selbstlose Liebe sie zählen durfte, war der letzte, den sie in ihr Geheimnis einweihen konnte.

Der Vater!

Hätte sie ihm vertraut, was sie so tief beunruhigte und sie dennoch mit dem höchsten Stolz erfüllte, der arme

alte Streiter, dem die Ehre mehr galt als das Leben, hätte sie aus dem Hause gewiesen.

Heute früh hatte sie ihm beim Morgengruß die Lippen entzogen, weil es ihr gewesen war, als hätte sie der Kuß des Kaisers geweiht. Immer noch beherrschte sie die Empfindung, ein häßlicher Traum hätte sie in diese armseligen Gemächer zurückversetzt, während sie eigentlich in fürstliche Prunkgemächer gehörte.

Die Messe hatte sie verschlafen und sich darum in die Hauskapelle begeben.

Da weilte die einzige Vertraute, der sie das ganze Herz mit voller Hingabe ohne Scheu eröffnen konnte: die Mutter Gottes.

Das hatte sie denn auch mit aller Hingabe gethan und über das Geschehene und was ihr weiter zu thun oblag, nachzudenken versucht. Doch es war ihr nur übel gelungen; denn sobald sie den Geist in Thätigkeit setzte, war ihr der erhabene Geliebte vor Augen getreten, hatte sie sein zärtliches Kosen zu vernehmen geglaubt, waren ihre Gedanken in die Zukunft gewandert.

Nur daß sie etwas unsäglich Großes verloren und dafür etwas anderes Köstlicheres zurückgewonnen, daß sie einer stolzeren Ehre, eines reicheren Glücks würdig gehalten worden war als irgend eine zweite, hatte sie sicher erkannt.

O ja, sie war auch glücklich, mehr als glücklich, und doch war sie es nicht ganz; denn die Glückseligkeit mußte ja hell sein, und in das sonnige Hochgefühl, das sie durchstrahlte und das ihr das Haupt hob, fiel wieder und wieder ein dunkler, beängstigender Schatten.

Sie schrieb ihn der Neuheit ihrer Erhebung zu nie geahnter Höhe zu. Auch das an Dämmerlicht gewöhnte

Auge, dachte sie, muß Schmerz erdulden, bevor es sich an das glänzende Tageslicht gewöhnt.

Vielleicht forderte auch der Himmel ein Opfer für so überreiche Geschenke und verbot ihr, ihrer voll zu genießen. Was an ihr lag, wollte sie gerne thun, um ihn zufrieden zu stellen, und so faßte sie den Entschluß, dem ihr sühnende Kraft inne zu wohnen schien, den guten Menschen, der sie so treu liebte und dem sie gut war, nicht länger zu täuschen. Schon bei der nächsten Gelegenheit sollte Wolff erfahren, daß sie nie die Seine werden könnte, und wenn sie es ihm vorhin so sanft und liebevoll bekannt, hatte sie nur verwirklicht, was sie sich in der Kapelle gegenüber dem Muttergottesbilde gelobt. Dort war sie auch zu dem Vorsatze gelangt, wenn der Kaiser ihr einige Macht über seine Entschlüsse einräumte, Wolffs treue Liebe durch das Eintreten für ihn, wo es nur anging, zu belohnen.

Jetzt hatte er sie verlassen; sie aber konnte nicht länger auf den Vater warten. Sie mußte zu der Lerchin.

Den Einfall, ihr anzuvertrauen, was sie mit glückseliger Bangigkeit erfüllte, wies sie weit von sich; die Liebe aber hatte ihre Eitelkeit zugleich verzehnfacht und in engere Grenzen gebannt. Sie konnte nicht schön genug sein für den teuren Mann, der sie erwartete, und wollte es nur noch für ihn sein.

Wie spärlich war aber ihr Besitz an Gewändern und Putz, und für ihren äußeren Menschen verstand niemand so gut zu sorgen wie die erfahrene gefällige Alte, die Rat für alles wußte.

In ihrem Erkerstübchen musterte sie, was sie noch an Kleidern besaß.

Da lag auch der blitzende Stern, das Geschenk Kaiser Karls.

Unwillkürlich griff sie darnach, um das Kleinod mit in die Grieb zu nehmen und es der Alten zu zeigen. Aber schon im nächsten Augenblicke warf sie es mit einem wunderlichen Mißgefühl auf den übrigen Inhalt der Truhe zurück.

In ihrer lebhaften Weise schaffte sie es sich darum aus den Augen. Meister Gombert hatte den Stern höchst kostbar genannt, und sie begehrte doch nichts von Kaiser Karl, nichts und gar nichts von dem teuren Herrn als seine Liebe.

Schon war sie zum Ausgange bereit, als ihre beiden Woller-Bäslein aus der „Arche" bei ihr vorsprachen.

Es waren heitere, ihr freundlich gesinnte Mädchen von nicht üblem Aussehen. Die jüngere Anne Mirl galt sogar für hübsch und war viel umworben. Sie hatten von ihrem Hausmeister, dem es sein Landsmann, ein Aufwärter vom Hofstaate, erzählt, erfahren, daß Seine Majestät sie für ihren schönen Gesang mit einem prachtvollen Geschmeide beschenkt hatte, und das wollten sie sehen.

Da mußte Barbara sich denn entschließen, die Truhe wieder zu öffnen, und als ihnen von ganz oben her der Stern entgegenblitzte, schlugen die reichen Jungfrauen die Hände vor Bewunderung zusammen, und Anne Mirl begriff nicht, wie man ein so wundervolles Andenken auf das Allerlei in der Truhe werfen konnte, als wäre es ein abgetragener Handschuh. Hätte ihr Kaiser Karl dergleichen verehrt, sie ließe es nicht vom Halse und ginge damit zu Bette.

„Wie es jedem gefällt," versetzte Barbara herb und zuckte die Achseln.

Die Bäslein erschienen ihr so klein und gering wie noch nie, und dazu kam der Besuch ihr gerade jetzt höchst ungelegen.

Aber die Woller=Schwestern waren allerlei Launen an ihr gewöhnt, und Nandl, die ältere, ein stilles, sinniges Mädchen, wollte wissen, wie ihr zu Mute sei. Solche Gottesgaben zu besitzen, wie ihre Stimme und Schönheit, müsse doch von allem Herrlichen das Herrlichste sein.

„Und die Ehre, die Ehre!" rief Anne Mirl. „Weißt Du, Wawerl, — vor lauter Neid und Eifersucht könnte man Dich vergiften. Jesus Maria! Wer in Deiner Haut steckte, wenn Du Kaiser Karl wieder vorsingst! Und mit ihm zu plauschen wie mit jedem andern Menschen!"

Da erklärte Barbara, daß sie ihnen das nächstemal Rede stehen wolle, jetzt aber müsse sie mit den Augenblicken geizen; denn sie werde wieder zur Gesangprobe erwartet.

Nun sagten ihr die Schwestern Lebewohl, doch verlangten sie den Stern noch einmal zu sehen, und Anne Mirl zählte die Edelsteine, um ihn der Mutter recht genau zu beschreiben.

Endlich war Barbara frei; bevor sie aber noch, verdrossen über diese Störung, sich zu der Lerchin aufmachen konnte, hörte sie lautes Reden auf der Treppe. Das erschreckte sie; denn wenn der Kaiser Don Luis Quijada oder gar den Baron Malfalconnet in ihr elendes Quartier schickte, wär' es ihr jetzt noch peinlicher gewesen als früher.

Einige Zeit lang hatte Barbara vergebens zu warten.

Die Bäslein waren unten aufgehalten worden.

Dort sprachen sie mit dem Vater und mit einem andern Manne.

Endlich stampfte der Kapitän mit dem hinkenden Schritte die Stufen hinauf.

Sie hörte ihm an, daß er sich eilte, und schneller als sonst war er denn auch oben und öffnete die Thür.

Er sah fröhlich aus, und seine derben, doch gut geschnittenen, mannhaften Züge waren gerötet. Zwar kam er vom Erbacher im „Schwarzen Bären“, doch in so kurzer Zeit — das wußte seine Tochter — konnten die Geister des Weins ihm nichts anthun.

Seine Stimme klang übrigens auch so tief und sicher wie immer, als er ihr von der Schwelle aus zurief: „Besuch, Wawerl, angenehmer Besuch! Ein prächtiger Mensch! Du sprachst schon von ihm, und im ‚Bären‘ lernt' ich ihn näher kennen. Viel, viel Neues über die Weltläufte erfuhr ich von ihm, — Dinge, sag' ich Dir, Mädel! Das Herz tanzt mir im Leibe. Und dazu . . . Ihr Kätzlein hört ja immer gern von einem unterthänigen Verehrer, und wenigstens als weidlichen Tänzer wußtest Du den da erst neulich laut genug zu rühmen. Ein ganzer Mann, Kind, grad wie ich selber war in seinen Jahren. Einen Oheim von ihm, den Arkebusierhauptmann Pyramus Rögel . . .“

Bis dahin hatte Barbara mit wachsendem Mißfallen nur geahnt, wen der Vater meine; nun er aber den Namen seines neuen Freundes nannte, stieg ihr das Blut vor Unwillen in die Wangen.

Dieser schöne Offizier hatte ihr gefallen; denn wie er verstanden allerdings nur wenige die Tänzerin zu führen;

sie, Närrin, hatte ihm Augen gemacht, um der hübschen Elspet Zohrerin nicht den Vorrang zu lassen. Wie viel tiefer aber, als sie beabsichtigt, er ins Netz gegangen, hatte er ihr selbst bekannt, als er ihr nach der Wiederbegegnung mit Wolff auf dem Heimwege von der Lerchin vor der Grieb begegnet war und ernstlich um sie geworben.

Jetzt mochte der verliebte Gesell sein Glück beim Vater versucht haben, und wie ihm der trotz des armen Wolff und Herrn Peter Schlumpergers entgegenkam, das ging schon daraus hervor, daß er, der sonst alten Freunden sein Heim verschloß, es diesem Fremden weit aufthat.

Das war Barbara nicht nur unlieb, es trieb ihr das Blut vor Empörung in die Wangen.

Wie durfte der Mann, den sie so entschieden und herb abgewiesen hatte, es wagen, seine Werbung fortzusetzen? Seit der Kaiser sie liebte, fühlte sie sich himmelhoch über den armen Edelmann erhaben. Wie eine sträfliche Ungebühr empfand sie es, daß er ihrer immer noch begehrte.

Und dann?

Welche Folgen konnte der Besuch eines so stattlichen, bei seiner ungewöhnlich hohen Gestalt leicht kenntlichen Weiberhelden gerade jetzt für sie haben! Wenn er nun einem Boten des Kaisers auf der Treppe begegnete, oder wenn es bei Hofe sonst ruchbar wurde, daß sie dergleichen Besuche empfing. Wie schnell, was auch immer in Regensburg geschah, unter die Leute kam, hatte sie erst eben durch die Wollerinnen erfahren.

Die Glückseligkeit, die sie erfüllte, war so groß, daß alles sie ängstigte, was sie auch nur von fern zu berühren drohte, und so verband sich mit dem Unwillen die

Besorgnis, als sie den Vater tief erregt unterbrach und ihm in höchst untöchterlicher Weise vorwarf, weil ein prahlerischer, in der Welt herumgeworfener Fant ihm um den grauen Bart gegangen sei, vergessen zu haben, was er ihr und ihrem Leumunde schulde.

Da bemühte sich der tapfere Glaubensstreiter kleinlaut, fast demütig, sie zur Ruhe zu bringen und sie zu veranlassen, seinen Gast wenigstens nicht durch unfreundliche Worte zu kränken; sie aber wies seine Mahnungen mit trotzigem Aufbegehren zurück, und als der Werbeoffizier, der von den Wollerinnen eine gute Weile auf der Treppe zurückgehalten worden war, an die Thür pochte, schloß sie geräuschvoll den Riegel und rief dem Vater so laut zu, daß man es draußen verstehen mußte: „Und ich wiederhole es: Diesen überlästigen Herrn will ich weder sprechen noch sehen. Als er mich nächtlicherweile auf der Straße anfiel, gab ich ihm, dächt' ich, deutlich genug zu erkennen, wie ich ihm gesinnt bin. Wenn er jetzt in unser Haus dringt, so empfang Du ihn meinetwegen; denn Du hast ja hier zu gebieten. — Ich muß an ihm vorüber, weil ich auszugehen habe. Unterfängt er sich aber, mich dabei anzureden, so mag er bis zum jüngsten Tag auf Antwort warten."

Dann stieß sie den Riegel hastig zurück und eilte an Pyramus Kögel, der nicht wußte, wie ihm geschah, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, vorüber und schritt dann mit stolzer Ruhe die Treppe hinunter.

Keines Wortes mächtig, schaute der Offizier ihr nach.

Was ihn zu Barbara hinzog, war etwas ihm völlig Neues, das ihm schon seit dem letzten Tanz auf der „Neuen Wage" den Schlaf der Nächte und bei Tag die

Ruhe raubte. Mit Leib und Seele war er ihrem Zauber verfallen, und er, den sein Beruf von Stadt zu Stadt, von Land zu Land trieb, hatte sich, bevor er Barbara in der Straße angesprochen, entschlossen, dem freien, fröhlichen Leben, dessen er mit frischer Jugendlust genoß, um ihretwillen ein Ende zu machen und allen Ernstes um sie zu werben.

Ihre erste Abweisung hatte ihn keineswegs entmutigt, vielmehr war der schöne, verwöhnte Mann fest überzeugt, daß sie ihm nicht wegen seiner Ansprache, sondern wegen ihres allerdings höchst übel gewählten Schauplatzes so ungnädig begegnet war. Eine so streng sittsame Gattin konnte er, der sie später oft lange allein lassen mußte, gebrauchen.

Als er gestern gehört, daß er sie unter den Gästen Peter Schlumpergers in Prüfening finden würde, hatte er sich gegen Abend wie von ungefähr zu ihnen gesellt, und Barbara war ihm zweimal zum Tanze gefolgt.

Beim Schwäbeln hatte sie sich sogar länger als üblich seiner Führung anvertraut, und mit wie sicherem Taktgefühl, mit wie leidenschaftlicher Lust war sie in der stürmischen Erregung, die sie ergriffen, mit ihm dahingeflogen. Es war ihm, als hätte er den Schlag ihres Herzens an der eigenen Brust gefühlt, und dabei hatte er sich der Hoffnung hingegeben, es sei die neu erwachte Liebe zu ihm, die ihr die ruhige Haltung raubte.

Während der Heimkehr hatte sie sich freilich seine Begleitung verbeten, doch das war wohl geschehen, weil sie besorgte, ins Gerede mit ihm zu kommen.

Zufrieden mit seinen Erfolgen war er am nächsten Nachmittag in die Rote Hahnengasse gegangen, um seine Werbung zu erneuern. Unterwegs hatte er ihren Vater

getroffen und im „Schwarzen Bären“ an dem alten Streiter mit gutem Erfolge die Kunst erprobt, in der er als Werbeoffizier Meister geworden, andere Männer für sich zu gewinnen.

In froher Siegesgewißheit war er Blombergs Einladung gefolgt, und nun hatte er eine so unerhört demütigende Zurückweisung erfahren.

Totenbleich stand er dem Alten gegenüber.

Die Wunde, die er davongetragen, brannte so heiß und lähmte ihm so mächtig den Willen, daß der ungelenke Graubart früher eine passende Anrede fand als der gewandte, zungenfertige Menschenfänger.

„Da seht Ihr,“ begann der Kapitän, „wessen man in dieser Zeit der Unbotmäßigkeit und der Auflehnung von dem eigenen Kinde gewärtig sein muß, obgleich mein Wawerl im Glauben so fest steht wie der Turm zu Tunis, von dem ich euch erzählte. Aber traut der Erfahrung, Junker Pyramus! Leichter, viel leichter habt Ihr's, ein widerspenstig Fähnlein frisch geworbener Leute in Gehorsam zu halten, als ein Vater das Töchterlein nach dem eigenen Willen zu lenken. Denn seht! Euch ist es gestattet, geht es Euch einmal über die Hutschnur, zur Fuchtel oder, thut's not, zur Waffe zu greifen, solch einem zerbrechlichen Weibsbilde gegenüber gilt es indes in sich hineinfressen, was einen verdrießt, und verdirbt sie einem mit Maulen und Kopfhängen die Lust an Speis' und Trank, gibt man auch noch gute Worte mit in den Kauf. Wenigstens mit Jammern und Weinen, wie manche andere, verschont mich die meine, dafür aber ist es leichter, Eisen zu brechen als ihren Starrsinn, wenn sie anders will als derjenige, dem sie doch wegen des vierten Gebots . . .“

Bis dahin war Pyramus Kögel ihm stumm mit beiden Händen auf dem weiten Korbgriff seines langen Raufdegens gefolgt.

Jetzt unterbrach er den Kapitän mit dem Rufe: „Eisen gegen Eisen, Herr Kamerad! Ins Feuer damit und den Hammer geschwungen! Dann wird sich's schon biegen. Es gehört dazu nur der rechte Mann, und ich kenn' ihn. Wär' es nicht schade um dies wonnesame Geschöpf, ich lachte solcher Kränkung und zöge meines Weges. Aber so! Mein Gedächtnis ist gut, und es gereicht ihm wohl, denk' ich, zur Lust, einer so ausbündigen Schönheit und kunstreichen Nachtigall zu gedenken. Das soll denn auch geschehen, bis die Reihe an mich kommt. In meinem Amte glückt es nicht immer auf den ersten Schlag, wen ich aber einmal ins Auge faßte, der kommt doch auf die Rolle, und für Euer holdseliges, widerspenstiges Töchterlein halte ich den obersten Platz frei. Wir sehen uns wieder, Herr Kapitän, und auch mit der ungnädigen Jungfrau Tochter hab' ich das letzte Wort noch nicht gesprochen."

Damit bot er Blomberg die Hand, und nach kurzem Zaudern reichte ihm dieser die seine.

Dem furchtlosen Türkenfresser war bange bei den rätselhaften Verheißungen des Werbeoffiziers, doch verbot ihm das gute Herz, zu der bittern Kränkung, die diesem Manne durch seine Tochter angethan worden war, eine neue zu fügen. Dazu hatte der stattliche, frische, weit umher gekommene Offizier, der ihm an Größe und Schulterbreite wenig nachstand, ihm besonders wohlgefallen, und als er die Treppe hinunterstieg, dachte er im stillen: Dem Wawerl geschäh' es schon recht, wenn der da mit ihrem Trotz, ihren Sprüngen und Launen aufräumen wollte.

Doch schnell gebot er diesem Wunsche Schweigen; denn nicht allzu oft ließ sie dem Eigenwillen die Zügel so frei schießen wie vorhin, und was unlöblich an ihr war, das hatte die Mutter auf sie vererbt. Im Grunde war sie doch ein braves Mädchen, und wie viel Genuß und Gnade trugen ihre schönen Gaben ihr ein, wie viel Ehre widerfuhr auch ihm und seinem alten guten Namen durch dies seltene Kind.

Dabei kannte er das neue Gute noch gar nicht, das er ihr schon in der nächsten Stunde zu verdanken haben sollte.

Bevor Barbara heimgekehrt war, erschien nämlich der Zahlmeister der kaiserlichen und königlichen Musiker bei ihm und überbrachte ihm im Auftrage der Frau Statthalterin die Goldrolle, von der Barbara ihm gesprochen, „für geleistete Dienste im Knabenchore Ihrer Majestät der Frau Königin Marie“.

Im Namen seiner Tochter mußte er den Empfang bescheinigen, und als der behäbige Niederländer, der sich auch auf deutsch verständlich zu machen verstand, sich bei ihm erkundigte, wo man in Regensburg einen guten Schluck Wein oder Bier fände, war er bereit, seine Führung zu übernehmen.

Dank der reichen Gaben seiner Tochter brauchte er heute den Stichel nicht mehr zu führen und durfte sich zum zweitenmale etwas Besonderes vergönnen.

Als er zu guter Stunde heimkehrte, erfuhr er von der einäugigen Magd, Barbara sei zu der Königin von Ungarn berufen worden, um zu singen.

Müde, wie er war, begab er sich zur Ruhe, und bald darauf trat das Mädchen in seine Kammer, um ihm „gute Nacht“ zu sagen.

Die Frau Königin war sehr gnädig gewesen und hatte dann nach dem Gesange hunderterlei von ihr zu wissen begehrt: Wer ihr Gesangmeister gewesen, wie es um ihre Religion stehe, ob ihre Mutter noch lebe, was ihr Vater treibe, ob er auch gegen die Türken, die Mörder ihres Gemahls, das Schwert gezogen habe, ob sie im Reiten geübt sei und endlich, ob sie es auch im Sommer in der engen städtischen Gasse aushalten müsse.

Da hatte Barbara erwidern können, daß die Wollers sie hin und wieder auf ihren Landsitz bei Abbach lüden, und geflissentlich hinzugefügt, sie wären ihre nächsten Verwandten, denen die „Arche" gehöre, das sehr große, vornehme Geschlechterhaus, das dem „Goldenen Kreuze" und den Fenstern Ihrer Majestät gerade gegenüber liege. Auch bei ihrem Oheim Wolfgang Lorberer, der zu Landshut mit an der Spitze des Gemeinwesens stehe, sei sie öfter zu Gast gewesen.

Es hatte ihr wohlgethan, sich dieser ansehnlichen Blutsfreunde zu rühmen.

Dann war sie noch befragt worden, ob sie sich wohl entschließen könnte, den Vater auf einige Zeit zu verlassen, um mit der alten Marquise Leria, die sie ja kenne und die ganz voll sei von der Schönheit ihres Gesanges, aufs Land zu ziehen.

Der Arzt wünsche die kränkliche Hofdame aus der Stadtluft zu entfernen. Als Begleiterin hätte sie Barbara ins Auge gefaßt.

Hier stockte das Mädchen und frug dann den Vater leichthin, was er zu diesem Vorschlage meine.

Da Blomberg nun den Namen Leria als einen der allervornehmsten kannte und ihm in der Zukunft mancherlei

winkte, wobei Barbaras Anwesenheit nur hinderlich gewesen wäre, überließ er es ihr, die Entscheidung zu treffen.

Im „Schwarzen Bären“ war er durch Pyramus Kögel mit allerlei Kriegsmännern bekannt geworden, die in den gleichen Reihen mit ihm gekämpft: gute Katholiken und kampflustige Gesellen, die hier auf den Ausbruch des Krieges gegen die Schmalkaldner warteten. Wie prachtvolle Stunden konnte der Verkehr mit ihnen bringen, wenn Barbara für die nächste Zeit versorgt war und nun er selbst die Heller nicht mehr ängstlich zu schonen brauchte.

Er war aber auch noch auf etwas anderes, weit Größeres verfallen; denn die kriegerischen Gespräche hatten auf ihn gewirkt wie die Trompete auf das Schlachtroß am Pfluge.

Vollen Lebensgenuß hatte er immer nur im Kriege, im Angesicht des Todes, beim Einhauen gefunden, — und er fühlte sich noch keineswegs zu alt, um sich im Sattel zu behaupten und sein Reiterfähnlein zum Angriff zu führen. Darin irrte er nicht, und dazu hatte ihm nicht nur der Werbeoffizier, sondern auch der alte narbige Hauptmann, den sie den kleinen Görgl nannten, versichert, dem Kaiser würde jeder bewährte, tapfere Mann, auch wenn er noch älter wäre als er, willkommen sein, sobald der Krieg nur erst erklärt sei.

Dabei lag ihm auch Pyramus Kögel fortwährend im Sinn, und er hielt es für seine Pflicht, Barbara endlich von ihrem unziemlichen Verhalten gegen diesen weidlichen Mann zu sprechen.

Seit sie bei ihm eingetreten war, hatte er beabsichtigt, sie deswegen zur Rede zu stellen; aber, wenn er es sich

auch nicht selbst eingestand, fürchtete der alte Kriegsheld sich doch vor der scharfen Widerstandskraft der Tochter.

Trotzdem durfte er diesmal nicht schweigen; denn was sie sich herausgenommen hatte, ging gar zu weit über das Ziemliche hinaus.

So faßte er denn Mut, und mit einem: „Was ich noch sagen wollte," begann er des fürtrefflichen Offiziers, den er in sein Haus geführt, zu gedenken.

Dann räusperte er sich, richtete sich höher auf und frug mit erhobener Stimme, wie sie sich hätte unterfangen können, diesen wackern Edelmann mit so unerhört hoffärtigen und beleidigenden Worten zu überfallen.

Doch er sollte vergebens auf Antwort warten; denn mit der kurzen Erklärung, sie sei nicht gekommen, um sich wie ein Schulkind zurechtweisen zu lassen, warf sie die Thür hinter sich zu. Gleich darauf aber öffnete sie sie noch einmal und rief dem alten Herrn mit einem freundlichen „Nichts für ungut, Herr Vater," eine nicht minder freundliche „Gute Nacht" zu.

Dann begab sie sich in ihre Kammer; im Schlafgemach der alten Ursel aber wurde zur nämlichen Stunde wie in der vergangenen Nacht ein ähnliches Gespräch laut wie gestern.

Die Einäugige wies auf die Ratten, die ins Haus gedrungen waren, und die Kranke wiederholte ungläubig „die Ratten!?" und dachte sich darauf mit vorsichtiger Rücksichtnahme stillschweigend das Ihre.

Achtzehntes Kapitel.

Die Königin von Ungarn war gestern abend heimgekehrt und hatte Barbara für den nächsten Mittag in das „Goldene Kreuz" bestellt, um dort mit dem Knabenchore zu singen.

Als der Haushofmeister Quijada um elf Uhr, ihrem Befehl gehorsam, bei ihr eintrat, rief sie ihm entgegen: „Wunder, Luis, große Wunder in dieser gottvergessenen Zeit. Eben komme ich von Seiner Majestät, und womit fand ich ihn beschäftigt? Mit Meister Gombert sah er Noten durch — natürlich für eine weibliche Stimme. Dabei schaute er drein, als hätte er eben den Türken und Franzosen auf einmal geschlagen. Und die Gicht! Nächstens tanzt er noch den Hoppedei mit den Bauern."

„Vorgestern überraschte er uns sogar mit Atlasschuhen an den Füßen," bemerkte Quijada. „Darf ich zu der in der That zauberhaften Wirkung der Arznei Eurer Majestät gratuliren?"

„Immer tapfer drauf los, wenn's Euch ansteht," rief die Königin heiter. „Nur regneten wohl auch etliche wirksame Tropfen von anderswoher mit in das Tränklein. Aber wie vernagelt einfältig Ihr aussehen könnt, wenn

Ihr Euch unwissend stellt, Luis! In diesem Falle braucht Ihr Euch indes den Atem nicht von der Maske beklemmen zu lassen. Meine Reverenz vor Eurer männlichen Verschwiegenheit; — doch warum mischte mein weltkluger Herr Bruder einen Unterrock mit in diese heikle Geschichte, wenn er sie verborgen halten will?"

„Die Marquise Leria," rief der Haushofmeister und zuckte wie gegenüber einem unabwendbaren Mißgeschick ärgerlich die Achseln.

„Die Seniorin meiner Hofdamen," bestätigte die Statthalterin diese Vermutung. „Spendet nur übrigens schnell eine stattliche Kerze, weil sie es ist und keine andere. Dies Lächeln könntet Ihr Euch sparen; denn ich kenne sie besser als Ihr. Hätte sie noch so viele Zähne wie Untugenden, sie könnte froh sein; aber eine vortreffliche Eigenschaft mischt sich bei ihr doch mit unter die üblen."

„Und die hieße?" frug Quijada, als hielte er eine befriedigende Antwort für unmöglich.

„Verschwiegenheit," entgegnete die Königin bestimmt. „Wie ein Geizhals sein Geld, behält sie bei sich, was sie erlauschte."

„Um es, kommt der günstige Augenblick, zu verwerten," bemerkte der Haushofmeister. „Auch wollen Eure Majestät mir die Bemerkung gestatten, daß, wenn die Marquise jetzt schon verriet, was verborgen bleiben sollte . . ."

„Es mit ihrer gerühmten Verschwiegenheit nicht weit her sein kann, denkt Ihr," fiel ihm die Königin ins Wort. „Aber Gerechtigkeit für alle, mein schöner Herr. Einstweilen steht sie noch in meinem Dienst und in dem keines andern. Wes Brot ich esse, des Lied ich singe — was in diesem Falle bedeutet: dessen Geheimnis bewahr'

ich und dem trag' ich auch zu, was mir kund wird. Diesmal ist ihr übrigens auch der Verratene zu Dank verpflichtet; denn Ihr wißt, wie schlecht es mit seinen Gehwerkzeugen bestellt ist, und sie ebnet ihm aufs gefälligste die Wege. — Ich sage Euch, Luis, alle Achtung vor Seiner Majestät als Feldherr und Staatsmann; im Intriguenscharmützel aber haut diese Frau euch allesamt in die Pfanne. Was ihr alter Kopf an Ränken ausdenkt, daran ist kein Fehl und kein Makel. Die Räder greifen in einander wie in der besten Nürnberger Uhr des Kaisers. Ich will ihrer Drehung noch zuschauen, bevor ich aufbreche; denn, daß Ihr's wißt — morgen früh geht es — dank den hohen Heiligen — fort nach Brüssel."

„O," rief Quijada mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns; die Statthalterin aber versicherte ernster: „Es gibt jetzt kein Halten mehr, Luis. Mag es Euch auch unwahrscheinlich klingen, daß mich etwas stärker in die Niederlande zurückzieht als das Verlangen nach freier Bewegung, nach einem wackern Ritte durch den Forst und nach dem Weidwerk, das mir den schalen Lebensbrei salzt, so dürft Ihr doch daran glauben."

„Geschäfte?" frug der Haushofmeister gespannt.

Da nickte die Königin ihm bejahend zu und fuhr lebhaft fort: „So wichtige sogar, daß Seine Majestät mir selbst auf die Seele band, den Aufbruch zu beschleunigen. Sein Eifer sah übrigens einem derben Winke nach der Thür hin so ähnlich wie ein faules Ei dem andern; denn unter gewissen Umständen sieht der zärtliche Bruder die teure Schwester am liebsten aus möglichst weiter Ferne. Wär' ich eigensinniger, als ich bin, jetzt bliebe ich gerade; doch es handelt sich wirklich in den

Niederlanden um unaufschiebbare Dinge, und die Art seines Abschieds bewies mir deutlich genug, daß er meiner nicht mehr bedarf. — Gütiger Himmel! Als wir beide uns gestern trennten, graute mir vor dem Unwillen Seiner Majestät. Im Stich gelassen hatte ich ihn, um der eigenen Leidenschaft in Busch und Wald zu fröhnen. Ueber die bewilligte Zeit hinaus war ich ausgeblieben, und so bald wie möglich auf meinen Posten in Brüssel zurückzukehren, auf Biegen oder Brechen, beschlossene Sache. Als ich hier eintritt, war mir's wahrhaftig, als ging' es in die Höhle des Löwen. Am liebsten hätte ich heimlich das Hasenpanier ergriffen. Aber dann kam Wunder auf Wunder. Wißt Ihr was, Luis? Oft schon folgte meinen leichtfertigsten Handlungen das allererfreulichste Schönste."

„Weil wohl auch die wenigst besonnenen Thaten Eurer Majestät," bemerkte Quijada, „immer noch eines bescheidenen Lohnes würdig sind, und weil es ja neben den himmlischen auch weniger achtbaren Mächten zusteht, sich in die Dinge dieser Welt zu mischen."

„Daß Euch!" rief hier die Königin, überrascht von diesem Einfall. „Vielleicht hat der Höllenfürst in der That sein Vergnügen an diesem Handel und dankt mir als billig denkender Teufel. Eins ist gewiß. Was eine Frau in meinen Jahren ihrer Tochter oder — hat sie keine — ihrer jungen Nichte nicht erzählen möchte, davon sollte sie die Hand lassen. Mir ist auch nicht recht wohl bei dem allen, und dennoch, Luis, dennoch . . . Wir dürfen uns dieses Liebeshandels freuen, nicht nur für uns, sondern auch für Seine Majestät. Auch de Soto, ich weiß es, findet sich mit ihm ab, ja es scheint, als sähe er in diesem späten Aufflammen eines scheinbar

völlig ausgeglühten Herzens ein Gnadengeschenk des Himmels."

„Woher diese Leidenschaft auch stammt," bemerkte hier Quijada, „wenigstens der Stimmung Seiner Majestät scheint sie in der That gut zu bekommen. Man sagt dem Teufel ja nach, er beabsichtige Böses und bewirke doch häufig Gutes, und ist diese späte, sehr zärtliche Neigung ein Höllengeschenk, so bereitet sie trotzdem unserem Herrn unerwartete und deswegen um so köstlichere Freuden."

„Denen auch noch zu gute kommt, daß sie zu den schwer zu billigenden oder gar zu den verbotenen gehören," unterbrach ihn die Statthalterin lebhaft. „Aber gleichviel! Wohl dem, dem am Beginn des Lebensabends die Sonne der Liebe den Weg noch einmal so hell bescheint. Im Staatsdienste und auf der Jagd verlernte ich doch nicht ganz und gar das Schwärmen. Wer einmal richtig jung war, dem bleibt dieser Vorzug treu, und ich, Luis, bin es gewesen. Darum könnt' ich den teuren Herrn Bruder, den ich gestern noch so redlich beklagte, heute nicht weniger aufrichtig beneiden. Die Freude ist doch das Beste am Leben, und wer spendete sie sicherer und freigebiger als der kleine geflügelte Gott. Wohl meinem Karl, daß es ihm noch einmal vergönnt ist, aus dem Becher der Glückseligkeit zu trinken! Nur zu bald — ich weiß es — zieht er ihn wieder mit eigener Hand fort von den Lippen, und wär' es nur, weil das selbstquälerische Blut, der asketische Zug, der sich immer mächtiger in ihm regt, ihm jeden Genuß, dem er sich länger hingibt, verleidet und zur sündigen Pflichtvergessenheit stempelt. Hoffen wir, daß er an diesem neuen Glücke nicht allzu kurz festhält. Uns allen käme es mit zu gute. Was er sonst nur

nach langem Zaudern und Grübeln und mit manchem Abzug mir möglicherweise bewilligt hätte, das gewährte er heute nach der Messe lachenden Mundes. Die Liebe erweitert eben das Herz und vergrößert zugleich die Gesinnung, zumal wenn sie nicht allzu traurig fehlgriff; diese Barbara Blomberg aber ist eine Evatochter, an der die Völkermutter, wenn sie ihr von ungefähr begegnete, ihre Freude hätte. Eine deutsche Venus, die ich Meister Tizian als Modell schicken möchte. Und diese Stimme, und das unerhörte Glück, gerade hier solchen Lehrmeister zu finden! Appenzelder und Gombert sind voll ihres Lobes. Alle Wetter! Wie sie gestern abend sang — es war, um Tote zu erwecken. Nachher nahm ich sie ein wenig beiseite."

„Und Eure Majestät erwies ihr die Ehre, ihr auf den Zahn zu fühlen?" frug der Haushofmeister.

„Auf den Zahn?" fiel ihm die Statthalterin ins Wort. „Es hätte sich der Mühe verlohnt; denn was ihr zwischen den roten Lippen hervorblitzt, ist tadellos rein und von zierlichster Bildung. Aber ich that noch viel mehr; denn Herz und Nieren prüfte ich dem Mädchen."

„Und das Ergebnis?"

„Hm!" machte die Königin. „Recht günstig. Aber nein! Wenn ich ehrlich sein soll, so sagt das zu wenig. Sehr, überraschend gut bestand sie. Nichts weniger als beschränkt, nein, von so schnellen Begriffen, daß sie sicher sein kann, die Ungeduld Seiner Majestät nicht zu stark auf die Probe zu stellen. Gar nicht üble Manieren für eine Deutsche; was aber die Hauptsache ist: fromm, felsenfest im Glauben und glühend im Haß gegen die Feinde der heiligen Kirche. Meine Hand ins Feuer. Echt

wie der Diamant hier im Ringe ist das alles, und so wäre der weiße Rabe denn fertig. Daß sie Kaiser Karl Liebe für Liebe gab, befleckt ihr keineswegs das Gefieder. In meinen Augen glänzt es nur heller, seit ein Großer wie er ihr gestattet, den erhabenen Flug, wenn auch nur auf eine kurze Strecke, mit ihm zu teilen. Ein seltener Vogel ist diese Barbara gewiß. Aber auf der Jagd und als Regent eines unruhigen Volkes schärft sich einem das Auge —"

„Und nun," rief Quijada, „kommt das ‚Aber'."

„Es kommt," entgegnete die Statthalterin fest, „und gerade Euch will ich es zeigen. Die Fährte nur fand ich; Ihr aber, Luis, behaltet sie als tüchtiger Weidmann und als fürsorgender Freund Seiner Majestät scharf im Auge. Eigenwillig bis zum Trotz ist dieses Mädchen, eitel und von ungewöhnlichem Ehrgeiz."

„Den Eigenwillen," bemerkte der Haushofmeister, „bewies sie uns schon."

„Als sie das Roß herumriß, um Euch zu entfliehen?" frug die Königin. „Aber das war ihr gutes, ihr allerbestes Recht. Welch ein unbesonnenes, rücksichtsloses Männervorhaben, ein weibliches Wesen frisch weg von einem Ritt in die Gesellschaft von Herren, zum Gesang und vor den Kaiser zu führen! Was die Eitelkeit angeht, so hält sie mich auch nicht allzu lange auf. Wenn sie fehlte, wäre es noch schlimmer. Ein rechtes Weib ist ohne sie überhaupt gar nicht denkbar. Man nannte sie den Stolz auf Vorzüge, die wir nicht besitzen, doch sie kann auch nur bezwecken, vorhandene Reize in ein helleres Licht zu stellen, und das erwarte ich von dieser Schönen. Weiß sie sich dabei vor Uebertreibung zu hüten,

so wird man es gern hingehen lassen. Der Ehrgeiz aber, Luis, aus ihm können Gefahren erwachsen. Fängt er an, sich allzu begehrlich zu regen, dann mögt Ihr Eures Wächteramtes gedenken, dann stoßt ins Horn und schickt ihr die Meute entgegen."

„An mir soll's schon um des Herrn willen nicht fehlen," versicherte Quijada. „Was sie selbst angeht, so gehört sie zu den Frauen, deren Schönheit ich anerkenne, die mich aber gleichgiltig lassen. Die bescheidenere Art sagt mir mehr zu."

„Ihr denkt an Doña Magdalena de Ulloa," bemerkte die Königin, „Ihr armer, vielgetreuer Witwer bei Lebzeiten der holdseligsten Gemahlin. Dieser Deutschen sieht sie allerdings so wenig ähnlich . . ."

„Daß ich Eure Majestät unterthänigst ersuche," unterbrach sie Quijada mit vornehmer Entschiedenheit, „diese beiden Frauen, auch nicht als Gegensätze, neben einander zu stellen."

„Brr!" machte die Statthalterin und streckte Quijada die Hände abwehrend entgegen. „Aber Ihr gefallt mir so, Luis. Der echte Kastilier! Lassen wir also Doña Magdalena in ihrem Villagarcia ruhen und gestattet mir nur, die Selbstentäußerung der edlen Frau zu bewundern, die einem Gemahl von Eurer Art so lange Urlaub erteilt. Was die Regensburgerin angeht . . ."

„So verlangt mich wohl zu wissen," begann Quijada diesmal in unterwürfigem Tone, „an welchen Anzeichen der Scharfblick Eurer Majestät den Ehrgeiz dieses jungen Geschöpfes erkannte."

„Das ist bald gesagt," entgegnete die Statthalterin freundlich. „Sie hob ihre ansehnliche Verwandtschaft hier

in der Stadt und in Landshut eifrig hervor, und als ich ihr riet, der Marquise, die doch immerhin eine leidlich vornehme und daneben ganz gewiß eine alte Dame ist, vor deren grauem Haupte die Schrift aufzustehen gebietet, mit einiger Reverenz zu begegnen, da umspielte ihr ein Etwas die Lippen — frisch sind sie zum Küssen — ein Etwas, wofür sich das rechte Wort nicht allzu leicht findet. Ein Gemisch von Widerwillen, Selbstüberhebung und Auflehnung war es. Wenige Augenblicke gönnte sie ihm Raum in dem schönen Gesichte, aber es bot mir Grund genug, Euch ans Herz zu legen, den Kranichruf zu erheben, wenn die späte Neigung Seine Majestät willfähriger machen sollte, als gut ist."

„Der Gewarnte läßt sich gesagt sein, was die voraussehende Weisheit ihm einschärft," versicherte der Haushofmeister mit der Hand auf dem Herzen. „Kenn' ich aber Seine Majestät recht, so wird sein starkes und wohl berechtigtes kaiserliches Hoheitsgefühl meine aufmerksame Sorge unnötig machen. Der Augenblick, in dem die Sängerin es anrührt, bereitet der Neigung meines Herrn ein jähes Ende."

Da schüttelte die Königin den Kopf und sagte bedenklich: „Wenn Ihr nur die Macht des blinden Amorknaben nicht unterschätzt! Aber eine gewisse Berechtigung muß Eurer Voraussetzung allerdings zuerkannt werden."

Dabei trat sie ans Fenster und sagte: „Da verläßt Karlowitz, der Minister des Herzogs Moritz von Sachsen, das Haus. Er sieht vergnügt aus, und wenn er handelseins ward mit dem Bischof von Arras, so kommt auch das der guten Stimmung Seiner Majestät zu gute ..."

„Und damit uns allen," rief Quijada und schlug an

den Schwertgriff. „Steht dieser junge, schneidige Fürst mit seiner kriegerischen Tüchtigkeit und seiner Streitmacht zu uns — ja dann . . .“

„Dann kommt es zum Kriege,“ fiel hier die Königin ergänzend ein, „dann gibt es großen Jubel unter Euch jüngeren, streitlustigen Kastiliern! Was gelten euch die Thränen der Mütter und das Blut der Gatten und Söhne? In vollen Strömen wird beides fließen, und wenn uns der Sieg auch so gewiß wäre, wie er es nicht ist — was wird der Gewinn sein?“

„Der Triumph, die wieder hergestellte Einheit der heiligen Kirche,“ rief Quijada begeistert.

„Für sie bete ich täglich,“ versicherte die Statthalterin. „Gelang es euch aber wirklich, einen vollkommenen Sieg zu erfechten, gehört wieder jede Kirche in Stadt und Land dem alleinseligmachenden Bekenntnis, dann sehe ich sie dennoch ihrer heiligen Bestimmung entzogen; denn sie werden leer stehen, weil diejenigen dann auf den Schlachtfeldern still liegen, die eher zu sterben als ihrem Irrwahn abzuschwören gewillt sind.“

„Mögen sie dort faulen,“ rief der Spanier. „Doch wir kämpfen nicht nur für heute und morgen. Neue Generationen füllen doch wieder Kirchen und Kapellen. Wir setzen den letzten Tropfen Blut daran, um es dahin zu bringen — und wie ich denkt jeder echte Kastilier.“

„Ich weiß,“ seufzte die Statthalterin, „und tauben Ohren predigen ist nicht meine Sache. Nur dies noch: Wißt Ihr, daß Seine Majestät vorhin zu dem Anerbieten der Leria die Zustimmung erteilte?“

„Nein; doch ich wäre Euer Gnaden zu großem Danke verpflichtet . . .“

„So hört denn,“ unterbrach die Königin ihn eilig. „In der Vorstadt Prebrunn hier steht in einem großen Garten das saubere Schlößchen des Fürstpropstes von Berchtesgaden — nicht das andere, mein' ich, das dem wackern Trainer gehört, auf dessen Revier wir im April einmal jagten und das hier schlechthin das ‚Schlößl‘ genannt wird. Der ehrwürdige Besitzer bot es Seiner Majestät an, um einem hohen Gast darin Herberge zu geben. Jetzt soll es die Marquise beziehen, weil ländliche Luft ihr wohlthun würde. Dort stellt die Sängerin sich unter ihren mütterlichen Schutz. Ihr kennt die große Sänfte der Leria, die unterwegs die beiden starken Maultiere trugen, die Ruy Gomez — was benützt man nicht alles, um Ohren zu schärfen — ihr schenkte. Die schwarze Arche mit dem Wappen der Lerias und der Herzoge von Rency hinten, vorn und an beiden Seiten ist hier wohl bekannt. Die Buben liefen dem Ungetüm anfänglich nach. Jetzt gewöhnten sie sich an das Ding und beachten es nicht mehr. Aber bequem ist es, und es läßt sich auch öffnen. Bedient die Alte sich der Sänfte, wird das Verdeck fehlen, und die Leute werden sie sehen; ist sie verschlossen, kann auch der Scharfsichtigste nicht gewahren, wer sie benützt. Will Seine Majestät nun nach Prebrunn hinaus und hierher zurück, so bedient er sich der Sänfte und kommt ungesehen, auch wenn der Fuß ihn schmerzt, an sein schönes Ziel. Das Mädchen willigte gestern ein, mit der Marquise hinaus zu ziehen, und gleich nachher wird es Eure Pflicht sein, unter Beistand Meister Adrians für die Einrichtung des Schlößchens zu sorgen. Ich werde Euch helfen. Das Nähere hört Ihr von Seiner Majestät. Die Marquise führt Barbara sogleich in eigener Person

in die Kapelle, wo der Chor nachher singt. Man soll sich gewöhnen, die beiden zusammen zu sehen und zu nennen. Was hieltet Ihr von einem Allianzwappen der Leria und Blomberg? Sehe ich recht, will die Alte sich das Mädchen zu einem nützlichen Werkzeuge erziehen."

„Und wenn das Instrument ihr dabei die Finger zerschneidet," versicherte Quijada, „mir soll es recht sein."

„Und mir!" lachte die Königin.

Dann verabschiedete sie den Haushofmeister, und um weniges später ließ sich in der Kapelle heller Gesang vernehmen.

Auch der Kaiser hörte ihm zu, nachdem er das Mahl beendet.

Wie verzückt lauschte er Barbara, als sie in der fünfstimmigen Hobrechtschen Motette „Salve crux arbor vitae" in das erhabene „O crux lignum triumphale" die Stimme mit solcher Kraft und solcher Fülle der frommen Andacht erhob, wie er es noch nie beim Vortrag dieser gewaltigen Komposition vernommen.

Der kleine Malteser Hannibal hielt sich wieder wacker, und in einem der Duos im zweiten Teile konnte auch der Kölner Johannes sich als genesen bewähren.

Sein junger Leidensgenosse war gleichfalls ohne Schaden davon gekommen.

Auch Appenzelder zeigte sich voll befriedigt von der Leistung Barbaras.

Etwas Neues, aus der tiefsten Tiefe der Seele dringendes Gewaltiges, eine Leidenschaft der frommen Erhebung, war ihm aus ihrer Stimme entgegen geklungen, die er bei den ersten Proben nicht wahrgenommen hatte. Ihre

Kunst schien ihm unter seinen Augen wie eine Wunderpflanze zu wachsen, und der stille, zurückhaltende Mann äußerte seine Freude so deutlich, daß der Kaiser ihm winkte und ihn nach seiner Meinung über die Leistungen der Sängerin befragte.

Da gab er mit rückhaltloser Wärme zu erkennen, was ihm das redliche Herz erfüllte; der Monarch aber hörte ihm beistimmend zu und zog sich einen kostbaren Ring vom Finger, um ihn dem „Entdecker" dieses herrlichen Kleinodes zu reichen.

Zwar lehnte der Chormeister diesen Ehrennamen ab, um ihn dem Kavalier Hartschwert zuzusprechen, der Kaiser aber erklärte, ihm auch für manches andere erkenntlich zu sein, und befahl dann, die goldene Kette, die ihm längst zugedacht sei, für Meister Gombert zu bringen.

Nach diesen Gnadenbeweisen, die die Anwesenden in das größte Erstaunen versetzten, da der Kaiser solchen Regungen der Großmut nur noch äußerst selten nachgab, suchte der Monarch das Auge Barbaras, und sein Blick schien ihr zu sagen: „Um Deinetwillen, Geliebte. So werden diejenigen belohnt, die es um Dich verdienten."

Zuletzt sprach er sie auch an und that es geflissentlich mit erhobener Stimme.

Wort für Wort war bestimmt, von jedermann vernommen zu werden, auch die Mitteilung, er wünsche ihren Vater kennen zu lernen, dessen er sich als eines tapferen Kriegskameraden erinnere. Barbara würde ihn verbinden, wenn sie ihn auf heute nachmittag zu ihm beschiede. Es sei seine Pflicht, dem Manne zu danken, durch dessen Tochter ihm so edle Genüsse zu teil würden.

Neunzehntes Kapitel.

Um weniges später unternahm Kaiser Karl in Gesellschaft der Königin von Ungarn und anderer Herren und Damen zum erstenmal nach langer Zeit einen Ritt ins Freie.

Die Passionswoche hatte er seiner Gewohnheit gemäß im Kloster zugebracht. Ostern war auf den spätesten Termin am fünfundzwanzigsten April gefallen, und als er den Mönchen Lebewohl sagte, hatte ihn die Gicht schon wieder befallen.

Wie erlöst trabte er jetzt ins Freie und Grüne, und der jüngere Granvella hatte ihn, so lange er in seinem Dienste stand, nicht so heiter und unbefangen gesehen. Er konnte sich jetzt vergegenwärtigen, was ihm der Vater von den besseren Tagen Seiner Majestät, seiner rüstigen Manneskraft und frischen Daseinsfreude erzählte.

Freilich schien auch die Zeit der Sorgen mit den Nachrichten vorüber zu sein, die gestern und heute morgen auf dem Gebiet der Politik eingetroffen waren; denn Herr von Karlowitz, der Minister des Herzogs Moritz von Sachsen, hatte seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, dieser thatendurstige junge Monarch werde sich für die Trennung von

den anderen protestantischen Fürsten und für ein Bündnis mit dem Kaiser gewinnen lassen, zumal es Seiner Majestät fern liege, in den Krieg, der bevorstand, Angelegenheiten des Glaubens zu mischen.

Auch aus Valladolid waren Depeschen von Don Philipp, dem Erstgeborenen des Kaisers, angelangt, die dem Herrscher zur höchsten Befriedigung gereichten. Kam es zum Kriege gegen die Schmalkaldener, die verbündeten Evangelischen Deutschlands, so war Spanien, das man in diesem Feldzuge einen Religionskrieg zu sehen gelehrt, bereit, Karl mit großen Subsidien an Geld und Kriegsvolk zur Seite zu stehen.

Endlich schien es, als sollten zwei Verlöbnisse zu stande kommen, die die Staatskunst des Kaisers zu unterstützen verhießen. Zwei seiner Nichten, Töchter seines Bruders Ferdinand, sahen der Ehe entgegen, die eine mit dem Thronfolger von Bayern, die andere mit dem Herzog von Cleve.

Zugleich mit seiner Genesung kam ihm so viel Erfreuliches zu, und sein allem Mystischen geneigter Sinn hielt dies für ein Zeichen, daß dem Himmel sein spätes Liebesglück genehm war.

Granvella schrieb der unerwartet schnellen Genesung des Kaisers, den günstigen politischen Nachrichten und vielleicht auch der Musik, die er selbst als eifriger Kunstfreund liebte, die glückliche Wandlung zu, die mit der verdüsterten Seele des Herrschers vorgegangen war. Nach weiteren Ursachen brauchte er, der sonst auch das Allerkleinste nicht unberücksichtigt ließ, wo er den Beweggründen schwer erklärlicher Vorgänge auf die Spur zu kommen wünschte, nicht zu suchen.

Unterwegs wurde Barbaras nicht gedacht, im „Goldenen Kreuz“ aber sollte dem alles durchschauenden jungen Meister der Staatskunst deutlich werden, daß auch seinem Scharfblick etwas höchst Bedeutsames entgehen konnte.

Während er nämlich im Gemache des Monarchen, der sich in das Schlafzimmer begeben hatte, allein mit dem Haushofmeister Malfalconnet auf die Rückkehr Karls wartete und dem Baron gegenüber in fesselnder Weise die Gründe zusammenfaßte, die die merkwürdige Verjüngung Seiner Majestät bewirkten, zeigte ihm jener, daß er, Granvella, kurzsichtig genug gewesen war, die allermächtigste Einwirkung zu übersehen.

Das wäre dem Staatsmanne verdrießlich erschienen, wenn ihn nicht die Erwägung, wie dieser unerwartete Umstand zu seinen eigenen und daneben auch zu Gunsten des Herrn, dem er mit aller Hingabe diente, auszubeuten sei, voll in Anspruch genommen hätte.

Malfalconnet war zwar weder von Karl selbst, noch von einem andern männlichen Mitgliede des Hofes ins Vertrauen gezogen worden, er wußte aber dennoch um alles; denn wenn die Marquise de Leria den Ruf der Verschwiegenheit auch wohl verdiente, wußte sie doch gegenüber ihrem heitern Landsmanne die Zunge nicht genügend im Zaum zu halten. Was sie erlauschte, gelang ihm mit listiger Liebenswürdigkeit von ihr zu erkunden, und auch diesmal war es ihm geglückt.

Bald nachdem auch der Kaiser wieder erschienen war, wurden einige Gesandte empfangen. Dann meldete der Kammerherr de Praet den Kapitän Blomberg.

In voller Rüstung betrat er das Gemach.

Ueber dem blanken Panzer, den er selbst mit aller

Sorgfalt geputzt hatte, trug er die etwas verschossene Schärpe und an der Linken sein langes Schlachtschwert.

Stattlich genug sah er aus, und sein gravitätisch altmodisches, dabei echt kriegerhaftes Benehmen stand dem greisen Haudegen vortrefflich.

Mit der derben Freundlichkeit, die Kaiser Karl das Herz der Kriegsgefährten, zu denen er sich herabließ, so leicht gewann, redete er auch mit dem Vater der Geliebten.

Dies und das mußte Blomberg ihm berichten, und der Alte schaute ihm mit ehrlichem Erstaunen und aufrichtigem Entzücken ins Antlitz, wenn er die Namen von Orten und Personen ergänzte, die ihm selbst aus dem schwachen Gedächtnis entschwunden waren.

Das Lob seiner Tochter nahm er schmunzelnd und mit der bescheidenen Bemerkung hin: „Ein liebes, herzensgutes Kind ist sie gewiß, und was die Stimme angeht, mag es wohl welche geben, die man weniger gern hört; — doch, Majestät, — die der Nachtigall, die die festen Mauern niederreißt, klingt mir doch schöner.“

Der Kaiser wußte, daß die deutschen Kanoniere ihre Geschütze mit dem Namen „Nachtigall“ belegten, und freute sich dieses Vergleiches.

Während er aber noch heiter mit dem alten Krieger verkehrte, der in der That bei mancher Gelegenheit einen wahren Löwenmut bewiesen hatte, überbrachte Graf Büren eine neue Depesche und bemerkte dazu, leider sei der Bote, ein junger spanischer Edler, dicht vor der Stadt gestürzt und liege mit einem Beinbruche darnieder.

Aufrichtiges Bedauern wurde laut.

Auch der Bischof von Arras stimmte mit ein und überflog dabei das ziemlich umfangreiche Schriftstück.

Es kam von dem Thronfolger und Regenten, Don Philipp, aus Valladolid. Der Kaisersohn verlangte zu wissen, wie es um die Verhandlungen mit Rom und mit Herzog Moritz von Sachsen stehe.

Nachdem Granvella die Depesche durchflogen, reichte er sie dem Gebieter, und dieser trug ihm leise auf, seinen Sohn noch nicht wissen zu lassen, wie gute Aussichten für ein Uebereinkommen mit Moritz vorhanden waren, doch die Antwort sofort zu versenden.

Während der Minister sich nun an den Schreibtisch zurückzog, frug ihn der Kaiser, ob, da der Spanier verunglückte und Reitzenstein, Beust und van der Kapellen, auf die felsenfester Verlaß sei, heute morgen abgeschickt worden wären, noch ein zuverlässiger Reitender zur Verfügung stehe.

Da wandte der Bischof von Arras sich dem Monarchen wiederum zu, warf Malfalconnet einen vielsagenden Blick zu und rief, indem er auf Blomberg wies, eifrig: „Wenn dieser wackere und treue Kriegsmann noch fest im Sattel sitzt, könnte man ihn diese höchst wichtige Botschaft ausrichten lassen.“

Dieser Vorschlag wirkte wie Musik auf den unternehmungslustigen Alten. Mit jugendlichem Feuer versicherte er, daß er sich zu Roß so schnell fortzukommen und so zäh auszudauern getraue wie der Jüngste, und wenn das Ziel auch das Ende der Welt sei.

Dergleichen wurde indes keineswegs von ihm verlangt; denn in Vlissingen sollte er sich einschiffen und zu Loredo in Spanien landen. Dort hatte der Generalpostmeister de Tassis ihm Pferde zu stellen.

Mit einem zufriedenen Lächeln war der Kaiser diesem

Vorschlage seines Ratgebers gefolgt. Was er bezweckte, lag deutlich genug auf der Hand.

Welch ein Menschenkenner war dieser junge Diplomat! Mit wie feinem Spürsinn hatte er da wieder ein Geheimnis erlauscht und dem Gebieter einen Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt. In jeder Hinsicht wußte er den klugen Vater zu ersetzen.

Daß der alte Haudegen dort weder mit Verheißungen noch mit Gaben zu bewegen gewesen wäre, den zärtlichen Wünschen seines kaiserlichen Kriegsherrn entgegenzukommen, lag auf der Hand. Jetzt drängte er sich selbst dazu, das Feld zu räumen, und Granvella hatte vorausgesehen, wie er seinen Vorschlag aufnehmen würde.

Geflissentlich hielt Karl sich übrigens persönlich von den Verhandlungen mit dem Alten zurück, die nun folgten. Eine Mitteilung Malfalconnets schien ihn völlig in Anspruch zu nehmen, bis der Bischof von Arras meldete, der Kapitän habe seine Instruktionen erhalten und sei zum Aufbruche nach Vlissingen und Valladolid bereit.

Mit einem leisen Kopfschütteln hörte der Monarch ihm zu und gab seinen Bedenken wegen der hohen Jahre des Vermittlers einer so wichtigen Nachricht Ausdruck; Malfalconnet aber rief im Tone gutmütiger Besorgnis dem Kapitän zu: „Man kann der Vater einer Nachtigall sein, mein wackerer Held, und dennoch ohne Führer den Weg in den Süden verfehlen.“

„Recht, recht,“ fiel ihm hier der Kaiser ins Wort. Geben wir unserem mutigen Freunde darum einen Reisegefährten mit, der kastilisch versteht und auf den gleichfalls Verlaß ist. So wichtige Dinge werden überhaupt besser von zwei Boten besorgt als von einem. Wie hieß

der Kavalier gleich, Malfalconnet, der Euch von der Freundschaft sprach, die ihn mit diesem tapferen alten Glaubensstreiter verbindet?"

„Wolff Hartschwert, Majestät," lautete die Antwort.

„Der Musiker!" versetzte der Herrscher, als erwachte in ihm eine Erinnerung. „Ein bescheidener Mann, dessen Zuverlässigkeit meine Frau Schwester uns rühmte. Und nun, mein rüstiger Freund, glückliche Reise! Eure von der Gnade des Himmels mit so schönen Gaben reich gesegnete Tochter fand, wie ich hörte, in der Marquise de Leria eine mütterliche Beschützerin. Auch wir nehmen uns gern der liebenswürdigen Sängerin an, die uns so seltene Genüsse spendet."

Damit erwies er dem alten Waffengefährten die seltene Ehre, ihm die Hand zu reichen, und als dieser sie, hingerissen von so viel Gnade, feurig küßte, entzog er sie ihm schnell und sagte, während er ihm den Arm leutselig klopfte: „Ihr erweist uns einen größeren Dienst, Kapitän Blomberg, als Ihr Euch vorstellt."

Darauf wünschte er ihm eine glückliche Fahrt und wandte sich dem Schreibtische zu, auf den der Sekretär Gastelú die eben neu eingelaufenen Papiere niedergelegt hatte.

Freudestrahlend und mit tiefen Verneigungen verließ der Kapitän das Gemach des huldreichen Monarchen, für den er jetzt in der That bis ans Ende der Welt geritten wäre.

Auf der Treppe wurde er aufgehalten; denn der Haushofmeister Malfalconnet überreichte ihm zwei schwere Goldrollen für die Wegezehrung und schärfte ihm ein, sich morgen in aller Frühe für den Aufbruch bereit zu

halten. Mit dem Kavalier Hartschwert möge er sich ins Einvernehmen setzen und ihn des Dankes Seiner Majestät im voraus versichern.

Um weniges später packte Barbara das Felleisen für den greisen Botenreiter.

Mit auch nur ähnlich echter töchterlicher Sorgfalt hatte sie noch nie für den Vater die Hände geregt.

Was ihm etwa unterwegs angenehm sein konnte, erwog sie mit aufmerksamer Ueberlegung.

War sie auch nicht mit ins Vertrauen gezogen worden, so kannte sie doch die Ursache, um deretwillen gerade ihr Vater gewählt worden war, diese beschwerliche Reise zu unternehmen.

Damit ihr Liebesglück ungestört und ungetrübt bleibe, schickte Kaiser Karl den alten Mann in die weite Ferne, und dies Bewußtsein belastete ihr ernstlich das nicht allzu empfindliche Gewissen.

Mit Wolff, der ohnehin um ihretwillen unglücklich war, stand es nicht anders.

Als der Vater ihr mitgeteilt hatte, der Junker sollte ihn begleiten, war es ihr gewesen, als wiederhole sich ein Ereignis aus ihrer Kindheit, das sie später manchmal im Traume geängstigt.

Im Wollerschen Garten hatte sie sich in gewohnter Weise mit knabenhafter Wildheit auf der hohen Schaukel in die Luft geschwungen. Da war der eine Strick gerissen und das Trittbrett, das ihr die Füße gestützt, umgeschlagen und unerreichbar für sie geworden. Eine Weile hatte sie mit den Händen an dem unbeschädigten Seile zwischen Himmel und Erde geschwebt. Niemand war in der Nähe gewesen, — und ob sie auch bald darauf

wieder unverletzt auf dem hart getretenen Boden gestanden hatte, war doch der Augenblick, an dem ihre Sohlen mitten während des hohen Aufschwungs den Halt verloren, mit solchem Schrecken verbunden gewesen, daß sie, die schon damals für die mutigste unter den Spielgefährtinnen galt, ihn nicht vergessen hatte.

Jetzt war ihr wiederum zu Sinn gewesen, als wäre ihr etwas Aehnliches begegnet. Die Stützen, auf die sie sich verlassen durfte, hatte sie sich unter den Füßen fortziehen sehen. Wenn der Vater und Wolff sie verließen, würde sie vergebens nach Rat und Halt ausschauen.

Daß ihr Geliebter der mächtigste Herr auf Erden war und daß sie sich an ihn wenden konnte, wenn sie einer Stütze bedurfte, kam ihr nicht in den Sinn. Eine dunkle Ahnung sagte ihr vielmehr, gerade er und was mit ihm zusammenhing, sei die Macht, deren sie sich zu erwehren habe.

Die katzenfreundliche, vornehme Dame, die ihre Beschützerin sein sollte, die Königin, die sie gestern abend wie ein Kind ausgefragt hatte und der sie mißtraute, der unterthänige Schmeichler Malfalconnet, aus dessen schelmischer Weise sie heute zum erstenmale Mißachtung und leisen Spott herausgefühlt zu haben meinte, der kaiserliche Liebesbote Don Luis Quijada, der sie mit eisiger, pflichtgemäßer Kälte kaum eines Wortes würdigte, und endlich der Beichtvater Pedro de Soto, der ihr wie einer Bemitleidenswerten begegnete und es wohl nur noch nicht an der Zeit hielt, ihr das Anathema ins Antlitz zu rufen, traten ihr ins Gedächtnis, und in all diesen an Geburt und Rang so hoch über ihr stehenden Menschen meinte sie Feinde zu erkennen.

Wie aber stand es mit demjenigen, der sie alle wie Gewürm in den Staub treten konnte, wie mit dem kaiserlichen Geliebten?

Bis jetzt war er jedem ihrer Winke gewärtig gewesen, doch schon gestern nacht hatte der Löwe die Pranke gegen sie erhoben.

Wieder war in seinem Fuße ein leiser Schmerz fühlbar gewesen. Das hatte sie lebhaft beklagt und dabei bedauert, daß es ihr nie vergönnt sein würde, mit dem Geliebten, der sie erst kennen lehre, wie schön doch das Leben, auch die Lust des Tanzens zu teilen. Schon diese vielleicht unvorsichtige Bemerkung hatte den Unwillen des fußleidenden Herrschers erregt.

Wie empfindlich war das Majestätsgefühl dieses Mannes, wie viel Mißtrauen und Bitterkeit mußte sich in ihm aufgesammelt haben, daß er in diesem harmlosen Bedauern eine Verletzung seiner Würde, einen kränkenden Vorwurf erblicken konnte.

Die abweisende Schärfe, mit der er seiner Empörung Ausdruck gegeben, hatte ihr in die Seele geschnitten. Es war ihr gewesen, als zöge sie sich fröstelnd zusammen, und eine Zeit lang hatte es ihr nicht glücken wollen, die hingebende Innigkeit wieder zu finden, die sie ihm bis dahin entgegengebracht.

Zwar war bald darauf von seiner Seite alles geschehen, um die Kränkung wieder gut zu machen, die ihr seine Reizbarkeit zugefügt hatte, sie war indes durch diesen Vorfall jetzt schon zu der Erkenntnis gelangt, daß die Dichter, deren Lieder sie sang, recht hatten, wenn sie mit der Lust der Minne das Leid Hand in Hand gehen ließen.

Aber die Wonnen der Liebe überboten doch bisher weit, sehr weit das Weh, das sie ihr anthat.

Schon während sie vor dem vollen Felleisen, das nur noch des Verschlusses bedurfte, sich herauszufinden bemühte, was sich an dem Manne, der ihr teuer, aussetzen ließ, während sie sich sagte, die rücksichtslose und selbstsüchtige Handlungsweise Karls gegen den Vater der Geliebten sei eines groß denkenden Mannes unwert, und dabei auch der Trennung von dem treuen Wolff gedachte, sehnte sich ihr Herz dennoch nach dem Geliebten.

War sie ihm nicht im Grunde zu Dank für alles verpflichtet, was sie ihm vorwarf?

Wie teuer mußte sie diesem Großen sein, daß er sich, um sie frei und ganz zu besitzen, zu einer That, die seiner nicht wert war, hinreißen ließ!

Hatte er sie tief gekränkt, so durfte er dafür auch fordern, daß sie ihm viel zu gute hielt.

Wie liebte er sie und wie verstand er dazu so fein zu werben und zu schmeicheln und in das zärtliche Gekose kostbare Gaben seines reichen und biegsamen Geistes zu mischen. Wie schön und treffend wußte er besonders über ihre eigene Kunst zu reden und sie zu veranlassen, seinen klugen Bemerkungen ihre bescheidene Meinung entgegenzusetzen. Bei dem der Musik gewidmeten Gespräche gestern nacht hatte er auch Widerspruch willig ertragen.

Aber was dann ihrem unglückseligen Bedauern über seinen lahmen Fuß gefolgt war!

Wie mit Messern hatte es ihr ins Herz geschnitten, und sie begriff jetzt selbst nicht, wo sie die Kraft hergenommen, die scharfe Entgegnung zurückzuhalten, zu der sich ihr schon die Lippen geöffnet; kannte sie doch ihr

rasches Blut, das sie nur zu leicht zum Aufbrausen hinriß. Hatte die Macht der Minne oder der Zauber, der von der echten Majestät ausgeht, sie zum Schweigen gezwungen?

Gleichviel!

Ein guter Engel war es gewesen, der ihr geholfen, sich zu beherrschen, und in einem schnellen Gebet flehte sie die heilige Jungfrau an, ihr auch später beizustehen, wenn der hohe Geliebte sie wieder zur Auflehnung reizte.

Nun sie die redlichsten Freunde, die einzigen verlor, die es hätten wagen dürfen, sie freundlich zu warnen, mußte sie sich selbst behüten lernen.

Vielleicht war es gut, daß sie jetzt schon erfahren hatte, wie nötig es war, dem Gewaltigen, dem ihr Herz gehörte, nicht nur zu zeigen, daß er ihr teuer, sondern auch die ehrerbietige Scheu zur Schau zu tragen, mit der Millionen sich vor ihm beugten.

Wenn sie sich aber diesen Zwang anthat, blieb dann ihre Liebe immer noch die gleiche?

„Nein, nein und abermals nein!“ rief der widerspenstige Geist ihr zu.

War er denn nicht wie jeder andere ein dem Leid und der Krankheit unterworfener, seiner Leidenschaft unterthäniger, schwacher, fehlbarer Mensch, der sich sogar einer Handlung schuldig machte, die ihr, hätte der Sohn eines Regensburger Geschlechtes sie begangen, verwerflich erschienen wäre?

Wieder und wieder drängte diese Frage und dazu die andere sich ihr auf, ob sie, das Weib, das dergleichen noch von keinem andern geduldet, sich wirklich nicht unterfangen dürfe, sich ungerechter Angriffe, die sie vor sich

selbst erniedrigten, von woher sie auch kommen mochten, zu erwehren?

Würde sie nicht eher in seinen Augen wachsen, wenn sie ihm, dem keiner zu widersprechen wagte, zeigte, daß sich diejenige, die er wert seiner Liebe hielt, für ihre Würde zu streiten getraute, obgleich er ihr den natürlichen Beschützer entzogen?

Gerade weil sie sich bewußt war, ihn mit ganzer Seele zu lieben, weil sie um seinetwillen der Welt das Recht gegeben hatte, ihr Ehre und Würde abzusprechen, trieb und drängte es sie, ihm auch zu beweisen, daß sie beide hochhielt und sie nicht antasten zu lassen gewillt war.

Bisher hatte sie es nicht als Schande, sondern als höchste Auszeichnung empfunden, der Liebe des Größten auf Erden wert gehalten zu werden, und was ihr das Heiligste gewesen war, seinen Wünschen mit stolz erhobenem Haupte geopfert. Doch wie konnte sie diese Empfindung aufrecht erhalten, wenn er ihr nicht mehr zu erkennen gab, daß auch er sie seiner wert hielt?

Der Sitte, dem Gesetz, den Forderungen des eigenen Gewissens hatte sie Trotz geboten, und sie bereute nicht, daß sie's gethan. Um keinen Preis hätte sie es sogar ungeschehen machen mögen, wenn es ihr nur gelang, sich vor Erniedrigung durch den Geliebten selbst zu bewahren.

Um das zu erreichen, verlohnte es sich wohl, einer großen Gefahr kühn ins Auge zu schauen. Es war die größte von allen, die, ihn zu verlieren; denn was war sie noch, wenn er sie preisgab?

Bei dieser Vorstellung überfiel sie eine marternde Angst.

So unschlüssig und aufs tiefste zerrüttet hatte sie sich noch nie gefühlt, und erleichtert atmete sie auf, als der Vater von der alten Ursel zurückkehrte und sie wegen der Sorgfalt lobte, mit der sie die Dinge ausgewählt, womit sie das Felleisen gefüllt.

Die roten Wangen, die er an ihr bemerkte, konnten kaum eine Folge der leichten Arbeit sein, die sie für ihn verrichtet. Wohl erkannte er mit dem Instinkt der väterlichen Liebe, daß sie innerlich bewegt war, doch welch ein tobender Widerstreit sich ihrer Seele bemächtigt hatte, ahnte er so wenig, daß er sich ihrer Unruhe freute. Mußte dem armen Kinde die Trennung von ihm doch schwer fallen, und wie hätte die Ehre, die dem Vater widerfuhr, nicht auch der Tochter das Gemüt bewegen sollen.

Bei der Ursel hatte er Wolff zu finden gehofft, doch er war schon seit einiger Zeit abwesend und hatte der Alten mitgeteilt, er ginge zu den Hiltners und werde dort wohl länger bleiben, weil sein Schulkamerad Erasmus Eckhart, der Neffe und Pflegesohn des Syndikuspaares, aus Wittenberg heimgekehrt war.

Um Wolff zu finden und diese wichtige Botschaft an ihn gelangen zu lassen, hätte Blomberg sich in das verwünschte Ketzerhaus begeben müssen, und eher, versicherte er, möchte er sich dies und das anthun.

Wen aber sollte er mit seiner Vertretung betrauen?

Das beste war wohl, wenn Barbara dem Junker schrieb, welche Ehre ihm bevorstand.

Er selbst führte das Schwert so viel besser als die Feder.

Da machte die dienstwillige Tochter der Verlegenheit des

Vaters ein schnelles Ende, indem sie ihm anbot, Wolff in eigener Person aufzusuchen; denn sie scheue die Hiltners mit nichten.

In der That hatte die Gattin des Doktors sich auf dem Convivium musicum stets besonders gütig gegen sie erwiesen, und ihre junge Tochter Martina während der Monate, in denen auch sie im Chore mitsingen durfte, wo es nur anging, sich mit einer an Schwärmerei grenzenden Bewunderung an sie geschlossen. Es gab auch keine Verpflichtung, die Barbara von diesem Gange abhielt; denn die Uebersiedelung nach Prebrunn zu der Marquise sollte erst morgen mittag erfolgen.

Zwar ließ der fromme Kapitän die Tochter so ungern zu den Ketzern wie in ein Pesthaus, die Benachrichtigung Wolffs duldete aber keinen Aufschub, und so gab er denn nach und zeigte sich sogar bereit, sie zu begleiten.

Zwanzigstes Kapitel.

Kaum hatte Barbara mit dem Vater die Straße betreten, als sie von Meister Adrian, dem Kammerdiener des Kaisers, aufgehalten wurden. — Er kam im Auftrage Seiner Majestät, um Blomberg mitzuteilen, die Frau Statthalterin könnte des Kavaliers Hartschwert nicht entbehren und der Herr Hauptmann möge sich einen andern Gefährten für den Botenritt erwählen. Der Kaiser erwarte von ihm, daß seine Wahl nur auf einen bewährten, zuverlässigen und rüstigen Edelmann, der Seiner Majestät den Eid der Treue geleistet, falle. Stünde er im Dienst, so sei ihm der nötige Urlaub von vornherein bewilligt; nur habe er sich heute noch dem Herrn Bischof von Arras vorzustellen. Was den Kavalier Hartschwert angehe, so habe er morgen früh im Gefolge der Frau Statthalterin nach Brüssel aufzubrechen.

Diese Nachricht gefiel dem alten Herrn wenig, doch bevor der Kammerdiener noch geendet, glätteten seine Züge sich wieder; denn er meinte den rechten Mann schon gefunden zu haben.

Nachdem er sich vergewissert, der Auftrag des kaiserlichen Boten sei damit erledigt, verabschiedete er sich schnell von ihm und der Tochter.

Es drängte sein gutes Herz, dem erwählten Begleiter zu zeigen, wie freundschaftlich er seiner gedachte, und damit die Kränkung gut zu machen, die ihm in seinem Hause angethan worden war.

Auf Barbaras Frage, wen er mitzunehmen wünsche, erwiderte er hastig, das würde sich erst im „Schwarzen Bären" unter den Kriegskameraden erweisen. Sobald diese wichtige Angelegenheit erledigt sei, denke er nach Hause zu kommen; denn Wolff zu benachrichtigen, sei ja nun unnötig geworden. Ihn in das „Goldene Kreuz" zu berufen, dazu lasse auch die Magd sich verwenden. Sie möchte nur gleich selbst zu der Ursel hinaufgehen und sie beruhigen; denn die Sorge um ihren lieben Junker sei ihr schwer auf die Seele gefallen.

Während dieser Unterredung war Meister Adrian auf die Seite getreten; sobald Blomberg sich aber entfernt hatte, teilte er Barbara im Namen seines Gebieters mit, er erwarte sie nach der Vesper bei der Königin von Ungarn. Er sehne sich nach ihrer Stimme. Die Frau Statthalterin lasse fragen, ob sie wegen des Prebrunner Hauses noch besondere Wünsche habe. Wegen der Kosten möge sie sich keinen Zwang anthun; der Prebrunner Hausverwalter sei beauftragt, sie zu decken. Es sei dort zwar für das meiste jetzt schon gesorgt und auch das nötige Dienstpersonal geworben, Ihre Majestät die Königin erteile ihr aber den Rat, eine ihr genehme Zofe oder Begleiterin mit sich zu führen.

Tief errötend hörte Barbara ihm zu und frug dann beklommen, ob Kaiser Karl von diesen Bestimmungen wisse.

Er glaube es wohl, lautete die Antwort; denn er

hätte Seine Majestät bemerken hören, wenn die Begleiterin der Marquise nicht ein Spielball ihrer Launen werden solle, müsse ihr ermöglicht werden, sich, wonach ihr das Herz stehe, unabhängig von der alten Dame, zu verschaffen. Es sei ihm darum zu thun, Barbara das Leben in Prebrunn angenehm zu machen.

Da dankte diese Meister Adrian mit niedergeschlagenen Augen und wandte sich von ihm ab; er aber hielt sie mit der Frage zurück, ob er den Kavalier Hartschwert wohl zu Hause finde, und erhielt die Antwort, er habe sich zu dem Syndikus Hiltner begeben.

Da verabschiedete der Kammerdiener sich schnell, weil sein Herr gerade jetzt seiner bedurfte. Jeder andere konnte an seiner Stelle den Kavalier zu der Frau Statthalterin berufen.

Im Hausflure des „Goldenen Kreuzes" begegnete er Bruder Cassian, dem Leibdiener des Beichtvaters de Soto, ein Schwabe in mittleren Jahren, der früher als Laienbruder bei den Dominikanern zu Köln die Buchbinderei besorgt hatte. Er ging halb geistlich, halb weltlich gekleidet und war ein demütiger Mann von großer Frömmigkeit, dessen gefügiges Wesen ihn unter den Bediensteten am Hofe beliebt gemacht hatte. Sein kugelrunder Kopf war von ungewöhnlichem Umfang und sein Gesicht mit der schmalen Stirn und den kleinen, glanzlosen Augen bewies, daß das Denken nicht seine Sache. Trotzdem führte er jeden Befehl genau nach Vorschrift aus und verfügte voll und ganz über die Schlauheit, die den beschränkten Geistern oft eigen.

Willig übernahm er es, den Kavalier Hartschwert, den er kannte, zu der Königin von Ungarn zu rufen.

Besondere Eile war nicht anbefohlen worden, und da er einen guten Schluck Wein liebte und es ihm von seiten derer, die Gehör bei seinem Herrn zu finden wünschten, nicht an Trinkgeldern fehlte, sprach er zuerst im nahen „Englischen Gruß" vor, wo die reisenden Kleriker einzukehren pflegten und ihn manchmal einer Ansprache würdigten.

Gesenkten Hauptes war Barbara heimgekehrt und warf sich in der Werkstätte des Vaters in seinen Lehnstuhl. Wunden, beklommenen Herzens starrte sie vor sich hin, und wie ein irrsinniger Geiger denselben Ton wieder und wieder der Fiedel entlockt, kam sie fort und fort auf den nämlichen Gedanken zurück: Verloren, verloren, zu spät und nochmals zu spät.

Minutenlang gab sie sich ihm hin; endlich aber erinnerte sie sich an die Ladung des Geliebten auf heute abend.

Er sehne sich nach ihrer Stimme, hatte Meister Adrian gesagt.

Sicher und gewiß war dieser Ausspruch von ihm selbst in eine ganz andere, hundertmal wärmere Form gekleidet worden. Wie herzbestrickend verstand er, der Große, der Kaiser, zu schmeicheln, und mit der Erinnerung an den Zauber seines Wesens kehrte das Andenken an die seligen Stunden, die sie durch seine Liebe genossen, ihr in die Vorstellung zurück. In seiner Hand lag es, die höchste Glückseligkeit zu spenden, die die Welt verleiht, seine Liebe wog am Ende doch alles auf, was sie dafür preisgeben mußte. Um ihrer, wenn auch nur kurze Zeit, zu genießen, durfte sie sich nicht sträuben, das Schwerste und Schrecklichste, und kam, was jetzt noch ihr Geheimnis

war, unter die Leute, nichts Geringeres als Erniedrigung, Schande, Verachtung, auf sich zu nehmen. Aber mochten die ehrbaren Regensburgerinnen nur tugendstolz und hämisch Steine auf sie werfen; auf sie herabschauen konnten sie doch nicht; denn um vieler Häupter Höhe war sie, die Geliebte des erhabensten Fürsten, größer als sie.

Dabei zöpfte sie das Haar mit trotzigem Selbstbewußtsein von neuem. Die zurückgewonnene innere Sicherheit wollte indes nicht standhalten; denn mehr als einmal stockte ihr die Hand, während der Kamm die Ueberfülle ihres Goldhaares teilte.

Wie feurig hatte Karl seine reiche Schönheit gepriesen, und heute sollte er sich wieder daran freuen.

Warum aber hatte er seine Ladung nicht mit einem armen Worte von der eigenen Hand begleitet?

Warum war sein Bote nur ein Kammerdiener gewesen?

Warum hatte er ihr in der letzten Nacht so weh gethan?

Warum hängte es sich wie Bleigewichte an ihre Seele, wenn sie den Anlauf nahm, sich frei zu erheben?

O, wie das nur alles war!

Wer hatte der Statthalterin, zu der nichts sie hinzog, das Recht gegeben, über sie zu verfügen, wie über eine Sache oder als wäre sie ihre Gefangene?

Hatte sie denn dem Geliebten zugleich mit dem Herzen und der Ehre auch die Freiheit verschrieben?

Hätte sie nur einen, einen einzigen besessen, mit dem sie sich aussprechen konnte!

Da fiel ihr Blick auf das Felleisen und erinnerte sie auch an Wolff. Morgen früh sollte er aufbrechen, nach

der Vesper erwartete sie der Geliebte, und so war es ihr vielleicht nicht mehr vergönnt, ihn wieder zu sehen; denn daß er nach der Zurückweisung, die er erfahren, sie aufsuchen würde, durfte sie kaum hoffen. Und doch drängte es sie, ihm, dem sie gut war wie eine Schwester und dem sie so weh gethan hatte, noch einmal die Hand zu reichen.

Ohne ein freundliches Abschiedswort von ihm würde in den Wermut, der sich ohnehin in ihr Glück mischte, der allerbitterste Tropfen fallen. Unfaßbar erschien es ihr, daß er, der ihr von Kindheit an das ganze, volle Herz geschenkt hatte, ihr hinfort jede freundliche Regung versagen sollte. Um ihrer selbst und auch um seinetwillen durfte das nicht sein.

Wie viele hatten nach ihrer Liebe getrachtet! bald aber kam vielleicht die Zeit, in der um des einen willen, der ihr alles andere ersetzen mußte, niemand mehr nach ihr fragte. Dann wollte sie wenigstens der Teilnahme, der Freundschaft dieses guten, treuen Menschen gewiß sein.

Noch gab es mancherlei für sie zu thun, doch um Wolff aufzusuchen, ließ sie alles im Stich, auch den Besuch bei der Lerchin, die sie bitten wollte, sich in Prebrunn ganz und gar ihrem Dienste zu widmen.

Voll von bangen Sorgen, hochfliegenden Erwartungen und dem Herzenswunsche, Wolff zu versöhnen, legte sie den nicht eben langen Weg zu den Hiltners zurück. Erst vor dem Hause des Doktors fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, den Auftrag des Vaters auszurichten und Ursel von der Besorgnis um den Liebling zu befreien.

Wie kam es nur, daß sie, wenn ihr eine eigene

Angelegenheit am Herzen lag, immer und immer vergaß, was sie anderen schuldete?

In dem hohen und weiten Flure des Doktorhauses hatte sie auf die Magd zu warten, die sie gemeldet, und dies Schicksal teilte mit ihr der starke Mann mit dem großen Kopfe, der, kurz bevor sie den Klopfer ergriff, hier eingetreten war.

Jetzt lehnte er gesenkten Hauptes an der Wand und hielt beide Hände unter dem bartlosen Kinne gefaltet. Man hätte ihn für einen betenden Mönch halten können. Auch das lange braune Wams, das ein Hanfstrick statt des Gürtels über den Hüften zusammenhielt, machte ihn einem Franziskaner ähnlich. In seinem dichten flachsblonden Haare fehlte indes die Tonsur, an dem Stricke der Rosenkranz, und an den großen Füßen trug er derbe lederne Schuhe.

Es war ihr, als hätte sie diese auffallende Erscheinung schon irgendwo gesehen, und auch er mußte sie wohl kennen, denn er verneigte sich, als sie ihn ansah. Dabei verblieben seine Hände unter dem Kinne gefaltet. Nichts regte sich an ihm als die kleinen Augen, die beunruhigt, als vermißten sie etwas, in dem weiten Raume Umschau hielten.

Schon drängte sich Barbara die Frage auf die Lippen, was ihm hier fehle, als die Gattin des Syndikus ihr entgegenkam und ihr voran ihre Tochter Martina, die sie, strahlend vor Freude, die glühend bewunderte Sängerin bei sich zu sehen, mit feuriger Hingabe küßte.

Die Mutter reichte Barbara nur die Hand, doch der ganzen Weise der sanften, zurückhaltenden Frau fühlte Barbara an, daß sie ihr ein willkommener Gast war.

Frau Sabina hatte Freude an der Musik und gutes musikalisches Verständnis. Immer noch sang sie gern geistliche Lieder mit den Hausgenossen und hatte das Ihre gethan, um dem Convivium musicum zur Einrichtung zu verhelfen und ihm Vorschub zu leisten.

Mit Doktor Martin Luther, dem Freunde ihres Mannes, hatte auch sie das Wohlgefallen an der Musik verbunden, und manche Komposition des Wittenberger Doktors war zuerst bei den Hiltners zur Aufführung gelangt.

Der alte Glaube bot den Sinnen so viel mehr Anmutendes als der neue. Da wollte es denn auch ihr besonders dankenswert erscheinen, daß Gesang und Orgelspiel beim evangelischen Gottesdienste eine vornehme Stelle erhielten und Luther den Evangelischen die Pflege der Musik aufs wärmste empfahl. — Dazu hatte sich auch ihr Pflegesohn Erasmus, der neue Wittenberger Magister, eifrig mit Musik beschäftigt und einige geistliche Lieder komponirt, die sie, wenn Damian Feys es gestattete, auf dem Convivium musicum vortragen lassen wollte.

Dort war Frau Sabina Hiltner Barbara vielfach begegnet und hatte mit Bewunderung und Freude die großen Fortschritte beobachtet, zu denen dies reich begabte junge Geschöpf unter Leitung des niederländischen Meisters gelangte.

Andere Mitglieder des Konviviums trugen es dagegen der Jungfrau Blombergin nach, daß sie katholisch blieb, und manche Mutter einer Tochter, die durch Barbara als Sängerin gar zu tief in den Schatten gedrängt wurde, hätte sie deswegen gern aus dem Kreise der bürgerlichen Musikfreunde verdrängt.

Frau Sabina und Meister Feys, der sich wie die viel Beneidete zum alten Glauben bekannte, traten dagegen um so wärmer für sie ein.

Frau Hiltner bot es außerdem nicht viel geringeren Genuß als ihrer Martina, Barbara zuzuhören, und mit wahrer Andacht konnte sie auch den Blick auf ihr wunderschönes, edel geschnittenes Angesicht heften. Das Beste, was das Kollegium ihnen bot, dankten Mutter und Tochter dieser Sängerin ohnegleichen, und wenn Mißgunst und gerechte Unzufriedenheit an Frau Sabina herantraten, um Barbara der Unbotmäßigkeit, des Eigenwillens, der Ueberhebung, des allzu freien Hervortretens in so jungen Jahren, sowie des gefallsüchtigen Augenspiels mit den männlichen Chorverwandten zu zeihen, verteidigten die hochgeachtete Syndikusgattin und ihre kaum erblühte junge Tochter das angefeindete Mädchen mit warmem Eifer.

Dabei stand der Gatte ihr kräftig zur Seite; denn er schlug, wo es sein mußte, derb darauf los, und was er für Recht hielt, das unterstützte er ohne Menschenfurcht mit den reichen Mitteln seines starken Geistes und der Wucht des Ansehens, das er sich durch einen makellosen, arbeitsvollen Wandel erworben.

Wohl fand auch Frau Sabina, daß in dem Wesen und Verhalten Barbaras etwas Ungewöhnliches, Trotziges, ja beinahe Aufrührerisches liege, das sie bei ihrer Martina, die keine Schönheit, doch ein hübsches Mädchen von herzgewinnender kindlicher Anmut war, beunruhigt hätte; im stillen aber frug sie sich, ob sie es nicht dankbar hinnehmen würde, wenn ihr Mädchen dafür so wundervolle Gottesgaben einzusetzen hätte; denn wie scharf das Auge

der Mißgunst auch jeder Bewegung Barbaras folgte, hatte sie doch niemals Anlaß gegeben, an ihrer Sittsamkeit zu zweifeln, und das rechnete Frau Hiltner ihr hoch an; denn wie schweren Versuchungen war dies wunderschöne Geschöpf, diese echte Künstlerin ausgesetzt, die ohne Mutter hatte aufwachsen müssen, und deren einziger Berater und Hüter ein lahmer, wunderlicher alter Kriegsmann war.

Als Martina die Wohnzimmerthür öffnete, wurde ein lautes Gespräch von Männern vernehmbar, und Barbara erkannte neben der tiefen, klangvollen Stimme des Syndykus die höhere und weniger laute dessen, den sie suchte.

Der Kuß der kaum erschlossenen Mädchenknospe, des Kindes einer Mutter, deren Anwesenheit im Konvivium ihr oft geholfen hatte, einer lebhaften Regung Zügel anzulegen, that Barbara wohl, und doch erweckte er in ihr die peinliche Empfindung, als mache sie sich, indem sie ihn widerstandslos hinnahm, einer Täuschung schuldig. Dazu hatte sie nicht gebeichtet, und es kam ihr vor, als erschwere sie die Gewissenslast, die noch nicht von ihr genommen war, indem sie den Kuß der jungen Ketzerin als Ehre empfand.

Dennoch konnte sie sich wieder eines seltenen Wohlgefühls nicht erwehren, als Frau Sabina, nachdem sie dem wartenden Manne gewinkt hatte, sie an der Hand nahm und in das Wohnzimmer geleitete. Erasmus Eckhart, der Pflegesohn des Hauses, eilte Barbara dort entgegen, um sie als gute Bekannte aus der Schulzeit zu begrüßen, und errötete dabei, überrascht von ihrer großen Schönheit, über und über.

Doch die Hausfrau gönnte ihm keine Zeit, die Kindheitsbeziehungen zu erneuern, und führte sie von ihm

fort und dem Gatten, sowie der neunzigjährigen Schwiegermutter mit gütigen, ja mit höchst schmeichelhaften Worten entgegen.

Beschämt schlug Barbara die Augen dabei nieder und nahm nicht wahr, wie Wolff sich bei ihrem Anblick entfärbte und die greise Frau Hiltner sich in dem gepolsterten Lehnstuhle am Fenster aufrichtete, um sie mit der Zwanglosigkeit des Alters scharf und unverwandt ins Auge zu fassen.

Der Mann aus dem Flure hatte sich inzwischen so wie dort mit unter dem Kinn gefalteten Händen und mit der Kappe zwischen Brust und Arm am Thürpfeiler aufgestellt und regte sich nicht. Es schien ihm nicht wohl zu sein, und beunruhigt nagte er an der starken Unterlippe, während er dann und wann einen Blick auf das lebens- und kraftvolle Antlitz Martin Luthers warf, das ihm von der gegenüberliegenden Wand her aus dem Goldrahmen entgegenschaute.

Erst als der Syndikus nach seinem Begehr frug, fand Barbara sich selbst vollkommen wieder.

Der Mann im braunen Wams war Bruder Cassian, der Leibdiener des Beichtvaters des Kaisers. Jetzt löste er die gefalteten Hände, um nach der Kappe unter seinem Arme zu greifen. Befangen drehte er sie zwischen den Fingern hin und her und teilte so schnell und ausdruckslos, als sage er eine Lektion her, Wolff Hartschwert mit, er komme, um ihn zu der Königin von Ungarn zu rufen, mit der er morgen früh nach Brüssel aufzubrechen habe.

Da bemerkte Barbara mit gedämpfter Stimme, daß der gleiche Zweck sie hierher führe und dazu noch der andere, ihrem Jugendgespielen die Hand zu reichen, weil sie ihn wohl vor seiner Abreise nicht wieder sehen würde.

Ueberrascht folgte Wolff dieser Erklärung und trug dem Boten dann auf, er würde dem Befehle Ihrer Majestät gehorchen.

„Dem Befehle gehorchen," wiederholte Cassian nach seiner Dienergewohnheit. Dann wollte er sich entfernen; doch Frau Sabina hatte für ihn einen Becher mit Wein gefüllt und Martina reichte ihn, einer alten Sitte des Hauses gemäß, dem Boten.

So sehr Cassian aber auch gutem Rebensaft zugethan war, wies er die wohlgemeinte Gabe der Hausfrau dennoch mit einem heiseren „Nein, nein," kopfschüttelnd zurück, drehte sich hastig um und enteilte ohne Dank und Abschiedsgruß dem Zimmer.

„Der Ketzerwein," bemerkte Doktor Hiltner, zuckte bedauerlich die Achseln und fragte Wolff: „Ihr kennt den wunderlichen Burschen?"

„Der Leibdiener des Almoseniers Pedro de Soto," lautete die Antwort.

Zu gleicher Zeit ließ sich der Anschlag der zugeworfenen Hausthür vernehmen; denn so schnell die Füße ihn tragen wollten, war Cassian ins Freie geeilt. Nachdem er einen Teil der Straße hinter sich gelassen, blieb er stehen, um sich mit einem lauten „Brrr" wie ein Pudel, der aus dem Wasser ans Land steigt, zu schütteln.

In welch verruchtes Ketzerhaus hatte Meister Adrian ihn da geschickt!

Einen guten Christen in solche unsaubere Höhle zu senden!

Kein Mutter-Gottes- und Heiligenbild, kein Kruzifix oder was sonst eine Christenseele erhebt, im ganzen Hause, wohl aber das Gemälde des Antichrist, des Erzhäretikers

Luther, an der besten Stelle des Zimmers. Wie er auch fortblicken mochte, hatte das dicke Ketzergesicht ihn doch es anzuschauen gezwungen. Dabei war ihm gewesen, als strecke der Gottseibeiuns schon den Arm mit dem weiten Aermel nach ihm aus, um ihn am Kragen zu fassen.

„Brrr," machte er noch einmal und eilte dann fort bis in die Sankt Leonhards-Kapelle im „Goldenen Kreuz". Dort besprengte er sich eifrig mit Weihwasser und suchte Meister Adrian auf. Doch der Kammerdiener befand sich bei dem Kaiser, und so begab er sich denn zu seinem Herrn und erzählte ihm, wohin er unversehens geraten.

Dieser lieh ihm auch willig das Ohr und schüttelte unwillig das kluge Haupt, als er erfuhr, daß Cassian außer dem Kavalier Hartschwert auch „die Sängerin" bei dem Syndikus, die Seele der evangelischen Bewegung in Regensburg, gefunden.

Unterdes nahm Barbara im Hiltnerschen Hause von dem Jugendfreunde Abschied.

Feinfühlig hatten die anderen, außer der tauben Greisin, das Zimmer verlassen.

Wolff empfand es dankbar; denn es lag ihm ein böser Verdacht, den Barbaras Mitteilung von dem weiten Botenritte des Vaters nur noch verstärkte, schwer auf dem Herzen.

Der Mann, um dessentwillen die Geliebte ihn aufgegeben hatte, mußte Baron Malfalconnet sein.

Es war bekannt, wie leichtfertig dieser frohgemute ritterliche Herr mit Frauenherzen spielte, und er hatte Barbaras vor ihm in einer Weise gedacht, die seiner Vermutung recht gab.

Bevor Wolff ihre Hand ergriff, teilte er ihr darum

mit, was er vermutete und was ihn mit Angst um sie erfüllte.

Doch er sollte bald die Grundlosigkeit dieser Befürchtung erkennen.

Was die Wahrhaftige so bestimmt und feierlich abschwor, mußte fern von ihr liegen, und erleichtert dankte er ihr und ergriff nun mit beiden Händen ihre Rechte.

Die schwere Sorge, seine „Königin“ sei dem Baron als Spielzeug in die Hände gefallen, war von ihm genommen.

An Kaiser Karl zu denken, lag ihm himmelweit fern, auch noch als Barbara hervorhob, der Mann, den sie liebte, sei auch seiner Achtung gewiß. Dazu versicherte sie, aufrichtig bewegt, sie wünsche ihm das Schönste und Beste und würde ihm gut bleiben, wie sich sein und ihr Leben auch wende.

Das klang so wahr und treu, daß es ihm das Herz bis ins Innerste bewegte, und nun versicherte er auch ihr, sie nie vergessen und ihr Bild an der besten Stelle seines Herzens aufbewahren zu wollen bis ans Ende. Zwar habe er um ihretwillen das Schwerste zu erdulden, doch danke er ihr dafür auch die höchste Glückseligkeit, die ihm das Leben vergönnt.

Beiden wurden die Augen feucht; als er aber begann, in der alten pathetischen Weise von dem Zauber der Minne zu reden, der endlich doch noch zusammenführe, was der Himmel für einander bestimmt, riß sie sich gewaltsam von ihm los, bat ihn noch hastig, Frau Hiltner ihren Abschiedsgruß zu überbringen, und trat auf den Flur hinaus; hier aber erreichte Martina die Scheidende, warf sich ihr stürmisch an die Brust und flüsterte ihr die

Frage ins Ohr, ob sie ihr gestatte, sie einmal in Prebrunn bei ihrer alten Marquise aufzusuchen; sie hätte ihr so viel, so sehr viel zu sagen.

Aber ihr Wunsch, von dem die Mutter nichts wußte, blieb unerfüllt; denn Barbara entgegnete hastig und vor Verlegenheit der Stimme kaum mächtig, sie sei bei der Hofdame nicht mehr ihre eigene Herrin, küßte dem harmlosen Kinde schnell die Stirn, riß sich von ihm los und eilte durch die Thür, die Wolff für sie offen hielt, ins Freie.

Beklommenen Herzens schaute dieser ihr nach und kehrte, nachdem er sie aus dem Gesicht verloren, zu den anderen zurück. Gewissenhaft bestellte er die Grüße Barbaras, und das Lob, das Frau Sabina ihr spendete, that ihm so wohl, als sei nichts zwischen sie getreten. Endlich verabredete er mit Erasmus Eckhart eine Zusammenkunft für diesen Abend in seinem Quartiere und begab sich dann zu der Königin von Ungarn.

Nachdem er die Hiltners verlassen, beugte Frau Sabina sich dem Ohre der Schwiegermutter, die zwar die Schärfe des Gehörs verloren, doch die Sehkraft völlig bewahrt hatte, entgegen und erklärte ihr mit laut erhobener Stimme, wer die Jungfrau sei, die sie eben verlassen. Dann verlangte sie von der Greisin zu hören, ob sie sich nicht auch an der Schönheit Barbaras erfreut, und was sie von ihr halte.

Da wiegte die hochbetagte Frau den Kopf und rief leise: „Schön, schön, ein wunderschönes Geschöpf.“ Hierauf schaute sie nachdenklich vor sich hin und verlangte endlich zu wissen, ob sie recht gehört, daß die Blombergin auch als Sängerin Ausbündiges leiste.

Ein lebhaftes Kopfnicken der Schwiegertochter bejahte diese Frage.

Da senkte die Greisin schweigend das Haupt; doch schnell erhob sie es wieder, und leises Bedauern klang ihr aus der Stimme, als sie anhub: „Zu viel, sicher zu viel! Dergleichen Wunder sind selten. Eins oder das andere kam mir aber doch in den Weg. Für ihresgleichen gibt es nur zweierlei und nichts anderes: himmelhohes Glück oder klaftertiefes Elend. In der goldenen Mitte leidet sie's nicht. Sie werden dort auch nicht gelitten."

Hier brach sie schnell ab; denn Martina trat in das Zimmer, und mit zärtlicher Besorgnis frug sie die Enkelin: „Der junge Trainer war vorhin wieder hier. Hat's etwas zwischen euch gegeben? Ich seh's Deinen Augen an. Da sind Thränen geflossen."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Kaiser Karl liebte seine Schwester Marie, und es kam ihm gerade jetzt darauf an, ihr zu beweisen, wie nahe sie seinem Herzen stand. Sie war ihm gefällig gewesen, und er trug die Ausführung eines großen Unternehmens im Sinne, dem sie bisher eifrig entgegengetreten war und wofür er dennoch ihrer Mitwirkung bedurfte.

Es war ihm genug, den Vater der Geliebten für die nächste Zeit fern von Regensburg zu wissen.

Wer ihn begleitete, konnte ihm gleich sein.

Als die Statthalterin ihm vorwarf, ihr den Kavalier Hartschwert ohne ein Wort der Rücksprache entzogen zu haben, obgleich sie ihn ungern entbehre, hatte er ihr Wolff sogleich wieder zur Verfügung gestellt.

Das Einfachste und Billigste wäre gewesen, Blomberg nun allein reisen zu lassen; der Herrscher fürchtete aber für die schnelle Besorgung der Depesche, wenn dem Alten unterwegs etwas zustieß, und er hatte vor Zeugen erklärt, ihn nicht ohne Begleitung von sich zu lassen.

An Barbaras töchterliche Gefühle dachte er kaum. Sie liebte ihn, und der Platz, den sie einem anderen neben ihm in ihrem Herzen einräumte, konnte und durfte darum nur verschwindend klein sein.

Wie stark ihn die Leidenschaft für dies Mädchen ergriffen, wagte er sich selbst nicht zu gestehen. Aber er freute sich des späten Triebes, der ihn verjüngte und mit einer Daseinslust erfüllte, deren neues Erblühen ihm noch vor wenigen Tagen unmöglich erschienen wäre.

Ein wie herrliches Geschöpf hatte er in dieser deutschen Stadt gefunden, der er seit ihrem Glaubenswechsel die alte Gunst entzog. Für manches holde Weib war sein Herz in der Jugend heißer erglüht; sie aber übertraf an Schönheit, an raschem Verständnis, an Feuer, an künstlerischem Vermögen und vor allem an aufrichtiger, unverfälschter Hingabe jede, von der ihm das treue Gedächtnis erzählte.

Diesen Glück und neue Jugendkraft spendenden Schatz wollte er festhalten.

Um das Nest, das seine teure Nachtigall aufnehmen sollte, warm zu machen, hatte er die Sparsamkeit, die in Geiz auszuarten begann, überwunden und sich dabei vorgenommen, noch ganz andere Opfer zu bringen, um ihr die Stellung zu verschaffen, die sie verdiente.

Daß er sie in der letzten Nacht tief gekränkt, wußte er nicht mehr. Was ihm mißfiel, war er scharf von sich zu weisen gewohnt, wo es ihm nicht vorteilhaft erschien, sich Zwang anzuthun, und wer hätte je gewagt, der Aeußerung seines Mißfallens Widerstand zu leisten? Wäre Barbara dem raschen Blute gefolgt und ihm mit einer scharfen Antwort entgegengetreten, er hätte es sicher nicht vergessen.

Der bloße Gedanke an sie scheuchte die schwermütigen Regungen aus seiner Seele, — die Hoffnung, sie bald wieder zu sehen und zu hören, machte ihn freundlich und

nachgiebig auch gegen seine Umgebung. — Das leichte Vergehen, das dieser süße Liebesgenuß in sich schloß, war ihm, dem durch keine ältere Verpflichtung gebundenen Manne, nach einer unerheblichen Bußleistung vergeben worden, und jetzt erst genoß er voll die Fülle des unerwarteten neuen Glückes.

Es mußte auch dem Himmel genehm sein; denn er gab ihm das deutlich zu erkennen, da auch die Politik eine immer glücklichere Wendung nahm, und er hielt die Gegengabe bereit.

Daß es die rechte sei, bewies die Natur der erfreulichen Nachrichten, die ihm auch die allerletzten Depeschen brachten. Sie drängten ihn geradezu dem Kriege entgegen, dem er bisher aus den ernstesten Gründen ausgewichen war und der, wie seine hohe Schwester richtig sah, ein langsam ausgereiftes ernstes Vorhaben zu Falle brachte; denn dieser Krieg zwang ihn, von der Hoffnung abzusehen, zu Trient eine Reformation der Kirche in seinem Sinne durchführen zu lassen und die Einheit des Glauben's auf friedlichem Wege durch Nachgeben von der einen und billige Zugeständnisse auf der andern Seite wieder herzustellen.

Längst schon sah er ein, daß mancherlei an der alten Glaubensform der Besserung bedurfte. Von der Hoffnung, diese würde von Rom aus vorgenommen werden, mußte er absehen, wenn es zum Kriege kam, und auch der Widerstand, der Trotz, die kecke Auflehnung der protestantischen Fürsten vernichteten jede Hoffnung auf ein Entgegenkommen von ihrer Seite. Sie zwangen ihn, das Schwert zu ziehen, und das zu thun, durfte er in dieser Zeit wagen; denn von keiner der großen Mächte um ihn her brauchte er

jetzt ernsten Einspruch zu befürchten. Nun auch Moritz von Sachsen im Begriffe stand, den Schmalkaldenern abzusagen und der Seine zu werden, durfte er mit dem Beistande des Himmels hoffen, die Sache der Kirche und zugleich mit ihr auch die der Krone zum Siege zu führen.

Mit Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit dieses Krieges hatte er viel von der Thätigkeit der Schwester in den Niederlanden zu erwarten, und wenn sie jetzt auch noch dem Frieden das Wort redete, in der zwölften Stunde, die bald schlagen mußte, durfte er trotzdem auf sie zählen. Doch sie war ein Weib, und es galt, sie mit allen Mitteln des Herzens und Geistes an sich zu ziehen.

Er liebte Barbara, so warm er überhaupt zu lieben vermochte; hätte Marie aber an diesem Abend als Preis für ihren guten Willen, seinen Plänen Vorschub zu leisten, seine Trennung von der Geliebten gefordert, das Verlangen des Herzens wäre vielleicht dennoch den Wünschen des Staatsmannes unterlegen.

Die Statthalterin stellte ihn indes nicht vor diese Wahl; denn sie gönnte ihm sein spätes Glück und empfand dankbar die Wandlung, die durch Barbaras seltene Gaben mit ihm vorging.

Das warme Schwesterherz wünschte diesem so erfreulich wirkenden Bunde eine möglichst lange Dauer, und sie hatte sich darum selbst um die Ausstattung des Prebrunner Hauses bekümmert und allerlei Vorkehrungen getroffen, um der Geliebten Karls das Zusammenleben mit der Marquise nicht nur erträglich, sondern angenehm zu gestalten.

Der Kaiser hatte eine ansehnliche Summe für diesen Zweck bewilligt, sie aber kümmerte sich nicht um ihre

vorgeschriebene Größe. Wurde sie überschritten, mußte Karl dennoch wohl oder übel die Zahlung übernehmen.

Ihre lebendige Einbildungskraft hatte ihr gezeigt, wie sie an Stelle des Kaisers die Geliebte halten würde, und darnach verfuhr sie, ohne den Bruder und diejenige zu fragen, für die ihre Anordnungen bestimmt waren.

Für das bevorzugte Wesen, das von dem Kaiser die Schwermut fernhielt, war ihr nichts zu teuer, und wie viel sich in kurzer Zeit bei gutem Willen auf allen Seiten vollbringen läßt, hatte sie gründlich bewiesen.

Auf ihr Geheiß waren für die Marquise und Barbara völlig getrennte Wohnungen eingerichtet worden, hatte Quijada vier ihrer eigenen Reitpferde für den Stall des Schlößchens ausgesucht und ihn mit der nötigen Dienerschaft versehen. Ihr Haushofmeister war beauftragt worden, Sorge für das nötige Küchenpersonal zu tragen, und einer ihrer niederländischen Beamten hatte den Befehl erhalten, den Hausstand der Marquise und ihrer Begleiterin zu verwalten und dabei den Wünschen Barbaras in aufmerksamster Weise zuvorzukommen. Eine ihrer besten Zofen, die brave und geschickte Frau Lamperi, hatte sie, obgleich sie sich ungern von ihr trennte, nach Prebrunn gesandt, um Barbara als „Garderobière" zu dienen. Auch der Rat, die Geliebte des Kaisers sollte ihre eigene Dienerin mit sich nehmen, ging von ihr aus. Sie wußte, was unter neuen Verhältnissen ein bekanntes, vertrautes Wesen bedeutet. Die Meinung, Barbara würde ihre eigene Gürtelmagd mit sich nehmen, beruhte freilich auf der Voraussetzung, ein so wohlgekleidetes Fräulein aus altem Geschlecht müsse eine solche so gewiß ihr eigen nennen wie Augen und Hände.

Eben hatte Barbara die Lerchin gewonnen, sie nach Prebrunn zu begleiten. Das Sträuben der Alten war nur darauf berechnet gewesen, günstigere Bedingungen von ihr zu erzielen. Von den Anordnungen der Statthalterin wußte sie nichts.

Daß Karl der Königin Marie den nützlichen Kavalier Hartschwert willig zurückgab, dankte ihm die Schwester, und als Wolff sich ihr vorstellte, wurde er besonders gnädig empfangen.

Sie hatte auch gerade eine Arbeit für ihn zur Hand. Es galt, einen Brief an den kaiserlichen Rat Schönberg in Wien aufzusetzen, der über die Verlobung ihrer Nichten, die Töchter des römischen Königs Ferdinand, handelte. Er war deutsch abzufassen, weil der Empfänger keine andere Sprache verstand.

Nachdem sie dem Kavalier mitgeteilt hatte, was dies Schreiben bezweckte, ließ sie ihn allein; denn die Vesper rief sie ab, und später hielt Barbara sie zurück, da sie dem Kaiser allein und in Begleitung des Appenzelderschen Knabenchors einige Lieder vortrug und dies in so vollendet künstlerischer Weise that, daß die Königin, nicht nur dem Wunsche des Bruders gehorsam, sondern aus Wohlgefallen an dem herrlichen Gesange zurückblieb, bis das Konzert zum Abschluß gelangte.

Als Wolff in dem Schreibzimmer, das ihm zur Verfügung stand, den Brief eben vollendet, suchte der Haushofmeister Don Luis Quijada ihn auf.

Schon mehrmals hatte er ihm angedeutet, er habe etwas mit ihm im Sinne, das seinem Leben eine neue, seiner Meinung nach günstige Wendung zu geben verhieß. Jetzt eröffnete er ihm seinen Vorschlag.

Der Dienst zwang ihn, getrennt von seiner vielgeliebten, jungen und schönen Gattin Doña Magdalena de Ulloa zu leben. Auf seinem Schlosse Villagarcia in Spanien war sie zurückgeblieben. In ihrer Einsamkeit besaß sie nur eine rechte Trösterin: die Musik. Derjenige aber, der ihr bisher dabei Anleitung gegeben, der Hauskaplan, war gestorben. Was sein Können und seinen Geschmack anging, wäre er leicht zu ersetzen gewesen, doch suchte Quijada Eigenschaften bei seinem Nachfolger, die äußerst selten eine einzige Person schmücken, die er aber sämtlich in dem Kavalier zusammen zu finden meinte.

Zunächst mußte der Gesuchte wie der verstorbene Kaplan von Adel sein; denn seine Gemahlin mit einem Manne geringen Standes nah verkehren zu sehen, widerstand dem spanischen Großen, der doch im Felde nicht nur wegen seiner Tapferkeit, sondern auch wegen des gütigen Wohlwollens und der großen Gerechtigkeit, die er auch dem Geringsten angedeihen ließ, vielleicht der beliebteste unter allen Offizieren der Armee war.

Daß der Nachfolger des Kaplans ein guter, mit der niederländischen und italienischen Musik durchaus vertrauter Künstler sein mußte, verstand sich von selbst. Don Luis verlangte aber auch von dem neuen Lehrer und Hausgenossen Doña Magdalenas gute Umgangsformen, ein bescheidenes Wesen und vor allen Dingen eine Gesinnung, auf die er sich felsenfest verlassen durfte. Nicht als hätte er für die Treue der Gemahlin gefürchtet, in der er die reinste und edelste ihres Geschlechtes verehrte und deren er auch vor dem Kavalier mit Ehrfurcht und Liebe gedachte, — er wünschte vielmehr nur, sie vor jeder ihr mißfälligen Begegnung sicher zu stellen.

Ueberrascht hörte Wolff ihm zu.

Um keinen Preis, das hatte er fest beschlossen, wollte er in Regensburg bleiben.

Was konnte er dort finden, als immer neue Beunruhigung und nie endende Herzensnot, wenn er in der Nähe Barbaras verblieb, die seine Liebe verschmähte.

Was er an Ehrgeiz besaß, war nicht eben viel.

Nur um der Geliebten willen hatte er sich in der letzten Zeit zu lebendigerem Streben erhoben; sich aber mit seinen tüchtigen Kenntnissen und bei den guten Aussichten, die sich ihm bei Hofe eröffneten, in ein spanisches Schloß zu vergraben, um einer einsamen Edelfrau, wie hochgeboren, wie schön und liebenswürdig sie auch sein mochte und wie gern er auch ihrem vortrefflichen Gatten gefällig gewesen wäre, die Zeit mit Musik zu vertreiben, das erschien dem genügsamen Manne doch zu gering.

Quijada hatte sich das selbst gesagt und erkannte deutlich genug, was in dem Kavalier vorging.

Freimütig bekannte er darum auch, ihm sei wohl bewußt, wie wenig Verlockendes seiner Einladung für einen mit den seltenen Vorzügen Wolffs ausgestatteten Mann innewohne, er komme indes keineswegs mit leeren Händen, — und nun teilte er dem aufhorchenden Musiker mit, was er ihm zu bieten vermochte.

Das gab seiner Aufforderung dann freilich ein anderes Ansehen.

Die vornehme Familie Quijada und, als ihr Haupt, er selbst, hatte nämlich in der großen Residenzstadt Valladolid eine reiche Pfründe zu vergeben, die jährlich an tausend Dukaten abwarf. Mancher Sohn vornehmer Häuser bewarb sich um sie, er aber wünschte sie auf Wolff

zu übertragen. Zeitlebens würde sie ihm mehr als ein bequemes Auskommen sichern, ihm gestatten, ein Weib nach seiner Wahl zu ehelichen und,. hielt er in Villagarcia einige Jahre aus, ihm die Möglichkeit gewähren, ein artiges Vermögen zurückzulegen, da er im Schloß der Quijada als lieber Gast weilen und kaum je veranlaßt sein würde, den Beutel zu ziehen. Dazu treibe man auch in Valladolid Musik, und wenn Don Luis ihn dort bei dem Klerus einführe, könne es leicht geschehen, daß man sein großes Wissen und schönes Können in der Residenz benutzte, um ihm die Verbesserung und vielleicht endlich auch die Leitung der Kirchenmusik anzuvertrauen.

Da Doña Magdalena oft mehrere Monate bei ihrem Bruder, dem Marquis Rodrigo de la Mota zubrachte, konnte ihm auch von Zeit zu Zeit bewilligt werden, die Niederlande oder Italien zu besuchen, um dort an dem lebhafteren musikalischen Leben dieser Länder teilzunehmen.

Immer aufmerksamer folgte Wolff dieser Erklärung.

Da wurde ja aus dem schmalen Wege, der sich im Sande verlief, eine aufwärts führende Straße!

Es war ihm lieb, mit der Ablehnung zurückgehalten zu haben; doch diese Angelegenheit war so wichtig, daß der besonnene junge Mann, nachdem er Don Luis warm für seine gute Meinung gedankt, sich einige Bedenkzeit ausbat.

Zwar konnte Quijada versichern, daß die Statthalterin Doña Magdalena de Ulloa seiner Gemahlin, die sie von Kind an mit ihrer besonderen Huld beehrt hatte, zu Gefallen, seinem Ausscheiden aus ihrem Dienste kein Hindernis in den Weg stellen würde, Wolff bat ihn aber dennoch, Geduld mit ihm zu haben. Er sei kein Mann der schnellen

Entschlüsse. Nirgends könne er besser nachdenken als im Sattel auf einem langen Ritte. Von Brüssel aus wolle er ihm mit dem ersten Boten, der an den Kaiser abging, von seinem Entschlusse unterrichten. Schon jetzt dürfe er indes versichern, daß dies großmütige Anerbieten ihm sehr verlockend erscheine, da die Einsamkeit weit mehr Reiz für ihn habe als das geräuschvolle Treiben des Hofes.

Quijada bewilligte ihm gern die geforderte Frist, und vor dem Abschiede benutzte Wolff die Gelegenheit, ihm die von seinem Pflegevater gesammelten Papiere, die er bei sich trug, zu übergeben. Sie enthielten den Nachweis, daß er aus dem ehelichen Bunde eines Ritters mit einer Freiin hervorgegangen sei, und Don Luis übernahm es gern, sie durch den Kaiser bestätigen und seine Diplome in einer Weise erneuern zu lassen, die ihm, wenn er seiner Einladung folgte, auch in Spanien nützlich kein konnten.

So schied Wolff von dem Haushofmeister mit der Ueberzeugung, in diesem ausgezeichneten Manne einen wahren Freund zu besitzen. Wenn ihn die Frau Statthalterin nicht gewaltsam zurückhielt, wollte er sich zu Villagarcia wert seines Vertrauens erweisen.

Auf der Treppe begegnete er Don Pedro de Soto, dem Beichtvater des Kaisers. — Ehrerbietig verneigte er sich vor der würdevollen Gestalt des angesehenen Dominikaners, und dieser hemmte den Schritt, als er ihn erkannte, um ihn kurz einzuladen, ihm morgen einige Augenblicke zu schenken.

„Wenn ich Ew. Eminenz zu dienen vermag . . .“ entgegnete Wolff, indem er nach der feinen Hand des Geistlichen griff, um sie zu küssen; der Almosenier entzog sie ihm aber mit deutlich zur Schau getragener Kühle

und fiel ihm abweisend ins Wort: „Zunächst, Herr Kavalier, hätte ich Euch um eine Erklärung zu bitten. Wo die Pest auf allen Gassen wütet, soll man das eigene Haus sorgfältig vor ihr bewahren.“

„Ohne Zweifel,“ versetzte Wolff ahnungslos. „Morgen früh werde ich aber schon mit Ihrer Majestät der Frau Statthalterin . . .“

„Dann,“ entgegnete der Dominikaner und fuhr nach kurzem Zaudern fort: „dann schon jetzt, auf ein Wort.“

Darauf setzte er den Weg in den ersten Stock fort, und Wolff folgte ihm beklommen in ein der Treppe benachbartes, jetzt leeres Wartezimmer.

Der schwere Ernst in den klugen Augen des gelehrten Beichtvaters, die mild, nachsichtig und bisweilen sogar heiter blicken konnten, verriet, daß er etwas Gewichtiges mit ihm zu verhandeln wünschte; — doch schon die erste Frage, die der Pater an ihn richtete, gab dem jüngeren Manne die Ruhe zurück.

Der Beichtvater verlangte nur zu wissen, was ihn in das Haus des Mannes führe, der ihm als die Seele der evangelischen Neuerungen in seiner Vaterstadt und als Freund Martin Luthers bekannt sein müsse.

Gelassen teilte Wolff ihm nun mit, welche Anerbietung Dr. Hiltner als Syndikus der Stadt ihm im Namen des Rates stellte.

„Und Ihr?“ frug der Beichtvater gespannt.

„Ich lehnte sie aufs bestimmteste ab,“ entgegnete Wolff, „obgleich es meiner Neigung entsprochen hätte, in der Vaterstadt an der Spitze des musikalischen Lebens zu stehen.“

„Weil Ihr vorzieht im Dienst Ihrer Majestät der Frau Königin Marie zu verbleiben?“ frug de Soto.

„Nein, Eminenz. Wahrscheinlich werde ich die Stellung in ihrer Nähe sogar bald verlassen. Ich fürchtete vielmehr, daß ich es als guter Katholik zu schwer finden würde, im Dienste eines evangelischen Brotherrn meine Pflicht zu erfüllen."

„Das läßt sich hören. Was aber führte die Sängerin — Ihr wißt schon — in das nämliche Haus?"

Da konnte sich Wolff eines leisen Lächelns nicht erwehren und entgegnete eifrig: „Diese Jungfrau und ich wuchsen im nämlichen Hause zusammen auf, Eminenz, und sie kam aus keinem andern Grunde, als um mir Lebewohl zu sagen. Ein Lamm, das fester an dem Hirten hängt und die Ketzerei stärker verabscheut, möchte sich schwerlich in der Herde unseres Erlösers finden."

„Ein Lamm!" rief der Almosenier mit leisem Hohn. „Was soll man von der Feindin der Häresie denken, die mit dem Weibe des thatkräftigsten Ketzerhauptes zärtliche Küsse wechselt?"

„Mit Eurer Vergunst, Eminenz," versicherte Wolff, „bot ihr nur die Tochter die Lippen. Sie und die Mutter lernten die Sängerin bei den musikalischen Uebungen kennen, die der Rat hier veranstaltet. Die Musik ist das einzige Band, das zwischen ihnen besteht."

„Also doch ein Band," rief de Soto bedenklich. „Seht Ihr sie vor der Abreise wieder, so gebt ihr in meinem Namen den Rat, es zu zerschneiden. Sie fand freundliche Aufnahme und viel Gnade in diesem Hause, und wenigstens hier — sagt ihr das — herrsche nur ein Glaube. Glückliche Reise nun, Herr Kavalier."

Der Aufenthalt, den er durch dies Gespräch gefunden, veranlaßte Wolff, den Schritt zu beschleunigen.

Es war spät geworden, und Erasmus Eckhart wartete des Schulfreundes gewiß schon geraume Zeit im Kantorhause.

So verhielt es sich wirklich; doch der Wittenberger Magister, der erst vor vierzehn Tagen die Studienzeit abgeschlossen hatte und mit dem langen braunen Haar und den hellen blauen Augen noch aussah wie ein frischer Student, hatte wahrlich keinen Grund gehabt, sich über sein Ausbleiben zu beklagen.

Erst war er von Ursula, die schon das Bett verlassen hatte und langsam im Zimmer umherging, empfangen worden, und wie viel hatte die Alte sich von dem jungen Glaubensgenossen aus Wittenberg über Martin Luther, der nun nicht mehr war, und von dem Professor Melanchthon berichten zu lassen; Erasmus Eckhart aber stand ihr gern Rede; denn als Schulkamerad hatte er gute Freundschaft mit Wolff gehalten, unzähligemale war er im Kantorhause vorgesprochen und hatte im Winter einen Apfel, im Sommer eine Handvoll Kirschen von ihr bekommen.

Noch weniger war der Magister geneigt, Wolff wegen seines Ausbleibens zu zürnen, als Barbara bei Ursel erschien. Auch mit ihr hatte Erasmus als Knabe gespielt, und sie teilten mit einander einen Schatz von Erinnerungen aus der schönsten Zeit des Lebens.

Als Wolff endlich zurückkehrte und Barbara ihm die Hand reichte, beneidete Erasmus ihn um die herzliche Vertraulichkeit, mit der es geschah. Sie hatte den Junker aufs innigste von ihrem Vater zu grüßen und richtete dies gewissenhaft aus. Der Begleiter des alten Herrn hatte schon heute abend aufzubrechen geraten, weil die Erfahrung lehre, es sei bei einer weiten Reise besser für Mann und

Roß, vor der Stadt zu nächtigen. In dem guten Gasthofe von Winzer, eine Stunde hinter Regensburg, dächten sie einzukehren und von dort aus den Ritt zu beginnen.

Wolff wußte, daß viele Boten es ähnlich hielten, um dem Aufenthalt am Thore zu entgehen, und frug nur, wen der Vater sich zu seiner Begleitung auserwählt habe.

„Einen jungen Edelmann, der als Werbeoffizier hier war,“ entgegnete Barbara kurz.

Erst in der zwölften Stunde hatte sie gehört, auf wen die Wahl des Vaters gefallen sei, und Pyramus Kögel nur wiedergesehen, während der Roßknecht dem Kapitän das Felleisen auf den Sattel schnallte. Er war mit vor das Kantorhaus geritten, und während sie an ihm vorbeischaute, als entzöge eine Tarnkappe ihn ihrem Blicke, hatte er sie gefragt, ob sie keinen Wunsch in Betreff des Vaters auf dem Herzen habe.

„Daß ein anderer ihn begleitete,“ hatte die scharfe Antwort gelautet.

Bevor der Kapitän dann den Fuß in den Bügel setzte, war sie dem alten Manne um den Hals gefallen, hatte ihn zärtlich geküßt und ihm warme Wünsche mit auf den Weg gegeben. Tief bewegt war der Vater endlich in den Sattel gestiegen und hatte sie dem Schutze der gnadenreichen Jungfrau empfohlen. Es wurde auch ihm nicht ganz leicht, sich von ihr zu trennen, doch die Aussicht, hochgeehrt von seinem kaiserlichen Kriegsherrn mit vollem Beutel in die weite Welt zu reiten, that dem alten Abenteurerherzen so wohl, daß er zu keiner rechten Rührung gelangen konnte. Er war auch zu ehrlich, um eine Bewegung zu heucheln, die er nicht empfand, und geberdete sich deswegen, und da er ja sein Kind aufs beste aufgehoben

wußte, wie in jüngeren Jahren, wenn er, froh, die dumpfe Stadt, das Geschäft und die hochfahrende, nie zufriedene Gattin hinter sich zu lassen, leichten Sinnes in den Krieg gezogen war.

Während er den Rappen zwischen die Schenkel nahm und das mutige, ausgerastete Tier, das sich mit ihm im Kreise herumdrehte, zum Gehorsam zwang, schwenkte er den neuen Reiterhut; Barbara aber dachte dabei, daß er sie nur so sorgenfrei verlassen könne, weil sie ihn täuschte, und als ihr dann auch das steif in die Luft ragende zerschossene Bein des Vaters ins Auge fiel, überkam sie ein bitteres Weh.

Wie oft verursachten die alten Wunden ihm Schmerzen, plagten ihn auch andere kleine Gebresten. Wer sollte ihn unterwegs verbinden, wer ihm die Arznei reichen, die ihm Erleichterung verschaffte?

Da ergriff sie das Mitleid tiefer als je zuvor, und mühsam drängte sie die aufsteigenden Thränen zurück. Der Vater hätte sie doch vielleicht bemerkt; denn der eine Roßknecht trug eine Fackel, und die Laterne der einäugigen Magd schien ihr gerade ins Antlitz.

Während sie sich aber Gewalt anthat, um nicht laut aufzuweinen, hatte sie die Rührung und die Sorge um den Greis, der durch ihre Schuld einer so großen Gefahr preisgegeben wurde, zu dem Rufe gezwungen: „Habet acht auf ihn, Herr Pyramus, ich will es Euch danken."

„Das soll ein Wort sein, holdselige unholde Jungfrau!" hatte die schnelle Antwort des Werbeoffiziers gelautet.

Da schwang der Alte aber schon wieder den Hut, sein Rappe war in kurzem Galopp auf die Haid zugesprengt, und sein Begleiter ihm in ritterlich stolzer Haltung gefolgt.

Barbara hatte sich dann in das Haus zurückbegeben und die Magd ihr die Treppe hinangeleuchtet.

In ihrem Quartier war es völlig dunkel gewesen, und die Einsamkeit und Stille hatte sie dort bedrückt wie eine zentnerschwere Last. Dazu waren schreckliche Gedanken auf sie eingestürmt, die ihr sich selbst zeigten, wie sie in Not und Schande, verachtet, geschmäht, um einen Bissen Brot bettelte und den Vater unter dem gestürzten Pferde, auf dem einsamen Schmerzenslager, im Sarge.

Da war ihr der Aufenthalt in ihrer vereinsamten Wohnung unerträglich erschienen. Sie wäre um den Verstand gekommen, bis Quijada um Mitternacht kam, um sie auf kurze Zeit in das „Goldene Kreuz“ zu holen. Lange konnte sie heute nicht bei dem Geliebten bleiben, weil die Dienerschaft wegen der Abreise der Statthalterin früh auf sein mußte.

Bei Ursel war sie vor den Schrecken des Alleinseins bewahrt; denn außer der Stimme der Alten drang auch die eines Mannes zu ihr durch das offene Fenster. Es mochte doch wohl die des Kindheitsgenossen sein. In seiner Nähe gewann sie den verlorenen Frieden am leichtesten zurück.

Statt seiner hatte sie dann zuerst nur Erasmus Eckhart gefunden.

Aus dem starken, kühnen Knaben war ein ansehnlicher Mann geworden.

Ein gewisser Ernst hatte sich seiner frühzeitig bemächtigt, und während seine festgeschlossenen Lippen für sein Vermögen, zäh an einem Entschluß festzuhalten, zeugten, ging von seinen hellen Augen ein schwärmerischer Glanz aus.

An ein ernstes und hohes Streben konnte sie bei

diesem jungen Manne glauben, und gerade darum hatte es ein sonderbares Mißgefühl in ihr erweckt, als er sie in froher Laune an die thörichten Streiche erinnerte, zu denen sie sich als Kind oft hatte fortreißen lassen und die einem Buben besser angestanden hätten.

Es war ihr, als bewiese er ihr damit einen Mangel an Rücksicht, dessen er sich gegenüber einer Jungfrau, die er hochschätze, schwerlich unterfangen hätte, und solche leichte Art der Begegnung von seiten eines so jungen Mannes zu dulden, widerstand ihr, der gefeierten Künstlerin, die kein geringerer als Kaiser Karl seiner Liebe wert hielt.

Auf Verehrung erhob sie keinen Anspruch, wohl aber auf Bewunderung und auf die Anerkennung, etwas Ungewöhnliches, in seiner Art Großes zu sein.

Schon um des Herrn willen, der sie zu sich hinaufhob, war sie sich schuldig, auch in der äußeren Haltung zu beweisen, daß sie an vornehmer Würde nicht allzu tief unter ihm stand.

Das gelang ihr auch vortrefflich während des Gesprächs über Musik und Gesang, das sie mit Erasmus führte.

Als sie endlich heimzukehren begehrte, begleitete Wolff sie die Treppe hinan, unterrichtete sie von seinem Gespräche mit dem Beichtvater und warnte sie dabei vor unvorsichtigen Besuchen der Hiltners, solange der Kaiser zu Regensburg Hof hielt.

In den Verdacht der Ketzerei zu geraten, hätte sie am letzten erwartet. Thöricht, ja lächerlich nannte sie ihn. Bevor sie Wolff die Hand zum Abschied reichte, versprach sie ihm aber dennoch, dem Almosenier bei der nächsten Gelegenheit zu zeigen, auf eine wie falsche Fährte er geraten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als Wolff zu Erasmus zurückkehrte, versicherte dieser dem Freunde, in Regensburg keiner Jungfrau begegnet zu sein, die mit seltenen Gaben jene Hoheit verbinde, die er sonst nur an den Damen bewundert, denen er am kurfürstlich sächsischen Hofe begegnet war. Dabei leuchteten ihm die glänzenden Augen heller auf, und wie ein Mädchen errötend, bekannte er dem Freunde, daß die Verheißung der Jungfrau Blombergin, ihm einmal eine seiner eigenen Kompositionen vorzusingen, ihn glücklich mache.

In Wolff hatte das Verhalten Barbaras die zurückgedrängte Liebesflamme zu neuem Auflodern gezwungen.

Jetzt erst entsprach die Geliebte voll und ganz der Vorstellung, die er sich von der „Königin" seines Herzens gebildet.

War es die schmerzliche Trennung von ihm, war es der Abschied vom Vater oder ihre neue Minne, die ja einem gelten sollte, den auch er hochhielt, was ihrem Wesen den Stempel eines Adels aufdrückte, der ihr so wohl stand, wie er vortrefflich zu ihrer vornehmen Schönheit paßte?

Nie noch war es ihm so ganz unmöglich erschienen, daß er sie einem andern widerstandslos überlassen sollte. Vielleicht war der Auserwählte eines solchen Edelsteins würdiger als er; die Liebe keines andern konnte aber an Kraft und Glut die seine überbieten. Sie hatte sich bewährt, und einen verächtlichen Freier brauchte er sich auch nicht mehr zu nennen; denn wenn er in Besitz der Pfründe trat, die Don Luis für ihn bereit hielt, wenn er in Valladolid zu einer großen Stellung gelangte ... Aber der Freund ließ ihm keine Zeit, solchen Gedanken weiter nachzuhängen; denn während Barbara bald nach Mitternacht die Treppe wie eine Verbrecherin herabschlich und Quijada sie zu dem kaiserlichen Geliebten führte, begann Erasmus ihn mit Anforderungen zu bedrängen, die er zurückweisen mußte.

Dem Wittenberger Magister brannte seit dem ersten Wiederbegegnen mit dem Freunde die Frage auf der Zunge, wie er, der schon in der Poetenschule Einblicke in das reine Gotteswort erhalten, es über sich gewinne, die Ketten Roms weiter zu tragen und katholisch zu bleiben.

Diese Frage hatte Wolff vorausgesehen, und während er jenem den Becher mit dem guten Würzburger Weine füllte, für den Ursula gesorgt, bat er ihn, bei ihrer Unterhaltung den Glauben aus dem Spiele zu lassen.

Doch gerade um über ihn mit dem Freunde zu reden, war der junge Wittenberger Theolog gekommen.

Die Religion, versicherte er in der ihm eigenen feurigen Weise, sei in dieser Zeit die Achse, um die sich das innere Leben der Welt und jedes einzelnen drehe. Für sie, um deretwillen es sich zu sterben lohne, habe er sich zu leben entschlossen. Er wisse, wie schwere Gefahren für eine

streitbare Natur wie die seine damit verbunden wären, doch aus tief innerlichem Beruf sei er evangelischer Theolog, ein Kämpfer für die Befreiung der unter der Tyrannei Roms seufzenden Sklaven geworden. Ein ernstes Gespräch mit einem Freunde, der ein Deutscher sei und sich sträube, einer Bewegung des Geistes zu folgen, die dem innersten Kern des deutschen Wesens, Fühlens und Denkens entstamme und berufen sei, die Leiden der deutschen Nation zu heilen und sie vor dem schnödesten Mißbrauch zu bewahren, sei für ihn undenkbar.

Diese Erklärung wurde von Wolff mit der Versicherung unterbrochen, er müsse dennoch von einem Glaubensstreite mit ihm abstehen; denn sie würden mit gar zu verschiedenen Waffen kämpfen. Erasmus sei als Theolog tief eingeweiht in den evangelischen Glauben, während er sich nur infolge der Geburt und mit Laienverstand und Wissen zum Katholizismus bekenne. Dennoch würde er dem Streite nicht aus dem Wege gehen, wenn ihm nicht die Hände durch den heiligsten der Eide gebunden wären.

Dann wandte er den Blick rückwärts, und während er selbst den ergreifendsten Augenblick seines Daseins gleichsam zum zweitenmale durchlebte, führte er den Freund an das Krankenbett seiner verstorbenen Mutter.

In lebendiger Rede schilderte er, wie die fromme Witwe und Nonne den Sohn beschwor, wie ein Fels im Meer dem Ansturm der neuen aufrührerischen Ideen Widerstand zu leisten, damit nicht die Tausende der Gebete, die sie für ihn, für seine und die Seele des Vaters gesprochen, vergebens wären.

Dann bekannte er, daß er gerade zu jener Zeit als Schüler der Poetenschule unter dem Einfluß des Magisters

Naevius gestanden, dessen evangelische Gesinnung Erasmus ja kenne, und schilderte, wie schwer es ihm geworden sei, den Eid zu leisten, den er indes, nun er ihn einmal geschworen, halten würde, auch wenn das Leben und die eigene Einsicht ihn nicht gelehrt hätten, dem alten Glauben vor jeder neuen Lehre, gleichviel, ob sie von Luther ausgehe, von Calvin oder Zwingli, den Vorzug zu geben.

Auf diese Erklärung hatte Erasmus kurze Zeit keine Erwiderung gefunden, und Wolffs alte Pflegerin, die sich selbst aus voller Ueberzeugung zu den Evangelischen hielt und seiner Rede aufmerksam gefolgt war, forderte den jungen Glaubensgenossen durch allerlei Winke auf, den Entschluß des Freundes zu achten.

Auf den jungen Magister war das Bekenntnis des Schulkameraden nicht ohne Wirkung geblieben.

Der Name „Mutter“ erfüllte auch ihn mit Ehrfurcht.

Zwar hatte seine Geburt der seinen das Leben gekostet, doch besaß er längst eine feste Vorstellung von ihrem Sein und Wesen und hatte ihr genau dieselbe Stelle eingeräumt, an der in seinen ersten Schuljahren die Jungfrau Maria gestanden.

Einen andern verführen, einer Mutter den geleisteten Eid zu brechen, wäre sündhaft gewesen. Doch ein kurzes Nachdenken änderte ihm den Sinn.

Gab es nicht Verhältnisse, in denen die Schrift selbst gebot, Vater und Mutter zu verlassen, hatte Jesus Christus nicht die Preisgabe jedes alten Verhältnisses und das ihm Nachfolgen denen zur Pflicht gemacht, die seine Jünger werden wollten? Was bedeutete das Wort, das der Heiland seiner erhabenen Mutter zurief: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ anderes, als daß es geboten sei,

sich, wo es den Glauben galt, sogar von der Mutter abzuwenden?

Dem jungen Bibelkenner hatte auch noch manche andere Stelle der Schrift den Mut gestärkt, als er Wolff endlich mit einem Blicke des Einverständnisses zutrank und dabei bemerkte: „Wie dürfte ich mich des Versuches unterfangen, Dich von einem so heiligen Eide abwendig zu machen?" ihm aber dennoch gleich darauf alles vorführte, was der Sohn, der in Glaubenssachen andere Wege geht wie die Mutter, zu seiner Rechtfertigung anzuführen vermag.

In Brüssel hatte Wolff noch vor kurzem einen Superior der neuen Gesellschaft Jesu, deren Mitglieder sich als Verteidiger des so hart angegriffenen Papsttums jetzt überall zeigten, versuchen sehen, den Sohn evangelischer Eltern mit den nämlichen Argumenten zum Katholizismus zurückzuführen. Er gestand dies auch dem Freunde und bekannte sich dabei zu der Ueberzeugung, auch der Jesuit hätte in gutem Glauben geredet.

Da zuckte der Magister die Achseln und sagte: „Wohl gibt es der Wohnungen mehrere in unseres Vaters Hause, doch wer will uns verdenken, wenn wir die schadhafte alte, in der uns die Freiheit beschränkt und das Gewissen belastet wurde, verließen und der neuen den Vorzug gaben, in der der Mensch sich keinem andern Sterblichen unterwirft, sondern nur dem klaren Worte der Schrift und dem Richter in der eigenen Brust? Diese Wohnung, die jedem offen steht, dem die alte das Herz beklemmt, wenn wir sie der baufälligen von früher vorziehen . . ."

„So," unterbrach ihn Wolff, „müßt ihr euch doch sagen, daß ihr viel in der alten zurücklaßt, woran es in der neuen mangelt, mit wie guten Dingen ihr sie auch

ausstatten mögt. Nicht eurem neuen Heim, nur dem alten gehört die Geschichte unseres Glaubens und seiner Entwicklung an."

„Wir stehen auf ihr, wie jedes Neuere auf Aelterem fußt," versetzte Erasmus eifrig. „Was wir von uns weisen und uns mit in das neue Haus zu nehmen weigern, das ist nicht der heilige Glaube, sondern nur seine Verunstaltung, seine Herabwürdigung und Fälschung."

„Nennt es so," entgegnete Wolff gelassen. „Ich hörte, was Du wohl mit diesen harten Worten im Sinne hast, anders nennen und deuten. Ist es aber nicht das alte Haus, und dies allein, in dem für das Christentum die Märtyrer verbluteten? Wo erfüllte es seine hohe Aufgabe, das Herz der Menschheit mit Liebe zu sättigen, die Sitten roher Heiden zu sänftigen, die Wälder zu lichten, wüste Flächen in Aecker umzugestalten, das Kreuz auf Kirchen und Kapellen zu pflanzen, mit der weihevollen Stimme der Glocke zur Predigt zu rufen, die Liebe kündet und Frieden? Wo öffnete es die Pforten der Schule, die den Geist vorbereitet, seiner wahren Bestimmung zu genügen, und den Menschen erst recht befähigt, ein Ebenbild Gottes zu werden? Von der alten Wohnung aus wurde auch aus diesem Lande, das Sumpf, Moor und undurchdringliche Wälder bedeckten, das gemacht, was es jetzt ist, von ihr ging die Pflege der Wissenschaft aus und der Künste, von der ich in euren Kreisen noch wenig gewahrte."

„Laß uns Zeit," rief der Magister, „und vielleicht gelangt ihre Blüte in unserer Wohnung zu unübertroffen reicher Entfaltung. Mit wie lockeren Fäden waren die Humanisten noch mit euch verbunden!"

„Und der feinste Geist von allen, der große Gelehrte,

dessen Namen Du trägst, ist, wenn er auch manches in unserem alten Quartier der Verbesserung wert hielt, dennoch bis an sein Ende der unsere geblieben. Jesus Christus ist eins, und so soll es seine Kirche auch bleiben. Es fragt sich nur, was der Heiland euch Evangelischen, was er Dir, mein Freund, noch gilt?"

Da fiel ihm Erasmus feurig ins Wort: „Vor wie vielen Heiligen und vor wie viel anderem, das eure Kirche verehrt sehen will, beugt gerade ihr sonst noch das Knie; wir aber thun es nur vor der erhabenen Drei. Und Jesus Christus, der Sohn, was er mir gilt, willst Du wissen? Alles und mehr als alles, lautet die Antwort. Ich lebe und atme in meinem Heiland. Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

Dabei richtete der junge Theolog die glänzenden Augen in die Höhe und fuhr fort: „Auf ihn, sein Wort, seine Liebe allein gründet sich unsere Lehre, und wer unter den begeisterten Verkündern des Christentums in alter Zeit hätte den Glauben an ihn mit wärmerer Innigkeit erfaßt als derselbe Martin Luther, den ihr auf den Scheiterhaufen geführt hättet, wäre Kaiser Karl das gegebene Wort nicht lieber gewesen als der Beifall Roms. O Freund, auch unser junger Glaube darf auf Märtyrer weisen. Denke an den böhmischen Bekenner Johann Huß und die wahren Christen, die in den Niederlanden und in Spanien auf dem Scheiterhaufen verbrennen und auf dem Richtplatz verbluten, weil sie die Bibel, das Wort Gottes und ihres Heilandes, lesen und lieber sterben, als es verleugnen. — Käm' es zum Aeußersten, auch hier wären Tausende bereit, den Holzstoß zu besteigen, und ich

an ihrer Spitze. Kommt es jetzt zum Kriege, fällt Kaiser Karl der Sieg zu und will er sich dem römischen Einflusse nicht ernstlich entziehen, — wer kann wissen, was uns Evangelischen dann bevorsteht? Aber wie es auch kommt, mir bangt nicht. Wir deutschen Städter, die wir unsere Geschicke selbst zu leiten und an den Verfassungen, die wir uns selbst gaben, zu halten gewohnt sind, die wir mit eigener Kraft unsere festen, wohnlichen Giebelhäuser und hochragenden edlen Dome erbauten, wollen auch das Leben unseres Geistes und unserer Seele unabhängig erhalten. Rom mit seinen Priesterlegionen maßte sich das Recht an, nicht nur in unser bürgerliches Leben einzugreifen, sondern auch in unsere Häuser, in das eheliche Gemach und in die Kinderstube zu dringen. Wozu konnte es den einzelnen nicht bestimmen kraft der Macht, die es sich zuschreibt, zu binden und zu lösen, die Sünden zu vergeben und den Scheidenden das Himmelsthor aufzuthun oder zu verschließen? Was es mit dem Gnadenschatze der Kirche auf sich hat, wissen wir. Es liegt ein tiefer, schöner Sinn dieser Vorstellung zu Grunde. Bis zum schnöden Ablaßkram ist sie aber entartet. Wir sind innerliche Naturen. Daß das Werk selig mache: Schenkungen an die Kirche, Fasten, Kasteiungen, Weltflucht, Selbstbeschränkung in der Zelle — wir glaubten es lange, und unser Reichtum wanderte nach Rom. Auf den schönsten Plätzen an Berg und Strom sucht man selten vergebens nach einem Kloster! Endlich aber bäumte der gesunde Sinn Deutschlands sich auf, und als Luther die armseligen Gichtbrüchigen und Lahmen zu Rom die Laterantreppe auf den Knieen hinaufrutschen sah, rief eine innere Stimme ihm das große ‚sola fide‘ zu, worauf

unser Glaube sich gründet. Nur in ihm, in der Hingabe an Jesus Christus beruht das Heil."

„Und dem frommen Werke," frug Wolff, „sprecht ihr darum kühn genug die heilbringende Kraft ab?"

„Ja," lautete die bestimmte Antwort, „soweit es nicht aus dem Glauben hervorgeht."

„Als wenn die Kirche nicht dieselbe Anforderung stellte!" versetzte Wolff in lebhafterem Tone. „Mit dem Ablaß wurde allerdings schnöder Unfug getrieben, — doch auf dem Konzil zu Trient soll gegen ihn eingeschritten werden. Kein würdiger Priester ist der Meinung, mit bloßem Geld und Gut sei eine Unthat zu sühnen oder der Himmel gnädig zu stimmen. Innige Reue oder frommer Glaube soll die Spende, das Fasten und was der Gläubige sonst sich hienieden auferlegt, auch bei uns begleiten. Der Mensch ist nun einmal so, daß ihm nur recht tief geht, was auch der Körper mitempfindet. Der Schlag des Lehrers wirkt tiefer als sein Wort, eine Gabe macht williger als die Bitte, und der Zug nach Askese und Buße ist echt christlich und auch manchem andersgläubigen Volke eigen. Dein Erasmus sagte, mit dem Herzen sei er katholisch, mit dem Magen wünsche er evangelisch zu sein. Ihr habt es leichter als wir."

„Im Gegenteil," brauste der Magister hier auf. „Ein Kinderspiel ist es für euch, durch Leistungen, die wahrlich nicht tief ins Fleisch schneiden, Vergebung zu erlangen; wer aber unter uns fehlte, eines wie ernsten Ringens in der eigenen Brust bedarf es für ihn, bevor er zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Schuld durch tiefe Reue und bessere Thaten gesühnt ward."

„Dafür kann ich einstehen," ließ sich hier die alte

Ursel vernehmen, die dem Gespräche der beiden von ihrem Lehnstuhle aus mit atemloser Spannung gefolgt war. „Jesus, Maria! Rein wie eine weiße Taube ging man fort vom Beichtstuhle, wenn man die Absolution bekommen und die Buße abgethan hatte; aber nun ich zu den Evangelischen gehöre, da fällt es schwer, mit seinem lieben Heiland und sich selbst ins reine zu kommen."

„Und das soll meinem Glauben zu Ungunsten gereichen?" fragte Wolff. „So weit ich die Menschen kennen lernte, wird sich wenigstens die Mehrzahl nicht eilen, zu dem ‚mit sich ins reine kommen' unserer Ursel zu gelangen. Ich fürchte sogar, daß es in eurer Mitte viele gibt, die es gar nicht mehr drängt, auf kleine Vergehen und auf ihre Vergebung zu achten ..."

Hier unterbrach ihn Ursel von neuem mit einem verneinenden Zwischenruf, den ein abwehrendes Schütteln der mageren alten Hand begleitete; Wolff aber sah auf die Uhr, die der Kantor von den Mitgliedern des Domchores, den er jahrelang geleitet, als Ehrengeschenk erhalten hatte.

Es war schon halb zwei, und er mahnte nun um Ursels willen, die sich immer noch zu schonen hatte, zum Aufbruch. „Sich gegen zwei zu wehren," sagte er heiter, fehle ihm ohnehin das Vermögen.

Auch Erasmus war überrascht von der späten Stunde und griff, nachdem er der Alten die Hand gereicht und ihr versprochen hatte, sie wieder zu besuchen, nach dem Baret.

Wolff gab ihm das Geleit.

Die Mainacht war schwül und in dem niedrigen städtischen Zimmer die Luft heiß und drückend gewesen. Gern hätte er den vergeblichen Streit ruhen lassen,

dem Magister aber lag es am Herzen, den Schulfreund für die Lehre zu gewinnen, der er mit ganzer Seele anhing.

Er that es mit allem Eifer, doch wollte es ihm auch bei dem nächtlichen Gange nicht gelingen, den Gegner zu überzeugen. Beiden war ihr Bekenntnis teuer. Erasmus sah in dem seinen die Rückkehr zu der reinen Lehre Christi und die Befreiung der menschlichen Seele von alten Banden; Wolff, den schon in der Schule ein evangelischer Lehrer auf sie hingewiesen hatte, verschloß sich den Mißbräuchen mit nichten, die sich in das seine eingeschlichen hatten, er hing aber mit warmer Liebe an der heiligen Kirche, die seinem Gemüte mit vollen Händen entgegenbrachte, wessen er bedurfte.

Ihr verdankte auch seine Kunst sicher das Beste: die erhabensten aller Stoffe strömten dem Musiker, und nicht ihm allein, sondern auch dem Maler, dem Architekten und Bildhauer aus dem unerschöpflichen Borne des Glaubens zu, wie er sich im heiligen Reiche der katholischen Kirche, und nur in ihm, aus tausend Rinnsalen und Zuflüssen gebildet. Der vollste Strom — er wußte es wohl — stammte aus dem heidnischen Altertume, doch woher diese Speisung des Quells auch immer kam, die Kirche hatte ihn sich anzupassen, zu wahren und zu heiligen verstanden.

Erasmus hörte, während ihm Wolff diese Gedanken lebhaft darlegte, schweigend zu; als jener aber mit der Versicherung schloß, nie und nimmer würde der evangelische Glauben zu der gleichen herzerhebenden Kraft gelangen, unterbrach ihn der Magister mit dem Rufe: „Das werden wir abzuwarten haben!"

Der Musik, fuhr er fort, hätte schon Luther aufs kräftigste Vorschub geleistet, und die deutsch-evangelischen

stünden schon jetzt nicht gar zu weit hinter den niederländischen Tonsetzern zurück. Auf den großen Albrecht Dürer dürfte die katholische Kirche keinen Anspruch mehr erheben, und wenn die Kunst aufhöre, Bilder von Heiligen zu schaffen, mit denen der kindliche Geist der geringen Leute Abgötterei treibe, um so besser. Das Unendliche und Ewige sei kein Stoff für den Maler. Durch Vermenschlichung Gottes würde sein unendliches und unbegrenztes Wesen nur verkleinert. Aus dem irdischen Leben wüchsen der Kunst Stoffe genug entgegen. Der Mensch selbst sei für den Menschen das des Nachgestaltens würdigste Vorbild, und schönere Bildnisse von Männern und Frauen, als jetzt auch von evangelischen Künstlern hergestellt würden, hätte vielleicht keine frühere Zeit geschaffen.

Zu ihrer eigenen Ueberraschung waren sie bei dieser Wechselrede an das Hiltnersche Haus gelangt, und Erasmus ersuchte den Freund, noch mit in sein Zimmer zu kommen, um bei einem Becher Wein ihm, der das letzte Wort behalten habe, zu entgegnen. Aber Wolff hatte schon in seiner Behausung dem feurigen Würzburger aus dem Kantorkeller stärker als gewöhnlich zugesprochen. Außerdem erschien es dem verständigen jungen Manne, so viel er dem Magister auch noch zu entgegnen hatte, dennoch geraten, das Haus des Syndikus fürs erste zu meiden. Der Argwohn des Beichtvaters war einmal erwacht, und de Soto ein Dominikaner, der der heiligen Inquisition gewiß nicht fern stand.

Während Erasmus den Freund noch mit heißem Kopf und in großer Erregung zum Eintreten drängte, sagte Wolff ihm darum unerwartet schnell und entschieden Lebewohl.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In dem Gefühle, dem gelehrten Gegner gegenüber die Sache seiner Kirche mit bester Kraft geführt zu haben und nicht unterlegen zu sein, ließ Wolff das Hiltnersche Haus hinter sich zurück. Aber er war doch nicht ganz zufrieden. In früheren Jahren hatte er die Huttenschen Zwiegespräche gelesen, und wenn er ihre Angriffe gegen den heiligen Vater in Rom auch mißbilligte, hatte er dem feurigen Ritter die Liebe für sein Vaterland doch warm nachempfunden.

Wie weit auch der Deutsche bei Hofe hinter dem Niederländer, dem Spanier und Italiener zurückstand, war er doch stolz, ein Deutscher zu sein, und es verdroß ihn, nicht wenigstens den Versuch gemacht zu haben, die Beschuldigung des Magisters zurückzuweisen, der Katholik, dem die Obrigkeit Roms für die höchste galt, stünde hinter dem Evangelischen an Vaterlandsliebe zurück.

Aber es wäre ihm doch so wenig gelungen, Erasmus zu überzeugen, wie es den hochgelehrten Theologen, die hier in Regensburg vor kurzem auf Veranlassung des Kaisers ein ernstes Religionsgespräch hielten, geglückt war, auch nur von ferne zur Verständigung zu gelangen.

Als er die Haid betrat, drängten dann auch neue, näher liegende Fragen diese höchsten in den Schatten.

Gleich sollte er wieder das Kantorhaus betreten, und über ihm würde dann die Geliebte ruhen, und ganz allein, unbewacht und unbehütet, vielleicht von einem andern träumen.

Wer war es, um dessentwillen sie ihm das Herz entzog, auf dessen Besitz er doch die allerbesten und jedenfalls die ältesten Rechte besaß?

Baron Malfalconnet gewiß nicht.

Weder an Peter Schlumperger noch an den jungen Crafft durfte er denken.

Vielleicht gehörte der Glückliche dennoch zum Hofe. War das aber der Fall, wie leicht wurde ihm jetzt das Spiel gemacht mit der von keinem treuen Auge behüteten Jungfrau.

Das Herz schlug ihm schneller, als er in die Rote Hahnengasse eintrat.

Noch stand der Mond am wolkenlosen, sternenreichen Himmel und beschien die eine Seite der Straße mit ruhigem Silberglanz. Der Erker Barbaras wurde von ihm gestreift und — was war das? — es mußte noch ein Lämpchen in ihrem Zimmer brennen; denn das Fenster war, wenn auch nur schwach, beleuchtet. Vielleicht hatte sie das Licht entzündet, weil sie in dem einsamen Quartier von Angst ergriffen worden war.

Nun ging er in schräger Richtung seinem Hause entgegen.

Da gewahrte er eine hohe Männergestalt.

Was hatte sie dort in dieser Stunde zu schaffen?

War es ein Dieb oder Einbrecher?

An schlechtem Gesindel fehlte es nicht in dieser Notzeit.

Noch trug Wolff das Hofkleid und den kurzen Paradirdegen, der dazu gehörte, am Gehäng.

Das Herz schlug ihm schneller, während er die Klinge lockerte und auf den verdächtigen Nachtvogel zuschritt.

Da gewahrte er, daß der andere in aller Ruhe den großen Hausschlüssel umdrehte und aus der Thüre zog.

Das konnte kein Dieb sein.

Nein, gewiß nicht! Ein hochgewachsener Herr war es.

Ein langer Mantel bedeckte zum Teil die vornehme Gestalt und die spanische Hoftracht.

Kein Zweifel! Er konnte sich nicht irren; denn während jener den Schlüssel zu sich steckte, war ihm der Umwurf von der einen Schulter geglitten.

„Malfalconnet,“ murmelte Wolff vor sich hin und schloß die Hand fester an den Griff des kurzen Degens.

Im nämlichen Augenblick zeigte ihm aber das Mondlicht das Antlitz des Spaniers. — Da lief es ihm kalt und dann siedend heiß über den Rücken; denn der nächtliche Eindringling in sein Haus war nicht der Baron, sondern Quijada, der edle Don Luis, sein Gönner, der eben noch die Tugenden, die Schönheit, die Güte der unvergleichlichen Doña Magdalena de Ulloa, seiner herrlichen Gemahlin, in den Himmel erhoben. Nach Spanien hatte er ihn, den Freund und Hausgenossen seines Opfers, schicken wollen, um der Lehrmeister seiner betrogenen Gattin zu werden.

Er durchschaute das Spiel, und es war ihm, als müßte er hell auflachen vor Freude über den eigenen Scharfsinn, vor Wut und vor Verzweiflung.

Wie fein das alles ausgesonnen war, und doch wie roh und wie plump!

Erst hatte der ruchlose Bube, der so viel über den Kaiser vermochte, den alten Blomberg in die Ferne gesandt; jetzt sollte er, Wolff, ihm folgen, damit niemand sich zwischen das Wild stelle und den Verfolger.

Quijada mußte der Geliebte Barbaras sein.

Um des Spaniers willen hatte sie ihn preisgegeben und vielleicht gar bei diesem ruchlosen Handel die Ratgeberin gespielt. So mußte es sich wohl verhalten; denn wer sonst konnte wissen, was sie ihm war?

Aber nein!

Er selbst hatte der sündlichen Leidenschaft dieses Paares Vorschub geleistet; denn wie warm hatte er das Lob der Geliebten vor dem Haushofmeister gesungen! Und dann: bei wie so manchem Gespräche mit Barbara war Quijadas Erwähnung geschehen, und immer hatte er vor ihr dieses Mannes mit inniger Verehrung gedacht. Daher ihre Aeußerung, er selbst halte ihren Erwählten der Hochachtung wert.

In wenigen Sekunden jagten ihm diese Gedanken blitzschnell durch das erhitzte Gehirn.

Die Straße begann sich um ihn her zu drehen, und ein tiefer Abscheu vor dem schnöden Verräter, ein Haß ohnegleichen gegen den Vernichter seines Glücks, gegen die Verführte und das Leben, das durch solche Abgründe führte, bemächtigte sich des betrogenen Mannes.

Aus ihren Armen hatte der Ruchlose sich eben gewunden, ihr Kuß glühte ihm wohl noch auf den treuvergessenen Lippen!

Da ächzte er wie ein schwer getroffenes Wild schmerzlich auf und einen Augenblick schien es ihm das beste, dem eigenen verwüsteten Leben ein Ende zu machen.

Doch Wut und Haß hetzten ihn auf ein anderes Opfer, und seiner selbst nicht mächtig, stürzte er mit erhobenem Degen auf den gleisnerischen Verführer ein.

Bei diesem völlig unerwarteten Ueberfall fand Don Luis nicht Zeit, das Schwert zu ziehen, doch drängte er in schneller Gegenwart des Geistes die Hand mit der Klinge zur Seite, ergriff, während er im linken Arm einen stechenden Schmerz fühlte, mit der rechten Hand den Mörder, schwang mit der ihm eigenen großen Kraft und Gewandtheit seinen leichten Körper in die Höhe und schleuderte ihn mit aller Gewalt auf die steinerne Treppe des Kantorhauses.

Kein Wort, nur ein wilder Wutschrei und dann ein klägliches Stöhnen war Wolff bei dieser raschen Gewaltthat von den Lippen geklungen.

Verächtlich stieß der Spanier die leblose Masse am Boden mit dem Fuße zur Seite.

Sein Hochmut achtete es nicht der Mühe wert, sich zu überzeugen, was dem gestraften Raubmörder zugestoßen war. Er hatte Wichtigeres zu thun; denn das eigene Blut floß ihm voll und warm über die Hand.

Beim Stiergefecht und im Kriege gewohnt, Ruhe und Umsicht auch in der schwierigsten Lage zu bewahren, sagte er sich, daß es das Geheimnis seines Herrn dem Regensburger Gerichte und damit der Oeffentlichkeit preisgeben heiße, wenn seine Verwundung mit dem Totschlag vor diesem Hause in Zusammenhang gebracht wurde.

Er hatte gehört, wie der Schädel des Strauchdiebes an die granitene Treppenstufe vor dem Kantorhause prallte. Die dunkle, regungslose Masse da vor ihm war darum doch wohl eine Leiche.

Mit ihr hatte es Zeit; der eigene Zustand nötigte ihn aber, seiner zu achten. So trat er denn in den Schatten eines hohen Gebäudes gegenüber dem Kantorhause, und als er sich überzeugt, daß die Straße völlig menschenleer war, zog er den schmerzenden Arm aus dem Wamse und untersuchte, so gut das spärliche Licht es erlaubte, die Wunde. Zwar war sie tief, doch schien die Waffe des Räubers nur das Fleisch getroffen zu haben.

Ein Griff, und Quijada hatte sich die Krause vom Halse gerissen, und als diese nicht reichte, mit der Schwertspitze und den Zähnen ein Stück der feinen Leinwand vom Hemde getrennt.

Für den ersten Verband mochte es genügen.

Die geschickte Hand, die in der Schlacht manchem blutenden Kameraden Beistand geleistet, war bald mit ihm fertig.

Dann warf er den unbeschädigten Mantel wieder um und wandte sich dem leblosen Körper vor der Treppe des Kantorhauses zu.

Da lag die Waffe des Mörders: ein hübsch gearbeiteter, kurzer Paradirdegen mit Elfenbeingriff, nicht das Messer eines gemeinen Strauchdiebes.

Daher auch die geringe Breite der Wunde.

Wer aber hatte ihm mit dieser feinen Stahlklinge nach dem Leben getrachtet?

Am Hofe gab es geringe Seelen genug, die ihm die Gunst des Kaisers neideten, sein Amt nötigte ihn oft, auch höher Stehende von der Person der Majestät zurückzuweisen; hart oder ungerecht — er durfte es sich sagen — war er indes auch Geringeren niemals begegnet. Hatte er durch stolzes Selbstbewußtsein einen andern ver-

letzt, war es unwissentlich geschehen. Er konnte eben nichts für die ihm angeborene Art des Kastiliers.

Uebrigens blieb ihm zum Nachdenken wenig Zeit; denn kaum hatte er das Blut, das das Gesicht des Zusammengesunkenen bedeckte, mit dem Mäntelein, das neben ihm lag, flüchtig beseitigt, als er entsetzt von ihm zurücktrat; denn derjenige, der ihm nach dem Leben getrachtet, war derselbe Mann, den er heute mit dem höchsten Vertrauen geehrt und auserlesen hatte, der Lehrer und Hausgenosse seiner Gemahlin zu werden, die ihm teurer war als das Leben.

Hier mußte ein grausames Mißverständnis, ein beklagenswertes Verkennen sein Spiel getrieben haben, und rasch genug kam er auf die richtige Fährte.

Der unglückliche Kavalier liebte Barbara und hatte ihn, Luis, für ihren Verführer und nächtlichen Besucher gehalten.

Unselige Verirrung des Kaisers, deren beklagenswerte Folgen jetzt schon begannen!

Mitleidsvoll und mit aufrichtiger Reue über seine allzu gewaltthätige Gegenwehr beugte er sich über den schwer verletzten Mann. Der Herzschlag war immer noch fühlbar, doch regte er sich, gewiß wegen des starken Blutverlustes, nur noch mit beunruhigender Schwäche. Bald fand er auch eine schwere Verletzung am Schädel, der geborsten zu sein schien.

Wenn hier nicht schnelle Hilfe erfolgte, war der Unglückliche verloren.

Schnell und behutsam legte Quijada ihm den Kopf auf seinen zusammengerollten Umwurf und eilte dann auf den „Roten Hahn" zu, wo eben ein Knecht das

Thor öffnete und ein anderer zwei Rosse sich nachzog. Der letztere war Jan, der niederländische Diener Wolffs, der die Pferde vor dem Aufbruch in die Schwemme führen wollte.

Sofort erkannte er den Haushofmeister; dieser aber hatte schon beschlossen, den Anfall des beklagenswerten Musikers geheim zu halten.

Während Jan sich ehrerbietig vor ihm verneigte, befahl er ihm und dem Knechte des „Roten Hahns", alles im Stich zu lassen und ihm zu folgen. Er habe einen Erschlagenen auf der Straße gefunden.

Wenige Minuten später standen die drei Männer denn auch an der Treppe des Kantorhauses vor dem Gegenstande ihrer Sorge.

Der Hahnenknecht, ein älterer Mann, der, obgleich es am östlichen Horizont schon leise zu dämmern begann, immer noch die Laterne in der Hand hielt, leuchtete dem Verblutenden ins Gesicht und rief Jan entsetzt und bekümmert zu, daß der Erschlagene sein Herr sei.

Da jammerte der Brabanter laut auf, und der Deutsche, der den „Kantor-Junker" hatte aufwachsen sehen, stimmte mit in die Klage ein; Quijada aber veranlaßte beide, jetzt nur an die Rettung des Verwundeten zu denken.

Da ergriff der alte Hahnenknecht mit derben Flüchen auf das Gesindel, das jetzt auch in ihre ruhige Straße dringe, das Kopfende des Verwundeten und gebot Jan, ihn an den Füßen aufzuheben. Beide wußten im Kantorhause Bescheid, und während die Knechte Wolff die enge Treppe hinantrugen, leuchtete der stolze Grande ihnen mit der Laterne voran und stützte mit der freien Hand den beschädigten Kopf des Verwundeten. An der Thüre der

Kantorwohnung befahl er den Leuten, weiter für Wolff zu sorgen, und eilte dann in das „Goldene Kreuz" zurück.

Dort fand er schon ein lebendiges Treiben. Planenwagen wurden mit dem Gepäck der Frau Statthalterin beladen, Fouriere und Diener liefen hin und wider, und im Hofe wurden die Rosse geputzt, die an der Reise teilnehmen sollten.

Don Luis ließ das alles unbeachtet und eilte zuerst in die Kapelle, um einem jungen deutschen Kaplan den Auftrag zu geben, für die „Versehung" des Kavaliers Hartschwert, dessen Haus er ihm rasch beschrieb, Sorge zu tragen. Dann begab er sich hurtig in den zweiten Stock und weckte Meister Mathys, den Leibarzt des Kaisers.

Unwillig rieb der behäbige Herr sich die Augen; sobald er aber erfuhr, um wen und um eine wie schwere Verletzung es sich handelte, befleißigte er sich der löblichsten Eile und stand mit dem Gehilfen, der den Werkzeug- und Arzneikasten trug, nicht viel später als der Geistliche mit dem Sakrament am Lager des Verwundeten.

Das Ergebnis seiner Untersuchungen war nichts weniger als erfreulich.

Gern wollte er für den Kavalier thun, was seine Kunst vermochte, doch bei einem so schweren Schädelbruche konnte nur die besondere Gnade des Himmels das Leben erhalten.

Doktor Döll, der beste Arzt der Stadt, leistete ihm beim Verbinden Beistand, und die alte Ursel hatte plötzlich die verlorene Kraft zurückgewonnen.

Als die Magd sie schüchtern frug, ob sie das Wawerl von oben nicht rufen sollte, zuckte sie aber die Achseln und

machte dazu eine Bewegung, die die Einäugige kannte und die nichts weniger als die Annahme des Vorschlags bedeutete.

Dennoch hätte Barbara ihr vielleicht aufs wirksamste Beistand geleistet.

Noch schlief sie freilich den festen Schlaf der ermüdeten Jugend. Gleich nach der Heimkehr von dem kaiserlichen Geliebten hatte sie sich in ihrem Kämmerlein hinter der Erkerstube zur Ruhe begeben. Es schaute auf den Hof hinaus und blieb unberührt von dem Geräusch der Straße. Als es aber im Hause laut geworden war, hatte sie gedacht, der alten Ursel sei etwas Neues zugestoßen, und sie riefen den Arzt. Einen Augenblick hatte es sie gedrängt, aufzustehen und sich hinunter zu begeben, doch war ihr die Trennung von der warmen Lagerstatt zu sauer gefallen, und Wolff wurde auch ohne sie fertig. Von jeher hatte es ihr dazu an Geduld, Kranker zu warten, gemangelt, und seit Ursel zu den Evangelischen gehörte, war sie so streng und unleidlich geworden. Endlich hatte Barbara gar köstliche Erinnerungen von dem hohen Geliebten heimgebracht, und die sollte ihr das Elend der alten Frau, der sie es doch selten recht machte, nicht trüben.

Erst als sie zur Messe ging, erfuhr sie, was geschehen war, und da fiel es ihr denn schwer aufs Herz, Wolff ihren Beistand vorenthalten zu haben, zumal ihr mit wunderbarer Bestimmtheit ahnte, daß ihre Person in Zusammenhang mit diesem schrecklichen Unfall stehe.

Jetzt hätte sie, ach wie gern, Ursel bei der Pflege geholfen, doch sie verwehrte ihr den Eintritt in das Krankenzimmer. Die tiefste Ruhe sollte dort herrschen.

Niemand durfte die Schwelle betreten außer ihr und einer älteren Nonne, die die Klarissinnen wegen der verstorbenen Mutter des Verwundeten geschickt. Zu ihnen kam auch bald noch ein Dominikaner, den die Alte nicht abweisen konnte, weil ihn die Königin von Ungarn sandte, und der Geiger Massi, den sie als guten Freund ihres Wolff gern sah. Er bewährte sich vortrefflich und widmete dem Leidenden auch bei Nacht jede freie Stunde.

Mehrmals klopfte Barbara noch an der Kantorwohnung an, Ursula blieb aber dabei, ihr den Einlaß zu verweigern. Sie wußte, daß das Mädchen den Antrag ihres Lieblings abgewiesen hatte, und es gereichte ihr zur Befriedigung, als jene ihr gegen Mittag sagen ließ, sie verlasse das Haus, um nach Prebrunn überzusiedeln.

Ein Wagen holte ihre Sachen ab, doch wurde er nur leicht belastet. Die Lerchin begleitete das Gepäck.

Eine Stunde später siedelte Barbara selbst in das für sie neu eingerichtete Schlößchen über. Neben der großen Sänfte der Marquise de Leria ritt sie auf einem feurigen Braunen aus ihrem Prebrunner Stalle in das neue Heim ein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die sehr derben Verwünschungen, mit denen die Frau Statthalterin des guten Regensburg gedachte, als sie erfuhr, was dem Kavalier Hartschwert zugestoßen war, konnten eher der Jägerin als der Königin und Schwester eines großen Kaisers nachgesehen werden.

Mordgesindel, das mitten in der Stadt, ganz nahe der kaiserlichen Freyung, nächtlicherweile das Leben ruhiger Leute gefährdete! Es war unerhört, und doch gewiß nur eine Folge der ketzerischen Ungebühr.

In der übelsten Stimmung war sie, die immer nur zu Pferde reiste, in den Sattel gestiegen, hatte aber der gesamten näheren Umgebung Kaiser Karls und auch dem Almosenier Pedro de Soto ans Herz gelegt, des Ueberfallenen zu gedenken und das mögliche für seine Genesung zu thun.

Barbaras gedachte sie beim Abschied mit keinem Worte vor dem hohen Bruder.

Eigentlich hatte dieser im Sinn gehabt, ihr ein Stück Weges das Geleit zu geben, doch war eine große Arbeitsmasse, nicht am letzten infolge des Zeitverlustes, den das neue Liebesleben mit sich brachte, zusammengelaufen, und

er zog es deswegen vor, der Schwester schon im Hofe des „Goldenen Kreuzes" Lebewohl zu sagen.

Dort bestieg sie mit seiner Hilfe das Roß.

Quijada, der ihr diesen Dienst sonst leistete, hielt sich still und bleich zurück.

Die Statthalterin hatte es gewahrt und schrieb sein Aussehen auf Rechnung seiner Betrübnis über ihren Aufbruch. Ihr war niemand werter bei Hofe, und daß auch er es so schwer trug, sie zu entbehren, that ihr wohl.

Als ihr Pferd sich in Bewegung setzte, galt dem Monarchen und ihm ihr letzter Gruß.

Malfalconnet, dessen Augen überall waren, bemerkte es und flüsterte der Marquise de Leria, die neben ihm stand, zu: „Entweder thäte Don Luis wohl, sich der Behandlung unseres Mathys anzuvertrauen, oder dieser Biedermann ist ein ausgezeichneter Schauspieler, oder unsere Allergnädigste brachte die Treue dieses Vielgetreuen zu Falle, und die Paternoster und Wallfahrten Doña Magdalena de Ulloas waren vergebens."

Wenige Minuten später saß Kaiser Karl am Schreibtische und drang mit dem Bischof von Arras in einen Berg von eingelaufenen Berichten und Akten. Bis er die Gesandten empfing und Audienzen erteilte, vergingen zwei bis drei Stunden, und der Haushofmeister Quijada war währenddessen seinem hohen Gebieter nicht nötig.

Vorher hatte er nur Zeit gefunden, für den Verwundeten zu sorgen, sich vom Blute zu säubern, sich umzukleiden, der Königin Marie Lebewohl zu sagen und sich neu zu verbinden. Er hatte es mit eigener Hand gethan, weil er der Verschwiegenheit seines sehr geschickten, aber leichtfertigen französischen Kammerdieners mißtraute.

Als er sich in sein Quartier zurückbegab, folgte ihm Meister Adrian und bat ihn bescheiden, doch mit der ganzen Wärme der Neigung, die er für diesen wahren Freund seines Gebieters empfand, ihm ein freies Wort zu vergönnen. Er hatte nicht nur an der Blässe der Wangen Don Luis' bemerkt, daß er litt, und bat ihn im Namen seiner Gemahlin, die, als der Gatte von ihr geschieden war, ihm mit der Dringlichkeit sorgender Liebe anbefohlen hatte, über ihn zu wachen, sich nicht über die Manneskraft hinaus zum Dienste zu zwingen, wenn sein Leiden seinem Aussehen entspreche.

Da schaute der Haushofmeister ihm scharf in das treue Gesicht, und was er dort fand, veranlaßte ihn, zu bekennen, daß er eine Wunde verberge; Adrian aber winkte ihm still und ging ihm in sein eigenes Gemach voran. Dort bat er Don Luis, ihm die Verletzung zu zeigen, und als er sie sah, entfärbten sich seine schwer beweglichen Züge.

Er wußte, daß Quijada Barbara auch heute nacht nach Hause begleitet hatte. Auf diesem Gange, des war er sicher, mußte der Haushofmeister diese schwere Wunde zugleich mit Wolff oder gar durch ihn selbst davongetragen haben. Dazu schien es ihm gewiß, daß die Geliebte des Kaisers in Zusammenhang mit beiden Unfällen stehe. Doch kein Wort, das einer Frage geglichen hätte, kam ihm über die bartlosen Lippen, während er den tiefen Degenstich mit der Geschicklichkeit und Sorgfalt eines Wundarztes untersuchte, nähte und verband.

Als er mit dieser Verrichtung fertig war, dankte er Don Luis für das ihm erwiesene Vertrauen.

Da drückte ihm Quijada erkenntlich die Hand und bat ihn, das Seine zu thun, damit niemand, und auch

nicht der Kaiser, etwas von diesem ärgerlichen Unfall erfahre. Dann wünschte er, nicht aus Neugier, sondern aus ernsten Beweggründen, zu wissen, welche Beziehungen zwischen dem Kavalier Hartschwert und Barbara beständen.

Die Antwort ließ kurze Zeit auf sich warten; denn Wolff hatte die Neigung des vielvermögenden Kammerdieners gewonnen, und was Meister Adrian von den persönlichen Verhältnissen des Junkers durch ihn, durch seine Frau in Brüssel und den Geiger Massi erfahren, hätte er keinem auf Erden vertraut außer Quijada, und vielleicht nicht einmal ihm, wenn er seine Erkundigung nicht mit der Versicherung eingeleitet hätte, was er ihm vertraue, würde in seiner Seele begraben bleiben und nur von ihm benützt werden, wenn es dem Kavalier zu gute käme.

Diese Verheißung löste dem vorsichtigen Kammerdiener die Zunge. Er kannte seinen Mann, und als Don Luis auch zu wissen begehrte, ob der Kavalier wohl schon erfahren, daß Barbara nunmehr die Geliebte des Kaisers, glaubte er dies verneinen zu dürfen.

Was er von dem Verhältnis Wolffs zu Barbara gehört, war nur, daß jene beiden die erste Jugendzeit im nämlichen Hause verlebt hatten, daß der Kavalier die Sängerin liebte, daß aber seine Werbung von ihr abgewiesen worden sei.

Dies Bekenntnis schien Quijada zu genügen, und es gereichte ihm in der That zur Beruhigung.

Er glaubte jetzt zu wissen, Wolff habe ihn verkannt und in der Meinung, er komme von einem Stelldichein mit der Geliebten, den Degen gegen ihn gezogen. Die Art und Weise, mit der er sich des Nebenbuhlers zu entledigen getrachtet, schien verbrecherisch genug; ihm

persönlich hatte der nächtliche Anfall indes kaum gegolten, und er wollte den sonst braven und verständigen Mann nicht, ohne ihn gehört zu haben, verdammen.

Blieb Wolff am Leben — und das wünschte er von Herzen — sollte ihm aus dieser That, die er in einem Anfall blinder Eifersucht begangen zu haben schien, kein Schaden erwachsen.

Mit einem warmen Händedruck, der diese beiden Männer fester verband als lange Zeit des Zusammenlebens, ging jeder still befriedigt seiner Wege.

Am Nachmittag wurde Meister Adrian nach Prebrunn hinausgesandt, um Barbara den Besuch des Kaisers für die Zeit nach der Vesper anzusagen.

Wolff hatte ihr zwar mancherlei von Adrian Dubois erzählt und ihr mitgeteilt, wie gern er in Brüssel auch mit seiner klugen, heitern Frau verkehre, wie fest der Kaiser ihm vertraue, wie treu er ihm diene, wie hoch ihn sogar die Gesandten und vornehmsten Herren schätzten, und wie großen Wert es für ihn habe, ihm näher gekommen zu sein; sie hielt es aber dennoch für angemessen, dem Kammerdiener mit der abweisenden Würde zu begegnen, die ihr als der Geliebten des Kaisers zukam und die ihr gestern abend den Beifall des Wittenberger Magisters und Wolffs erworben.

Meister Adrian schien indes ihr Verhalten vollkommen zu übersehen und entledigte sich seiner Aufträge mit geschäftsmäßiger Ruhe.

Kaiser Karl verlangte zu wissen, wie ihr das neue Heim zusage.

In Wirklichkeit hatte sie es über alle Erwartung schön und bequem gefunden, hatte die Hände vor Ueberraschung

zusammengeschlagen, als sie von der Marquise in dem neuen Heim umhergeführt und ihr unter Leitung des Hausmeisters Steen die Küche, der Stall, die vier Rosse und der Garten gezeigt worden waren. In ihrem Aufenthaltszimmer hatte sie eine Laute und eine Harfe von vollendet schöner Arbeit und einen kleinen Mailänder Schrank aus Ebenholz mit Elfenbeineinlage und in seinem Innern ein schweres mit Silber beschlagenes Kästlein gefunden. Der Schlüssel war ihr gestern abend von der Frau Statthalterin in eigener Person übergeben worden, und als sie es öffnete, hatte sie darin so viele blanke Zechinen und Dukaten gefunden, daß lange Zeit erforderlich gewesen wäre, wenn sie der Aufforderung der Lerchin, sie zu zählen, Folge geleistet hätte.

Die Schneiderin aus der Grieb stand schon in ihrem Dienst und war Zeuge ihres ehrlichen Entzückens und ihrer dankbaren Freude gewesen. Schon in der zweiten Stunde nach dem Einzuge hatte sie ihr geholfen, Frau Lamperi, die Zofe, die der Hausmeister „Garderobière" nannte, zu beschäftigen, und war auch schon selbst in der Stadt gewesen, um dort kostbare und wegen des nahenden Sommers leichte Stoffe für ihr glückliches „Goldkind" einzukaufen. Sie hatte aber auch Meister Adrian kommen sehen und Barbara, während er den Garten durchschritt, den Rat erteilt, was sie hier vorgefunden, keineswegs offen zu rühmen, sondern sich die Miene zu geben, als sei sie an dergleichen gewöhnt und als fände sie dies und das nicht ganz ihrer würdig und einer Vermehrung und Verbesserung bedürftig.

Anfänglich war es Barbara auch gelungen, sich das Ansehen der verwöhnten Dame zu geben, als sich Adrian

aber mit nüchterner Sachlichkeit nach Einzelheiten erkundigte, und sie sich gezwungen sah, das Verstellungsspiel neu zu beginnen, wurde es ihr widerwärtig.

Ihrer Künstlernatur erschien jeder Zwang und noch dazu ein so häßlicher, der ihrer Art widerstrebte, bald unerträglich, und bevor sie sich des selbst versah, war sie wieder das lebhafte Wawerl und äußerte frisch und frei ihre Freude an den schönen neuen Dingen, die sie der Güte des Geliebten verdankte.

Ein Lächeln, so leise und kurz, daß Barbara es nicht wahrnahm, umspielte dabei die schmalen Lippen des Kammerdieners.

Die Beweggründe dieses wunderlichen Meinungs- und Stimmungswechsels wären ihm verständlich gewesen, auch wenn er nicht einen der strafenden Blicke wahrgenommen hätte, die die Lerchin Barbara zuwarf.

Auch sie war einem solchen begegnet; da sie aber einmal dem Antriebe des eigenen Innern folgte und sich wohl dabei fühlte, kümmerte sie sich nicht mehr um die Warnerin, und in der neuen Umgebung gab es nichts, was nicht viel schöner gewesen wäre, als was sie in dem bescheidenen Kantorhause besessen.

Nur die Marquise mißfiel ihr aufs tiefste, und auch das gab sie Meister Adrian deutlich zu hören und bat ihn, es Seiner Majestät mit ihrem gehorsamen Gruß zu vermelden. Sein bestes Geschenk sei die Vorsorge, die er getroffen, daß sie getrennt von der alten Meerkatze wohne.

Wie alles Frühere nahm der Kammerdiener auch diesen Auftrag mit einer kurzen, ernsten Verbeugung in Empfang.

Im ganzen sagte ihre Art dem erfahrenen Manne nicht übel zu; nur wollte es ihm auffallend erscheinen,

daß Barbara den schweren Unfall, der Wolff betroffen hatte, unerwähnt ließ; wußte sie doch von ihm selbst, daß der Junker ihm lieb sei, hatte sie doch erfahren, in wie ernster Lebensgefahr er schwebte.

So führte er denn das Gespräch auf den jungen Freund, und im Nu ging eine wunderbare Veränderung mit Barbara vor; denn das traurige Schicksal Wolffs und seine schwere Verwundung waren ihr zwar tief zu Herzen gegangen; was die Gegenwart brachte, war aber so neu und mannigfaltig, daß es das Schmerzliche, einer wie nahen Vergangenheit es auch angehörte, in den Schatten gedrängt hatte.

Wer der Mörder sei, der ihn überfiel, begehrte sie nun zu wissen und verwünschte ihn mit ungestümem Groll. Nichtswürdig und schmählich fand sie, daß man ihr verwehrt hatte, an sein Lager zu treten.

Armer, armer Wolff!

Von allen Menschen auf Erden war er der beste!

Dabei flossen ihr die Augen von echten Mitleidsthränen über, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit versicherte sie, daß keine Macht der Erde sie abhalten solle, zu ihm zu dringen. Der bloße Klang ihrer Stimme, sie wisse es, würde ihm Arznei sein.

So hatte Meister Adrian sich doch nicht geirrt.

Sie war nicht nur beim Gesang eines tieferen Empfindens fähig, und die Liebe, die Kaiser Karl so spät und doch so stark ergriffen, nicht allzu weit fehl gegangen.

Einer Schöneren hätte er sie schwerlich zu schenken vermocht. Während die Freude über ihre neue Umgebung sich ihrer bemächtigte, hatte ihr Anblick ihm wahren Genuß bereitet. Für seinen armen, bescheidenen, jungen Freund

hätte dies von der Gnade Gottes so reich bevorzugte Geschöpf aber doch nicht getaugt; das war ihm besonders deutlich geworden, als ein beinahe böser Zug an ihrem Munde hervortrat, während sie die Schale ihres Zornes über die Mörder Wolffs ergoß.

Wenn sie sich der Minne seines Gebieters wert hielt, sollte es ihr an seinem Schutze, der um so wirksamer war, je beharrlicher er von der Gunst seines Herrn nie auch nur das Geringste für sich, sein Weib oder andere verlangte, nicht fehlen; daß aber die Zeit kam, in der sie seiner bedürfen würde, des war er gewiß.

Wie er kannte niemand den Kaiser, und er sah die Klippen vor sich, die das Schifflein dieses Liebesbundes mit dem Zerschellen bedrohten. Schon eine unbesonnene Verletzung seines hochgespannten Majestätsgefühls oder des Vertrauens, das er ihr schenkte, konnte ihm verhängnisvoll werden.

Aber wie heiß sie seine Minne auch erwiderte und wie treu und vorsichtig sie sich auch verhielt, gab es doch für das Band, das den Monarchen mit Barbara vereinte, noch andere schwere Gefahren.

Karl war ein Mann der That, der Arbeit, der Pflichterfüllung. Der Augenblick, in dem er wahrnahm, daß dieser Liebesbund ihm beim Vordringen zu den hohen Zielen, die er erstrebte, hinderlich wurde, konnte leicht den Anfang seines Endes bezeichnen.

Jetzt, mitten im Frieden, war dergleichen kaum zu befürchten; kam es aber zum Schlagen — und Adrian lehrten mancherlei Anzeichen, daß der Krieg nicht fern sei — dann ging eine große Veränderung mit der Person seines Gebieters vor, — dann behauptete der Feldherr sein

Recht. Jede andere Rücksicht wurde dann schonungslos beiseite gestoßen, und wenn Karl seiner Neigung auch dann treu blieb, so war er jener großen Leidenschaft verfallen, die jedem Angriff der Zeit und der Umstände trotzt, und der nur der Tod ein Ende bereitet. An solche Minne aber konnte der scharfsichtige Mann bei seinem Herrn nicht glauben; denn dazu drängten bei ihm die Forderungen des Verstandes die des Herzens zu tief in den Schatten. War Barbara klug, so mußte ihr tägliches Gebet der Erhaltung des Friedens gelten.

Von diesen Befürchtungen dem sorglosen Mädchen zu reden, wäre grausam gewesen, wohl aber konnte er ihr, wo sich die Gelegenheit dazu bot, einen nützlichen Wink erteilen.

Gewohnt, seine Pflicht schweigend zu verrichten, und, wo es einmal zu reden galt, sich der knappsten Kürze zu befleißigen, hatte er die Kunst nicht erlernt, seine Gedanken in gefällige Formen zu kleiden. Darum flüsterte er Barbara leise und ohne Umschweife den Rat zu, die Lerchin, die nicht für sie tauge, fortzuschicken und sie, sobald es anging, ganz zu entlassen.

Da fuhr das Mädchen auf, und keine Einflüsterung, kein Drängen eines andern, sondern die eigene unbändig selbständige Natur, die sich bei dem fortwährenden Ringen gestählt hatte, sich trotz ihrer Armut unter den reichen Standesgenossen zu behaupten, sowie das neu in ihr erwachte stolze Gefühl, als Geliebte des Größten jetzt auch die Standesgenossen hoch zu überragen, zwang sie, die Mahnung des wohlmeinenden Mannes mit einer Schärfe, die der so viel Jüngeren dem ergrauten Boten des Kaisers gegenüber übel anstand, zurückzuweisen.

Da zuckte der Kammerdiener bedauerlich die Achseln,

und seine regelmäßigen Züge, deren Ausdruck nur durch besondere, tiefgehende Empfindungen einen bemerkbaren Wechsel erfuhren, verrieten deutlich, wie aufrichtig er ihr Verhalten beklagte.

Das nahm Barbara wahr, und sogleich kam ihr in den Sinn, was Wolff ihr von ihm und seiner Hausfrau berichtet.

Des Einflusses, den er auf den Kaiser übte, und des Nutzens, den er ihr bringen konnte, gedachte sie nicht, um so lebhafter aber seiner festen hingebenden Treue, und was er demjenigen war und leistete, den sie liebte, und von aufrichtiger Reue erfaßt, streckte sie ihm, der sich schon zum Abschied verneigte, einer starken Regung gehorsam, die Hand mit offener Herzlichkeit entgegen.

Einen Augenblick zauderte Adrian.

Was war das nun wieder?

Welch ein Ungefähr verursachte diesen neuen Umschlag der Gefühle in diesem Apriltag von einem Mädchen?

Als ihre glänzenden blauen Augen ihm aber so sonnig entgegenschauten und sich dabei so deutlich einer Schuld gegen ihn ziehen, schlug er ein und zeigte ihr wieder ein freundliches Gesicht.

Da lachte sie mit der herzbestrickend reinen Stimme hell auf und bat ihn dabei munter wie ein ausgelassenes Kind, das für eine leicht verzeihliche Unart Abbitte thut, ihr ihren dummen Hochmut nicht übel zu nehmen. All das Neue hier hätte ihren närrischen Kopf ein wenig verdreht. Sie wisse ja, wie treu er für ihren Karl sorge, und schon darum müsse sie ihm gut sein.

„Habt Ihr mir etwas vorzuwerfen,“ schloß sie heiter, „dann nur wacker mit der Sprache heraus.“

Dann bat sie die Lerchin, nicht wie eine Dienerin,

sondern wie eine ältere Freundin, sie etwas mit Herrn Adrian allein zu lassen, doch bestand sie entschieden auf ihrem Willen, als die Schneiderin bemerkte, sie wisse nicht, weswegen man ihrer Verschwiegenheit mißtraue, nachdem man ihr das allergrößte Geheimnis aufgedrängt habe.

Sobald sie sich dennoch entfernt hatte, ersuchte der Kammerdiener sie, sich vor den Ratschlägen dieser Frau, die er völlig durchschaue, zu hüten. Er, Adrian, gönne ihr auch eine Gesellschaft von vornehmerem Wesen und feinerer Gesinnung.

Aber schon diese Warnung erschien Barbara schwer erträglich. Wenn sie auch nicht wieder aufbrauste, fragte sie doch in gereiztem Ton, ob es dem Meister vergönnt sei, einem andern in die Seele zu schauen? Was sie an der Lerchin, die sie als Gürtelmagd ihrer Mutter selig auf den Armen getragen, mit aller Sicherheit wahrgenommen, sei große Treue und Verschwiegenheit neben den allergeschicktesten Händen. Trotzdem versprach sie, den wohlgemeinten Rat im Sinne zu behalten.

Die Mahnung Adrians, stets zu bedenken, welche Stellung ihr Herr in der Welt einnahm und sich zu hüten, je die Grenzlinie zu überschreiten, die den Monarchen von den Unterthanen und auch von den Höchsten und ihm Teuersten sondert, nahm sie erkenntlich hin; denn sie erinnerte sie an die schroffe Zurückweisung, die sie schon einmal von seiten des Geliebten erfahren. Sie bewies ihr, wie wohl es dieser wackere Mann mit ihr meinte, und ihr Auge hing an seinen Lippen, als er sie dann auch mit einigen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten seines Herrn bekannt machte, auf die sie Rücksicht nehmen sollte.

Mit besonderem Ernste warnte er sie, sich von anderen

benützen zu lassen, Gunst oder Gnade für sie oder die Ihren zu erwirken. Dafür könnte sich vielleicht später Rat finden; jetzt würde sie mit dergleichen von vornherein in dem höchst mißtrauischen Monarchen Zweifel an ihrer Uneigennützigkeit erwecken.

Das war sicher ein guter Rat, und Barbara gestand dem Kammerdiener, die Marquise hätte sie heute schon bei der Mahlzeit ersucht, ein gutes Wort für ihren beklagenswerten Sohn, der leider das Unglück habe, von Kaiser Karl verkannt zu werden, bei Seiner Majestät einzulegen.

Dergleichen hatte Meister Adrian erwartet; denn mehr als einmal war die Hofdame auch in ihn gedrungen, diesem verderbten Wüstlinge, die Schande seines edlen Geschlechtes, die Vergebung des Kaisers zu erwirken. Beharrlich hatte er diese Zumutung zurückgewiesen und legte jetzt Barbara ans Herz, seinem Beispiele zu folgen. Bevor er sie verließ, nahm er es auf sich, da ihm selbst die Zeit dazu fehle, sie dann und wann durch den Geiger Massi über das Befinden Wolffs zu unterrichten. Dabei ersuchte er sie ernstlich, ihrem Wunsche, den Leidenden wieder zu sehen, Schweigen zu gebieten und im Gedächtnis zu behalten, daß sie keinen Besuch empfangen, keinen Schritt in diesem Hause oder in die Stadt thun könne, der nicht im „Goldenen Kreuz“ bekannt würde.

Da verlangte sie stürmisch zu wissen, wer der Hinterträger sei, der sie belauere, und ob sie sich besonders vor der Marquise, vor ihrer französischen Zofe, vor dem spanischen Geistlichen, der die Alte als Seelsorger begleitete, oder vor der sogenannten Garderobière Lamperi, die doch ein gutes Gesicht habe, oder vor wem sonst unter der Dienerschaft zu hüten habe.

Darauf wollte und konnte der Kammerdiener indes keine Auskunft erteilen. Er kenne nur die Art des Herrn. Wie er besser als der erfahrenste Statthalter in jeder Provinz, genauer als der Wachtmeister in jedem Fähnlein Bescheid wisse, so entgehe ihm auch nichts, was das Privatleben derer betreffe, auf die er etwas halte. Es brauche sie nicht zu grämen, daß er sich aufmerksam um sie bekümmere. Erst wenn er ihr das Vertrauen entziehe oder wenn seine Liebe erkalte, würde ihm gleichgiltig werden, was sie thue und treibe.

Die tiefe Wirkung, die diese Mitteilung auf das Mädchen übte, überraschte Adrian.

Während er noch sprach, öffneten sich ihr die großen Augen weiter und weiter. Tief atmend ließ sie ihn ausreden. Dann preßte sie die Hände an die Schläfen und rief wie außer sich: „Aber das ist ja gräßlich, das ist unwürdig und schmählich! Ich will keine Gefangene sein, ich will nicht und kann's nicht ertragen. Das ganze Herz hier gehört ihm und war noch keinem andern eigen; aber bevor ich wie die Sklavinnen des Großsultans keinen Schritt thun kann, der nicht bewacht wird, lieber zurück zu dem Vater."

Hier stockte sie; denn zum erstenmal seit sie Prebrunn betrat, erinnerte sie sich des alten Mannes, der um ihretwillen in die Welt hinaus geschickt worden war. Bald aber fuhr sie mit größerer Mäßigung fort: „Auch den Vater ließ ich mir nehmen und fortschicken, vielleicht in den Tod. Alles gab ich dem Herrn, und will er dazu noch mein Leben," fuhr sie in neuer Erregung fort, „er mag es haben; — ein Dasein aber wie der Vogel im Käfig — das richtet mich zu Grunde."

Hier unterbrach sie der verständige Mann mit der Versicherung, niemand, und am letzten Seine Majestät, denke daran, ihr die Freiheit mehr als billig zu schmälern. Es sei ihr vielmehr gestattet, sich ganz nach Belieben der Füße und ihrer Rosse zu bedienen, nur müsse das Ziel ihrer Wanderungen und Ausritte so beschaffen sein, daß sie ihrem hohen Geliebten ohne Scheu davon zu reden vermöge.

Da erhob sie, immer noch schneller atmend, die Frage, wie sie das wissen könne, und Adrian antwortete mit einem vielsagenden Lächeln, das werde das Herz ihr sagen und, irre es einmal — des sei er gewiß — Kaiser Karl.

Damit verließ er sie, um sich im Auftrage des Gebieters auch zu der Marquise zu begeben, und Barbara schaute ihm eine Weile regungslos nach.

Im „Goldenen Kreuz" fragte Quijada Meister Adrian, wie er die Sängerin gefunden, und es währte einige Zeit, bis er bedächtig versetzte: „Wenn ich's nur selbst recht wüßte, Euer Gnaden. Ich bin nur ein einfacher Mann, der jedem das Beste gönnt. Hier thu' ich's schon Seiner Majestät, dem Junker Hartschwert und der unerfahrenen Jugend dieses wunderschönen Geschöpfes zu Gefallen. Wenn Ihr mich aber auch auf der Folter zwängt, ein bündiges Urteil über sie zu fällen, ich brächt' es nicht fertig. Das Günstigste wäre nicht zu gut, das Abfällige kaum zu streng. Solche Gegensätze zusammen zu reimen, fehlt mir's hier oben am Besten. Etwas Besonderes, das in keine Form paßt, die ich kenne, ist sie gewiß."

„Und hättet Ihr einen Sohn," frug Don Luis, „würdet Ihr sie gern als Schwiegertochter begrüßen?"

Eine abweisende Bewegung des Kammerdieners gab seiner Meinung beredten Ausdruck, der Haushofmeister

aber fuhr in besorgtem Fragetone fort: „Und was wird sie, die er liebt, dann für den Herrn bedeuten, dessen Glück und Frieden Euch so teuer sind wie mir?“

Da fuhr Meister Adrian auf und versetzte entschieden: „Für ihn, will mir's scheinen, ist sie vielleicht gerade die rechte; denn welche Gewalt könnte sich wohl gegenüber der seinen behaupten? Und außerdem, an Seiner Majestät wie an diesem Mädchen ist etwas, das sie von den anderen Menschen unterscheidet. Was ich damit meine? Ich seh' und hör' es; recht erfassen oder benennen kann ich es aber doch nicht.“

„Das möchte auch für einen gewandteren Redner schwer sein,“ entgegnete Quijada, „doch glaub' ich zu wissen, worauf Ihr hinweist. Ich und Ihr, Meister Adrian, wir haben eben ein Herz in der Brust wie tausend andere Leute und hier oben, was man gesunden Menschenverstand nennt. Bei Seiner Majestät kommt aber noch etwas anderes hinzu. Es ist, als leistete ihm ein vom Himmel gesandter Bote Gehorsam, der ihm Gedanken zuträgt und Entschlüsse.“

„Das ist's!“ rief Adrian lebhaft, „und solch ein Zweiter steht auch, sobald sie die Stimme zum Gesange erhebt, dieser Barbara Blomberg zur Seite.“

„Nur ist uns noch nicht bewußt,“ bemerkte Quijada besorgt, „ob dieser Zweite bei der Sängerin ein Bote des Himmels ist, wie bei Seiner Majestät, oder ein Sendling der Hölle.“

Da zuckte der Kammerdiener unentschieden die Achseln und sagte kleinlaut: „Wie dürfte ich mir über eine so hohe Kunst ein Urteil erlauben? Als ich aber gestern dem Marienliede zuhörte, war es mir doch, als sänge ein Engel des Himmels aus ihr heraus.“

„Laßt uns hoffen, daß Ihr recht seht,“ entgegnete der andere. „Aber gleichviel! der unsichtbare Bundesgenosse, über den Seine Majestät verfügt, von wannen der ihm zukommt, das mein’ ich zu wissen. Der heilige Geist ist’s, der ihn ihm sendet, — da gibt’s keinen Zweifel! Ueberall macht sein Walten sich geltend. Mit Wundermacht treibt er ihn vorwärts über die anderen alle und über sich selber hinaus. Im Kriege wird er am deutlichsten erkennbar.“

„So ist es,“ versicherte der Kammerdiener, „und Euer Gnaden treffen sicher das Rechte. Denn seht“ — und dabei schaute er sich spähend um und dämpfte die Stimme — „so oft ich dem Herrn auch die Rüstung anschnalle, fühl’ ich doch stets, wie er zittert, ja zittert, Euer Gnaden. Erdfahl ist sein Antlitz, und was ihm auf der Stirn perlt, das erweckt nicht nur die Hitze.“

„Und dann,“ rief Quijada, und seine schwarzen Augen gewannen einen feurigen Glanz, „dann weiß er vor Unruhe kaum wohin, wenn ich ihm den Steigbügel halte. Sitzt er aber im Sattel, dann läßt sich der himmlische Genoß zu ihm herab, und wie die Windsbraut bricht er auf den Feind los, und wo er hinschlägt — Donner und Blitz! — da fliegen die Späne! Der Stärkste erliegt seinen Streichen. — Sieg, Sieg! jubelt es ihm entgegen, wo er das Treffen auch leitet. Selbst bei der letzten gottverdammten algerischen Schlappe stand ihm der Helfer zur Seite; denn Adrian“ — und hier senkte auch er die Stimme — „ohne ihn und seine Wunderkraft wären wir alle mit Mann und Maus bis auf den letzten Rachen und Troßknecht des Teufels gewesen.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nach diesem Gespräche legten die beiden, die in verschiedenen Stellungen Kaiser Karl am nächsten standen, Barbara kein Hindernis in den Weg.

Der dritte — der Bischof von Arras — zeigte sich dem Liebesbunde des Herrschers sogar freundlich gesinnt. Zwar war er nicht mit ins Vertrauen gezogen worden, doch fehlte er selten, wenn Barbara sich im „Goldenen Kreuze" vor dem Monarchen oder vor auserwählten Gästen mit dem Knabenchore oder neben ihm hören ließ.

Beinahe täglich und immer zu verschiedenen Zeiten lud Karl sie dahin ein.

Dies geschah, um den Hofstaat und die Regensburger in der Meinung zu bestärken, es sei der Gesang allein, der Barbara seine Gunst erhalte.

Granvella, der wie für die bildenden Künste, so auch für die Musik Teilnahme und Verständnis besaß, gewährte es wirklich Genuß, Barbara zuzuhören, doch vergaß er dabei nicht, daß sie ihm Nutzen bringen konnte. Blieb sie nur in gutem Einverständnis mit ihm, so ließ sie sich auch, des war er gewiß — mochte sie wollen oder nicht — als sein Werkzeug benützen.

Andere Wünsche zu hegen, untersagte er sich, trotz seiner neunundzwanzig Jahre, weil er dies als Verrat an dem hohen Herrn angesehen hätte, dem er mit treuer Hingabe diente. Wie er aber große Geschenke annahm, ohne sich je zu Verrat oder Pflichtvergessenheit verführen zu lassen, so wies er auch von Barbara kleine Zeichen freundlicher Gesinnung nicht zurück, und an solchen ließ sie es nicht fehlen. War der junge Bischof von Arras doch auch ein höchst ansehnlicher Mann, dessen kluger Kopf und heller, durchdringender Blick der Bedeutung seines Geistes und seiner Stellung entsprachen; hatte Wolff ihr doch schon mitgeteilt, wie viel die Meinung dieses Ratgebers dem Herrscher galt.

Der vierte, dessen Wohlwollen man ihr als wertvoll dargestellt hatte, war der Almosenier Pedro de Soto; er aber, der sonst schönen Frauen in der allerfeinsten Weise zu huldigen verstand, hielt sich streng von ihr fern.

Zwar hatte er dem späten Aufflammen des Herzens seines kaiserlichen Beichtkindes kein Hindernis in den Weg gelegt, doch seit dem Berichte seines Dieners, aus dem hervorging, daß Barbara mit Häretikern freundlich verkehrte und darum nur lau an ihrem Bekenntnisse hing, war sie für ihn nicht mehr dieselbe. In Spanien hätte dies genügt, sie der heiligen Inquisition zu überliefern. Hier standen die Dinge indes anders.

Ueberall sah er die Lämmer mit den Wölfen sich vertragen, und der größte Teil der Verwandtschaft der Geliebten des Kaisers war der Ketzerei verfallen. Darum war hier einstweilen Nachsicht geboten, und mit Freuden hätte de Soto sich von Barbaras Rechtgläubigkeit unter so schwierigen Umständen überzeugen lassen. Ergab es sich

aber, daß das Mädchen nicht nur mit Häretikern verkehrte, sondern zu ihrem Irrtum hinneigte, dann mußte das milde Zuwarten sich in unerbittliche Strenge verwandeln, wäre auch die verjüngende Kraft, die sie auf den Monarchen ausübte, noch zehnfach stärker gewesen, als sie zweifellos war; denn welche Gefahr konnte von dem bestrickenden Weibe, das Karl zu lieben schien, für ihn und die Christenheit ausgehen, wenn es sich unterfing, ihm gegenüber den neuen Lehren das Wort zu reden, denen der Kaiser ohnehin in den Augen jedes ernsten Dominikaners viel zu nachsichtig entgegentrat.

Er, der Beichtvater, wußte sogar, daß Karl einige Forderungen der Evangelischen, denen Rom nie zustimmen konnte, für berechtigt ansah, ja, daß er eine Reformation der Kirche durch das Konzil, das in Trient tagte, für wünschenswert hielt.

Da war es Pflicht, jeden Einfluß von ihm fern zu halten, der diesen schädlichen Anschauungen und Wünschen das Wort reden konnte, und Pedro de Soto war auch einmal jung gewesen und wußte nur zu wohl, welche Macht ein so schönes Weib mit so verführerischen Gaben auf den Mann, dessen Herz sich ihm zuneigt, auszuüben vermag.

Gleich nach Barbaras Einzug in Prebrunn hatte der Beichtvater darum seine Maßregeln getroffen.

Wenn auch das Gespräch, dem er sie unterzog, günstig für sie ausgefallen war, hatte er es doch für nützlich gehalten, einen ihm ergebenen Priester unter die Geistlichen des Schlößchens zu mischen.

Sie mit gedungenen Spionen aus dem Laienstande zu umgeben, widerstrebte seiner vornehmen Natur. Sie

wäre indes auch überflüssig gewesen; denn sein Knecht Cassian hatte ihn schon vor einiger Zeit um die Einwilligung gebeten, die französische Zofe der Marquise zum Weibe zu nehmen, und die weder hübsche noch junge Alphonsine war zu allerlei Zettelungen geneigt. Sie ergänzte aufs beste den frommen und langsamen Cassian. Ein hingeworfenes Wort des hohen Geistlichen hatte genügt, ihnen die Beobachtung Barbaras und ihrer Besucher zur Pflicht zu machen.

In der Herrin Alphonsinens, der Marquise de Leria, besaß der Almosenier gleichfalls eine dienstwillige Berichterstatterin. Sie hatte ihn gemieden, seidem er es abgelehnt, ihren verkommenen Sohn der Gnade seines kaiserlichen Beichtkindes zu empfehlen. Jetzt war sie ihm unaufgefordert wieder näher getreten, und ihre Erklärung verlieh mancher scheinbar wertlosen Mitteilung des dienenden Paares erst die rechte Bedeutung.

Um zu leben bedurfte sie der Hofluft. Es war ihr auch, als sie sich unaufgefordert angeboten hatte, Barbara in einem entlegenen Vorstadthause unter ihre Flügel zu nehmen, bewußt gewesen, wie sehr sie die Nähe der Majestäten vermissen würde. Weit schwerer Erträgliches hätte sie indes auf sich genommen; denn tausend Anzeichen verrieten, daß das Herz Seiner Majestät diesmal nicht nur oberflächlich berührt worden war, und die Eigenschaften Barbaras ließen es ihr wahrscheinlich erscheinen, daß sie, wie manche Schöne am Hofe Franz des Ersten von Frankreich, Einfluß auf den Kaiser gewinnen konnte. Trat dies aber ein, so hatte sie das wirksamste Werkzeug für die Rettung ihres Sohnes gefunden.

Diese Hoffnung erfüllte der alten Dame Herz und

Sinn. Es war ihre letzte; denn der Kaiser war der einzige, der den unwürdigen Abgott ihrer Seele vor dem Untergang zu retten vermochte, und doch war ihr, als sie ihm die Kniee wie eine Verzweifelte umklammert hatte, eine unwillige Zurückweisung und die Drohung zu teil geworden, sogleich aus ihrer Stellung entfernt zu werden, wenn sie sich noch einmal unterfange, ihm von dieser ärgerlichen Angelegenheit zu reden. Sie wußte nur zu gut, daß Karl Wort halten würde, und hatte darum schon jeden für sich eintreten lassen, dem sie auch nur einigen Einfluß auf den Monarchen zutraute, doch sie waren nicht weniger scharf als sie selbst abgewiesen worden; denn dem sonst gegenüber den leichtfertigen Streichen der hochgeborenen Jugend nachsichtigen Herrscher widerstand es, auch nur den Namen des vornehmen Falschspielers zu hören, der Festungspläne an Frankreich verkauft haben sollte.

Jetzt besaß Karl eine Geliebte, und sie hatte mit schneller Geistesgegenwart sie an sich gefesselt, und was keinem andern geglückt war, Barbara konnte es gelingen.

Deswegen war die Marquise in die verhaßte Einsamkeit gezogen und erniedrigte sich stündlich zu kriechender Schmeichelei gegen ein Geschöpf, das sie schon wegen seiner Geburt mißachtete.

Aber Barbara war gewarnt und hatte, so schwer es ihr bei den demütigen Bitten, zu denen die Greisin sich herabließ, auch manchmal fiel, auf ihrer Weigerung bestanden.

Trotzdem ließ die unglückliche Mutter die Hoffnung nicht sinken; denn sobald die Sängerin etwas beging, was sie verborgen halten mußte, konnte sie Macht über

sie gewinnen. Darum hielt sie die Augen auf, und so oft der Herrscher ihren Schützling aufsuchte und mit ihm allein war, schlich sie in den Garten und lugte durch die schlecht schließenden Fensterladen in den erleuchteten Raum, der dem Liebesglück des ungleichen Paares zum Schauplatze diente.

Was sie da erlauschte, steigerte aber nur das Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber dem verhaßten Geschöpfe, dessen sie so nötig bedurfte; denn die Zärtlichkeit, deren Karl die Geliebte würdigte, war so groß, daß es die Marquise nicht nur mit Staunen und bitterem Neid erfüllte, sondern auch die Ueberzeugung in ihr erweckte, es müßte der Sängerin ein Kleines sein, bei einem so feurigen Liebhaber weit Größeres durchzusetzen, als was sie von ihr verlangte.

So horchte und spähte sie Tag für Tag und Abend für Abend unermüdlich weiter; aber immer vergebens. Auch nicht das geringste, was Barbara ernstlich zum Vorwurfe gereichte, wußte sie dem Beichtvater zu berichten; de Soto aber wünschte sich nichts Besseres; denn immer noch wirkte sie höchst vorteilhaft auf die Stimmung des Kaisers. Es verdroß ihn darum auch, daß ihm Cassian manche Dinge hinterbrachte, die ihn hinderten, fest auf ihre Rechtgläubigkeit zu bauen.

Jedenfalls befanden sich Evangelische unter ihren Besuchern, und unter ihnen leider auch Herr Peter Schlumperger, den de Soto als thätigen Förderer des Abfalls der Regensburger Bürgerschaft kannte. Schon am zweiten Tage war er bei ihr vorgesprochen und längere Zeit bei ihr verblieben, — dann aber freilich nicht wieder erschienen. Auch mit den anderen führte sie keinen regelmäßigen

Verkehr, ja sie schien sich kaum ihrer Besuche zu freuen. So waren die Töchter des Wollerschen Hauses aus der „Arche“, die sich an einem Nachmittag eingestellt hatten, nur wenig länger von ihr zurückgehalten worden als einige andere evangelische Frauen und Mädchen.

Das alles genügte kaum, seine Besorgnis zu nähren; von einem Besuche wußte ihm Cassian aber zu berichten, mit dem es sich anders verhielt. Nicht nur bei sich aufgenommen, sondern länger als eine Stunde zurückbehalten hatte sie ihn, und der Diener konnte beschwören, daß der junge Mann, dem sie lange Lieder, die allerdings kirchlich klangen, zur Laute und auch zur Harfe vorgesungen, Erasmus Eckhart, der Pflegesohn des Erzketzers Doktor Hiltner war, der eben zu Wittenberg die Magisterwürde erworben.

Das schien bedenklich und veranlaßte de Soto, sich eingehend zu unterrichten.

Erasmus war am Morgen zu einer Zeit gekommen, in der der Kaiser Barbara nie besuchte. Während ihres Beisammenseins war nichts Bemerkenswertes zwischen ihnen vorgefallen; zuletzt aber hatte Cassian gehört, wie sie ihn mit einer Warnung entließ, die auch einem weniger Mißtrauischen verdächtig erschienen wäre. Warum hatte sie dem Wittenberger Theologen, während sie ihm die Hand zum Abschied reichte, versichert, was er ihr da geboten, habe ihr große Freude bereitet, und sie würde ihn gern auffordern, ihr oft Aehnliches zu bringen, doch müßte sie sich dies Vergnügen aus Gründen, die er sich selbst denken könne, versagen. Die dringende Bitte, wenigstens dann und wann bei ihr vorsprechen zu dürfen, hatte sie kurz und bestimmt zurückgewiesen, der Witten-

berger Häretiker sich aber doch nicht zurückhalten lassen; denn Cassian war seiner mehrfach in der Nähe des Schlößleins ansichtig geworden.

Gegen die Besuche, die ihr die Kapellmeister Gombert, Appenzelder und Damian Feys, dann und wann auch einige Herren oder Gäste vom Hofe und einmal sogar kein Geringerer als der Bischof von Arras abstatteten, war ebenso wenig einzuwenden, wie daß sie an jedem Nachmittag ins Freie ritt; denn dies geschah stets unter Führung des Herrn de Bours, eines alten Stallmeisters des Kaisers, und in Begleitung mehrerer Hofkavaliere, denen sich manchmal auch Baron Malfalconnet anschloß. Eine Anzahl munterer Pagen gehörte stets zu dieser glänzenden Kavalkade, und unter ihnen fehlte nie der schöne, feine sechzehnjährige Graf Tassis, der sein ganzes reiches Taschengeld für Blumen ausgab, die er jeden Morgen Barbara sandte.

Daß der vortreffliche Geiger Massi das Mädchen häufig besuchte, hörte der Beichtvater gern; denn er stand fest im Glauben, und daß er ihr Nachrichten über den schwer verwundeten Kavalier Hartschwert brachte, konnte ihr nur wohlthun; denn er mahnte sie vielleicht an den Ernst des Lebens und daß es auch noch anderes gab hienieden als Liebeslust, Gesang und Musik, Glanz und Herrlichkeit, Vergnügen, Scherz und Gelächter. Von dem Verdachte gegen die Rechtgläubigkeit Wolffs war der Almosenier durch seine Beichte völlig geheilt. Im Angesichte des Todes spielt man kein falsches Spiel.

Es wäre ihm ein wahres Geschenk gewesen, wenn auch Barbara ihn erwählt hätte, um ihm in der Beichte das Herz zu eröffnen; denn gerade ihr Verhältnis zu dem

Verwundeten machte es ihm schwer, ihr voll zu vertrauen. Im Fieber weilten nämlich die Gedanken Wolffs fortwährend bei ihr, und bald zieh er sie des schnödesten Verrates, bald brachte er ihren Namen mit Malfalconnet, bald mit Luis Quijada zusammen. Des Kaisers hatte er dagegen noch nicht gedacht.

Mit glühender Leidenschaft mußte er Barbara lieben, und auch sie schien immer noch warm an ihm zu hängen; denn um ihn wiederzusehen, hatte sie sich mutig einer schweren Gefahr unterzogen.

Es war ihm von Augen- und Ohrenzeugen berichtet worden, daß sie trotz des bestimmten Befehls Seiner Majestät, das alte Quartier zu meiden, das Kantorhaus und die Wohnung des Kavaliers betreten habe und daselbst vor seinem Lager niedergekniet sei und ihm sogar mit inniger Hingabe die schlaffe, heiße Krankenhand geküßt habe.

Wenn sie auch Wolff Hartschwert immer noch einen Teil der alten Neigung bewahrte, mußte sie doch mit glühender Leidenschaft an Kaiser Karl hängen. Selbst die Marquise vermaß sich nicht, dies zu bezweifeln. So oft sie auch die Zusammenkunft der Liebenden belauscht hatte, war sie erstaunt gewesen über das jugendliche Feuer des Liebhabers, über die glückselige Erregung, mit der Barbara ihn erwartete und die schmerzliche Niedergeschlagenheit, wenn er sie verlassen. In den ersten acht Tagen hatte die alte Dame gemeint, nie einem glückseligeren Liebespaare begegnet zu sein.

Von dem Gekose, dessen sie höhnisch gedachte, sich berichten zu lassen, erschien dem Almosenier seiner unwert.

Es kam auch die Zeit, in der es keiner fremden

Bestätigung mehr bedurfte und er sich selbst verbot, ferner an der Glaubenstreue Barbaras zu zweifeln; denn es hatte sie nach Ablauf der ersten Prebrunner Woche einen Diener der Kirche zu fragen verlangt, was sie thun solle, um sich einer solchen Fülle der höchsten Glückseligkeit würdig zu machen, und zu sühnen, was sie durch ihre Liebe fehlte.

Dabei hatte sie dem Beichtvater mit kindlichem Freimut das Herz eröffnet, und was de Soto bei dieser Gelegenheit zu hören bekam, erfreute ihn innig und machte ihm dies kerngesunde, von einer ersten starken Minne überwältigte schöne Geschöpf teuer.

Er glaubte ihr, und was die Späher ihm auch ferner zutrugen, wies er unwillig zurück.

Dennoch verschloß er der Marquise nicht das Ohr, wenn sie ihm in ihrer gewandten und unterhaltenden Weise erzählte, was sie infolge des unfesten Baues des Schlößchens, das nur als Sommeraufenthalt hergestellt worden war, gegen ihren Willen gehört oder bei einem Spaziergang durch den Garten, wenn man die Läden zu schließen vergessen, gesehen haben wollte.

Wie hätte er sich auch nicht gern berichten lassen sollen, daß der Monarch bei jeder Zusammenkunft mit Barbara ihrem Gesange mit besonderem Vergnügen lauschte.

Anfänglich trug sie nur ernste, gewöhnlich sogar kirchliche Lieder vor, und unter ihnen war Karl das „Quia amore langueo“ das liebste.

Diesen tief empfundenen Sehnsuchtsklängen zuzuhören, schien ihm immer neuen Reiz zu gewähren.

Kein Wunder!

Verstand es die Sängerin doch, ihnen jedesmal durch

überraschende Schattenwechsel in der Auffassung und im Vortrag neue Wirkung zu verleihen.

Einmal war es ihr aber auch gelungen, den Geliebten mit Perissone Cambios munterer Gesangstunde über das ut re mi fa sol und dann wieder mit dem Willaertschen Lachliede „Sempre mi ridesta“ zu erheitern.

Zwei Tage später hatte es wieder viel Gelächter gegeben, weil Barbara sich unterfangen, Seiner Majestät ein anderes, beinahe übermütig heiteres Lied desselben Tonsetzers vorzusingen. Die Marquise kannte es und versicherte, Barbaras Art und Stimme tauge für dergleichen nicht. Sie gab zu, daß ihr der Vortrag ernster und besonders religiöser und getragener Kompositionen nicht übel, ja oft überraschend gut gelänge, bei solchen weltlichen Sachen trete aber ihre wahre Natur zu deutlich zu Tage, und aus der kunstreichen Sängerin werde eine Bacchantin.

Für sie sei es ein schlechter Genuß gewesen, dem ausgelassenen Treiben und Singen dieses von der Laune des Glückes viel zu reich begünstigten Geschöpfes zu folgen.

Auch Seiner Majestät wären, irre sie nicht, diese ausgelassenen Lieder nichts weniger als wohlgefällig gewesen.

Das Licht sei ihm, als sie von der Lindengruppe aus zufällig auf das Haus hingeschaut habe, gerade ins Antlitz gefallen und sie hätte deutlich wahrgenommen, wie er die Unterlippe verdrossen verschob, was jeder, der ihm nahestehe, als ein Anzeichen hohen Mißfallens kenne.

Das Mädchen aber sei wie außer Rand und Band gewesen. So alt sie sei, müsse sie immer noch erröten, wenn sie nur daran denke. In ihrer tollen Laune sei

ihr wohl auch aus dem Gedächtnis geschwunden, daß sie durch Künste von ganz anderer Art den kaiserlichen Liebhaber in ihr Netz gezogen habe.

Ungläubig hörte der Almosenier ihr zu; denn in jüngeren Jahren hatte Kaiser Karl die allerwildesten Landsknechtslieder mitgesungen und es sehr wohl verstanden, gelegentlich auch in einer vlämischen Schenke mit den Fröhlichen fröhlich zu sein, zu lachen und zu toben.

Nach der Beichte bekam der Almosenier Dinge zu hören, denen er gern das Ohr verschlossen hätte, wenn sie auch bewiesen, daß die Zeit, die die Marquise am französischen Hofe zugebracht hatte, ihrer Beobachtungskunst zu gute gekommen war.

Vor drei Tagen hatte der Kaiser nämlich Barbara zum erstenmal ernstlich zur Rede gestellt.

Der alten Dame war es unmöglich gewesen, die Ursache zu ergründen; was sie aber sicher wußte, war, daß der Tadel des Geliebten Barbara zu heftigem Widerspruche fortgerissen hatte, und daß Seine Majestät nach einer scharfen Entgegnung schon im Begriff gewesen war, sie zu verlassen. Schnell genug hatte die Uebermütige allerdings ihr unvorsichtiges Aufbrausen bereut und den viel zu nachsichtigen Herrn mit solcher Demut und mit so süßer Zärtlichkeit zu versöhnen gewußt, daß er ihr doch wohl vergeben haben mußte; — wenigstens war der Abschied so innig gewesen wie je.

Trotzdem war er am nächsten Abend, und zwar zum erstenmale, ausgeblieben. Da hatte die Marquise gefürchtet, der Kaiser entzöge Barbara jetzt schon — und das wäre zu früh für ihre eigenen Wünsche gewesen — seine Gunst.

Allein gestern nach Sonnenuntergang hatte die dunkle Sänfte zur Beruhigung der alten Dame dennoch wieder hinter dem Gartenthore gehalten, und die Freude, den Geliebten wieder zu haben, Barbara so tief ergriffen, daß auch er von ihrer sonnigen Glückseligkeit fortgerissen worden war.

Mitten während des zärtlichsten Gekoses war er aber herausgerufen worden, und als er mit gefurchter Stirn das Gemach wieder betrat, war die Marquise Zeugin wenigstens des Beginns eines Auftritts geworden, der ihrer Meinung, Seine Majestät fände keinen Geschmack an dem wilden Sichgehenlassen und den weltlich heiteren Liedern der Geliebten, recht zu geben schien.

Leider war sie vorzeitig von ihrem Beobachtungsposten verscheucht worden; doch hatte sie noch mitangesehen, wie der Kaiser zurückkehrte und wie Barbara ihm, ohne seines veränderten Aussehens zu achten oder vielmehr wohl, um ihn durch etwas besonders Fröhliches zu erheitern, in übermütiger Laune Baldassare Donatis prächtiges Tanzmeisterlied „Qui la gagliarda vuol imparare“ anstimmte und dazu die Bewegungen der Gagliardentänzerin aufs munterste und zierlichste nachahmte.

Karl aber hatte sie bald unterbrochen und sie mit scharfen Worten ersucht, etwas anderes zu singen oder es für heute ganz sein zu lassen.

Erschrocken hatte sie wieder um Vergebung gebeten, dann aber die allgemein anerkannte Schönheit dieses reizenden Liedes, das sich auch des Beifalls des Meisters Gombert erfreue, zu ihrer Rechtfertigung hervorgehoben; er aber war aufgebraust und hatte ihr das Wort mit der lauten Bemerkung vom Munde geschnitten, daß er

nicht gewohnt sei, das eigene Urteil durch die Meinung anderer verbessern zu lassen. Dieser Scherz mache der Gewandtheit und dem frohen Mute des Tonsetzers alle Ehre, das Gegenteil aber gelte von der Sängerin, die sich unterfange, ihn jemand vorzutragen, in dem er keine anderen als bittere Empfindungen erwecken könne.

Wie sie dann aber so schmerzlich überrascht, daß die Augen ihr feucht wurden, bekannte, ihre Wahl sei vielleicht nicht ganz richtig gewesen, und dazu kleinlaut frug, warum ihr vielgeliebter Herr ein so leichtes Versehen so hart verdamme, war er aufgebraust und hatte gerufen: „Aus mehr als einem Grunde."

Dann war er aufgestanden und hatte mit leicht hinkendem Schritt das Gemach mehrmals durchmessen, indem er ihr so laut, daß es in dem schwülen, dunklen Garten deutlich gehört werden konnte, zurief: „Weil es von geringem Feingefühl zeugt, wenn der Satte dem Hungernden von dem Leckermahl erzählt, das er eben genossen, weil — weil ich es schändlich nenne, wenn der Sehende dem armen Blinden von dem Genuß erzählt, den seinen guten Augen die Farbenpracht bunter Blumen bereitet, weil ich von dem Weibe, das ich meiner Liebe würdige, verlange, besser Rücksicht auf mich und was mir das Leben verdirbt, zu nehmen. Weil ich" — und damit hatte er die Stimme immer zorniger erhoben — „von derjenigen, mit der mich, den Kaiser, welches Band auch immer vereint, fordere . . ."

Weiter hatte die Marquise dem heftigen Angriff des Monarchen nicht zu folgen vermocht; denn der Bote, der ihm vorher die unliebsame Nachricht überbracht — es war der Kammerdiener Adrian Dubois gewesen — war nicht

nur an ihr vorübergegangen, sondern hatte sich herausgenommen, sie anzurufen und zu bemerken, sie würde gut thun, sich in das Haus zu begeben, weil ein Gewitter im Anzug. Er scheue den Regen nicht und würde hier auf Seine Majestät warten.

So war der Lauscherin entgangen, wie der aufgebrachte Monarch mit der Forderung an die Geliebte fortfuhr, ihn weder zu belügen noch zu hintergehen.

Stumm und bleich hatte Barbara ihm bis dahin zugehört und sich auf die zitternden Lippen gebissen, um dem Vorsatz treu zu bleiben, stumm über sich ergehen zu lassen, was die furchtbare Reizbarkeit Karls über sie verhängte. Er aber mußte wohl bemerkt haben, was in ihr vorging; denn plötzlich unterbrach er die Wanderung, und indem er jäh vor ihr stehen blieb und ihr das Antlitz voll zuwandte, rief er: „Nicht Du bist die Beleidigte, ich, der Herrscher, den Du Deinen Geliebten nennst, bin es. Verboten hab' ich Dir vorgestern, zu dem Musikanten in der Hahnengasse zu gehen, und Du bist heute dennoch bei ihm gewesen. Ich frug Dich vorhin, ob Du mir Gehorsam geleistet, und Du versichertest es lachenden Mundes."

Schon hatte Barbara eine Entgegnung bereit gehalten die der Schärfe des Angriffs entsprach; doch der Vorwurf des Geliebten war wohlbegründet.

Als er vorhin das Gemach verlassen, mußte ihm berichtet worden sein, daß sie sich heute morgen in der That, seinem ausdrücklichen Befehle zum Trotz, in das Kantorhaus begeben.

Mangel an Mut war ihr noch von keinem vorgeworfen worden. Warum hatte sie sich vorhin nicht ihm

einzugestehen getraut, was sie infolge einer guten, gewiß verzeihlichen Regung gefehlt?

War sie denn nicht frei, oder wann hätte sie sich dem Geliebten zu blindem Gehorsam verpflichtet?

Aber die Lüge!

Wie hart sollte sie sie diesmal vielleicht büßen!

Um die Achtung, um die Minne des Mannes, an den sie das Herz gehängt, den sie mit der ganzen Glut ihrer leidenschaftlichen Seele liebte, konnte es sich handeln, und als er nun gar zum Hut griff, um sich zu entfernen, vertrat sie ihm den Weg.

Aufschluchzend warf sie sich ihm zu Füßen, bekannte sich schuldig und gestand reumütig ein, die Angst vor seinem Groll, der ihr furchtbarer erscheine als der Tod, habe sie veranlaßt, zu leugnen, was nun einmal geschehen sei. Sie könnte sich selbst deswegen hassen. Das Abirren vom Wege der Wahrheit sei durch nichts zu entschuldigen, wohl aber würde ihr Ungehorsam ihm vielleicht in milderem Lichte erscheinen, wenn er erfahre, was sie veranlaßt hatte, ihn zu begehen.

Da befahl er ihr, immer noch ungehalten, in herrischem Ton, sich zu erheben, und sie leistete schweigend Gehorsam, und als er sich auf den Diwan warf, ließ sie sich zaghaft an seiner Seite nieder und wandte ihm das betrübte Gesicht zu, das er zum erstenmale mit Thränen benetzt sah.

Ein hoffnungsvolles Lächeln verschönte ihr dabei den feuchten Blick; denn sie fühlte, daß, nun er ihr gestattete, an seiner Seite zu bleiben, doch noch alles wieder gut werden könnte.

Jetzt ergriff sie auch zaghaft seine Hand, und da er

es zuließ, hielt sie sie fest, während sie ihm erklärte, was sie mit Wolff von Kind an verbunden.

Als schwesterliche Ratgeberin des Freundes, der in einem Hause mit ihr erwachsen war, stellte sie sich dar. Die Musik und der katholische Glauben mitten in diesem der evangelischen Ketzerei verfallenen Orte sei das Band gewesen, das sie vereinte. Wohl mußte er nach seiner Heimkehr von Liebe zu ihr ergriffen worden sein, sie aber hätte, so wahr sie auf die Gnade des Himmels hoffe, das Herz der Minne verschlossen gehalten, bis er ihr genaht sei, um, wie jener andere Cäsar, zu kommen, zu sehen und zu siegen. Sie sei aber nur ein Weib, und das Mitleid in einem weichen Frauenherzen lasse sich so schwer zum Schweigen bringen wie das Murmeln eines schnellen Gebirgsbaches oder das Rauschen des Windes.

Gestern nun habe sie durch den Geiger Massi erfahren, der Zustand des Kavaliers hätte sich bedenklich verschlimmert und er wünsche ihr, bevor er die Augen schließe, noch einmal die Hand zu reichen. Da habe sie in der Meinung, der Ungehorsam, den man begehe, um einem Sterbenden das Scheiden zu erleichtern, sei vor Gott und den Menschen verzeihlich, den Unglücklichen aufgesucht.

Dabei sei die helfende und seligmachende Kraft des guten Werkes, die die Evangelischen leugneten, ihr recht deutlich geworden; denn seit sie dem Leidenden die Hand gereicht, habe sich ihrer ein unbeschreibliches Wohlgefühl bemächtigt; dem Kavalier aber ginge es besser. Kurz bevor sein, des Kaisers, Erscheinen sie beglückt habe, sei es ihr mitgeteilt worden, und das hätte sie vorhin so fröhlich gestimmt, trotz ihres grundschlechten Gewissens.

Nun aber sei aus dem schönen Abend der gramvollste ihres Lebens geworden.

Neue Thränen und was das liebende Herz ihr sonst an Versöhnungsmitteln eingab, hatten den zürnenden Geliebten dann auch bewogen, ihr zu vergeben.

Das empfand sie als großes Glück und setzte alles daran, um die lebhaften Forderungen ihrer widerspenstigen Natur, der bisher nichts ferner gelegen hatte, als demütige Unterwerfung, im Zaum zu halten.

Tag für Tag wurde dem Beichtvater des Kaisers seit jenem Abend hinterbracht, daß nichts das Einvernehmen der Liebenden störe und mit wie großer Andacht Barbara oft in der Hauskapelle bete.

Das gefiel dem Almosenier, und als Cassian ihm berichtete, der Kaiser sei am Abend nach jenem Zerwürfnis wieder in das Schlößchen gekommen, um dort recht lange zu verweilen, gereichte es ihm zur Freude.

Für Barbara war dieser Besuch eine wahre Himmelsgabe gewesen; — wenn Karl sich ihr aber auch liebreich genug erwiesen hatte, fühlte sie dennoch auch bei den folgenden Besuchen, daß seit jenem verhängnisvollen Zwischenfalle sich ein schwer zu fassendes und zu erklärendes Etwas wie ein trübender Schatten über die freudige Zuversichtlichkeit des Kaisers breite.

An ihr konnte diese Wandlung des Geliebten kaum liegen; denn sie hatte sich redlich bemüht, alles zu vermeiden, was ihn aufbringen konnte.

Wie hätte sie ahnen sollen, daß der große Menschenkenner, dem sie das Herz geschenkt, ihr den Zwang anmerkte, den sie sich bei jeder Zusammenkunft mit ihm auferlegte, und daß die Mäßigung, der sie sich aus Liebe

unterwarf, ihr einen Teil des Zaubers raubte, den ihre heitere Unbefangenheit auf ihn ausgeübt hatte. Mißtrauisch schrieb Karl diese Aenderung im Wesen der Geliebten bald dieser, bald jener Ursache zu, und wenn er ihr zu erkennen gab, daß er etwas an ihr vermisse, das ihm teuer an ihr gewesen, meinte sie ein neues Zeichen seiner Unzufriedenheit wahrzunehmen und verschärfte den Zwang, den sie sich anthat.

Wenn die ruhende Gicht sich wieder bei ihm meldete oder der Drang der Geschäfte, der zu jener Zeit immer gebieterischer an Kaiser Karl herantrat, ihn an einem oder dem andern Abend von ihr fernhielt, überfiel sie eine marternde Angst, und es war um den Schlaf der Nacht geschehen.

Dazu hörte die Marquise nicht auf, sie mit Bitten und Vorstellungen zu bedrängen, und die Lerchin trieb Barbara unaufhörlich an, die Gunst eines solchen Liebhabers auszunützen. An die Zukunft sollte sie denken und sich mit Gütern und Titeln schadlos halten für das traurige Schicksal, das ihr bevorstand, wenn Seine Majestät ihrer überdrüssig würde.

Mit lebhaften Farben wußte sie zu schildern, wie sich alles von ihr abwenden würde, wenn das geschähe, und wie wenig ihr dann die Geschmeide helfen könnten, mit denen er sie bisweilen erfreute.

Barbara aber war nur an der Liebe ihres Herrn gelegen, und es wurde ihr nicht einmal schwer, der Drängerin zu widerstehen. So oft sie sich jedoch mit Karl allein befand und er deutlich zeigte, wie teuer sie ihm war, drängte sich ihr die Frage auf, ob es nun nicht dennoch an der Zeit sei, ihm von ihrer Zukunft zu reden und

den Rat der erfahrenen Frau zu befolgen, die es gewiß redlich mit ihr meinte.

Das machte sie dann auf einige Zeit stumm und befangen, und wenn sie dem Geliebten anmerkte, daß ihr Verhalten ihn verdroß, wies sie die selbstsüchtige Regung, die sie unliebenswürdig machte, weit von sich und gab ihm die Freude am Siege der Liebe über jede andere Rücksicht bisweilen so ungestüm zu erkennen, daß ihr Wesen die gleichmäßige Heiterkeit, die ihn früher an ihr entzückt, eingebüßt zu haben schien, und er sie weniger befriedigt verließ.

Dazu hatte die Marquise einen Brief aus Paris erhalten, in dem der Sohn versicherte, wenn seine Spielschulden nicht bis zum ersten August bezahlt würden, sei er vollends entehrt, und es bliebe ihm nichts übrig, als sich eines Daseins zu entledigen, das ohnehin jeden Wert für ihn verloren.

Da hatte die ungückliche Mutter sich noch einmal Barbara eröffnet, und als sie ihren Klagen und Bitten dennoch widerstand, sich vor ihr auf die Kniee geworfen und sie schluchzend beschworen, sich erweichen zu lassen.

Das Bild der alten, vornehmen Dame, die sich wie eine Verzweifelte im Staube wand, war so jammervoll und rührend gewesen, daß es Barbara das Herz erweicht und sie zu dem Versprechen veranlaßt hatte, die nächste gute Stunde zu benützen, um dem Kaiser das Schicksal ihres Sohnes und seines Kindes, ein kleines Mädchen von sechs Jahren, ans Herz zu legen.

Von da an wartete sie bei jeder neuen Zusammenkunft auf den günstigen Augenblick; zeigte Karl sich aber weniger freundlich, war die rechte Zeit gewiß nicht gekommen,

erwies er sich besonders liebevoll, erschien ihr das Glück, sein Herz zu besitzen, so groß, daß es ihr frevelhaft erschien, es um einer Fremden willen aufs Spiel zu setzen.

Dies Zuwarten und Ringen mit sich selbst blieb gleichfalls nicht unbemerkt, und es lag in Karls Natur, darüber nachzudenken und Gründe dafür zu suchen.

Nur der Zauber ihrer Stimme und Schönheit waren unverändert geblieben, und wenn sie vor den Gästen, die, je näher die Eröffnung des Reichstages rückte, die auf den fünften Juni angesetzt war, immer zahlreicher erschienen, im „Goldenen Kreuze“ sang, und er ihr Entzücken wahrnahm, fachte die Eitelkeit das erkaltende Feuer wieder an; denn noch liebte er sie und fühlte sich darum eins mit ihr und mit ihren Erfolgen.

So wurden die Tage zu Wochen, und wenn sie auch Barbara Glück in Fülle brachten, waren sie doch auch nicht frei von trüben und bitteren Stunden.

Die Marquise, die das Verhängnis des Sohnes näher und näher kommen sah, machte ihr die Mahlzeiten und jeden Augenblick, den sie mit ihr verlebte, zur Hölle, — die Lerchin fuhr fort, sie zu drängen und riet ihr jetzt, den Kaiser zu bewegen, sie von dem alten Quälgeist zu befreien.

Auch in einer andern Angelegenheit wußte sie sich keinen Rat. Dem Wittenberger Magister Erasmus Eckhart waren seine eigenen Lieder, als sie sie ihm vorgesungen hatte, wie etwas ganz Neues erschienen, und aus der Dankbarkeit, die er ihr dafür zollte, war eine heiße Liebe erwachsen, die erste, die seine junge Seele ergriff. Doch Barbara wies seine Besuche standhaft zurück und entzog ihm dadurch sogar die Möglichkeit, ihr das Herz zu

eröffnen. So umkreiste er denn verzweiflungsvoll immer häufiger ihr Haus und sandte ihr einen feurigen Liebesbrief nach dem andern.

Sein unziemliches Verhalten dem Kaiser oder dem Beichtvater zu verraten, hätte ihm eine zu harte Strafe für eine Beleidigung zugezogen, die doch im Grunde die höchste der Huldigungen war. Zu den Hiltners mochte sie sich aus Furcht vor einer neuen Verkennung nicht wagen, und Wolffs Befinden gestattete noch lange nicht, ihn mit dergleichen zu erregen.

So mußte sie sich denn begnügen, sein Betragen durch die Lerchin aufs schärfste rügen und ihm androhen zu lassen, es seinen Pflegeeltern und im schlimmsten Falle der Obrigkeit anheimzugeben, sie von seiner Zudringlichkeit zu befreien.

Schon näherte das zweite Drittel des Mai sich dem Ende, als der Kaiser sich durch einen leichten Gichtanfall verhindert sah, sie zu besuchen. Aber das Herz zog sie mächtig zu ihm hin, und während des gewöhnlichen Ausrittes um Mittag verfiel sie auf einen Gedanken, für dessen Ausführung sie sofort Vorkehrungen traf, indem sie den jungen Grafen Tassis heimlich bat, ihr einen seiner Anzüge zu leihen.

Der heitere Page, ein schöner sechzehnjähriger Knabe, der schon mit einem seiner Genossen um ihretwillen das Rapier gekreuzt hatte, war ungefähr von ihrer Größe und glücklich, ein Geheimnis mit ihr zu teilen. Sein kostbarstes Habit mit allem Zubehör war in der Dämmerstunde bei ihr, und beim Anbruch der Nacht bestieg sie, als Page verkleidet, die Sänfte und ließ sich in das „Goldene Kreuz" tragen.

Meister Adrian nahm sie dort in Empfang und führte sie zu dem Gebieter.

So reizend wie in dem gelben Sammetwams mit den aschgrauen Aufschlägen, in dem grauseidenen Strumpfwerk und mit dem gelben und grauen Baretlein auf dem glänzenden Blondhaar meinte der alternde Mann sie noch nie gesehen zu haben.

Und Kaiser Karl erging es nicht anders.

Ihr munterer Streich versetzte ihn dazu in die eigene Jugend zurück. In Pagenkleidern hatte er sich damals selbst mehr als einmal zu einer schönen jungen Hofdame geschlichen, und heiter wie in besseren Tagen, zärtlich wie ein feuriger Jüngling, dankte er ihr für das liebenswürdige Wagnis.

Glückselig verließ sie ihn nach einigen köstlichen Stunden, die alles ins Nichts zurückdrängten, was sie in der letzten Zeit gelitten.

Die ganze Welt hätte sie umarmen mögen, als sie das Prebrunner Schlößchen wieder betrat.

Schon von der Sänfte aus hatte sie Licht in den Fenstern des Wohnzimmers der Marquise bemerkt, aber sie konnte der armen alten Dame jetzt frei in die Augen schauen; denn sie hatte diesmal, sicher, keine rauhe Abweisung zu erfahren, den Mut gefunden, dem Geliebten von ihrem Sohne zu reden.

Zwar hatte Karl, so bald er vernahm, was sie begehrte, sie freundlich ersucht, ihre schönen Lippen nicht mit dem Namen eines Schurken zu beflecken, der längst jedes Anrecht auf seine Gnade verscherzt, und ihre Sendung war darum gescheitert; sie hatte nun aber doch ihr Versprechen gehalten.

Mit der Bitte, ihm künftig den Schmerz zu ersparen, der Geliebten einen Wunsch abzuschlagen, war diese böse Angelegenheit erledigt gewesen.

Als Barbara zur Laute griff, hatte er den schönsten aller Troubadoure ersucht, ihm vor jedem andern Liede sein geliebtes „Quia amore langueo“ noch einmal vorzusingen, und lebhaftester Beifall war jedem Liede zu teil geworden, das sie ihm dann noch vortrug.

Jetzt hatte sie für die Marquise das mögliche gethan, keine Macht der Welt sollte sie aber bewegen, zum zweitenmal etwas Aehnliches auf sich zu nehmen. Das wiederholte sie sich, als sie das Schlößlein betrat.

Mochte die alte Dame nun kommen!

Und sie ließ nicht auf sich warten.

Aber wie sah sie aus!

Die in Papillotten gewickelten grauen Löckchen umstarrten ihr wunderlich den schmalen Kopf. Die eingefallenen Wangen waren ungeschminkt und leichenfahl. Die schwarzen Augen blitzten unheimlich und wie verwirrt aus tiefen Höhlen hervor, und aus dem Morgenkleide hingen an der Brust zerfetzte Zeugstücke nieder, die sie sich in einem Anfalle ohnmächtiger Wut vom Körper gerissen.

Ein Schauer ergriff Barbara bei diesem Anblick.

Sie ahnte das Rechte.

Eine neue Schreckensbotschaft hatte die Marquise während ihrer Abwesenheit erreicht.

Wenn ihrem Sohne nicht sogleich zehntausend Lire übersandt werden konnten, kam er dennoch auf die Galeere und sein Kind war dem Elend und der Schande preisgegeben.

Dabei riß die unselige Mutter mit zitternden Händen ein Medaillon hervor, das sie an einem Kettlein am Halse trug. Es zeigte das auf Elfenbein von Künstlerhand gemalte Engelsantlitz eines blondlockigen kleinen Mädchens. Es trug ihren Namen Barbara. Sie wußte es; denn wie oft hatte die zärtliche Großmutter mit leuchtenden Augen vor ihr der kleinen „Babette" gedacht.

Der Vater unter schändlichem Gesindel an die Ruderbank geschmiedet, dies holdseligste der Kinder in Hunger, Elend und Schande verkommend, welch ein gräßliches Gemälde! Greifbar deutlich sah Barbara es vor sich, und während die jeden Haltes beraubte unwürdige Greisin jammerte, schluchzte und sie anflehte, Barmherzigkeit zu üben, versetzte sich das in Not und Sorge aufgewachsene Mädchen in die Tage zurück, in denen sie, um das Geld für eine magere Suppe, ein trockenes Stück Brot, ein schlechtes Stück billigen Kuhfleisches zu erwerben, oder um sich des Drängens eines unbezahlten Handwerkers zu erwehren, mit den feinen Händen Spitzen gewaschen und mit zugesehen hatte, wie der ritterbürtige, heldenhafte Vater schiefe Buchstaben und krause Ornamente in gemeines graues Zinn gekratzt hatte.

Das nämliche Los, nein, ein tausendfach schlimmeres, stand diesem unsäglich lieblichen, vornehmen Kinde, dessen Vater das Ruder auf der Galeere ziehen sollte, bevor, wenn niemand für den Unglückseligen eintrat.

Wie war doch das Leben!

Von dem Gipfel der Glückseligkeit führte es sie unvermittelt vor solchen Abgrund des tiefsten Elends!

Welche Gegensätze!

Ein Tag, eine Stunde hatten sie aus bitterer Not

und aus quälender Sehnsucht an die Seite des Höchsten und Größten versetzt, doch wer konnte wissen, für wie lange, wie bald ihr der Sturz in die Tiefe bevorstand?

Da überlief sie ein Schauer, und ein tiefes Mitleid mit dem süßen Geschöpfe, dessen farbiges Bildnis sie noch immer in der Hand hielt, ergriff sie.

Wohl gedachte sie der ablehnenden Antwort des Geliebten und daß sie nur auf sie hinzuweisen brauchte, um sich von der jammernden Greisin dort zu befreien, eine unsichtbare Macht schloß ihr aber die Lippen.

Hier zu helfen, diesem unsäglichen Elend zu steuern, diesem dem Verderben geweihten Kinde Hilfe zu bringen, erfüllte sie mit heißem Verlangen.

Ueber alles Kleine hinaus zu gelangen, mit der kaiserlichen Devise „mehr weiter" vor Augen, hoch herauf zu kommen, um auf andere nieder zu blicken und die eigene Großmut an ihnen zu bewähren, war die Sehnsucht ihres Lebens gewesen. Noch durfte sie sich als Geliebte des mächtigsten aller Herrscher auf Erden fühlen, und es sollte ihr versagt sein, eine rettende That, zu der Herz und Sinn sie drängten, mit eigener Kraft zu verrichten?

Nein und abermals nein!

Sie war nicht mehr das arme Wawerl!

Sie konnte und wollte es zeigen; denn wie eine Erleuchtung war ihr ein Wort in den Sinn gekommen, das sie gestern nach dem Gesange im „Goldenen Kreuz" vernommen.

Meister Wenzel Jamnitzer, der berühmte Nürnberger Goldschmied, hatte es in der Kaiserherberge an sie gerichtet, wo er gestern ihrem Gesange zugehört hatte.

Er war hier, um mit Karl Rat über die Diademe zu halten, die er seinen beiden Nichten, den Töchtern des römischen Königs Ferdinand, verehren wollte, die im Juli zu Regensburg vermählt werden sollten. Meister Jamnitzer war ihre Herstellung anvertraut worden, und der Nürnberger Künstler hatte Barbara nach dem Konzert für den Genuß gedankt, den er ihr schulde. Dabei war ihm das erste Geschenk des Kaisers, der prächtige Stern, ins Auge gefallen, den sie zur Seite des viereckigen Ausschnitts ihres Gewandes an der Brust trug. Mit dem Blicke des Kenners hatte er ihn betrachtet und bemerkt, der mittlere Stein allein besitze den Wert eines Landgutes.

Wenn sie sich dieses edlen Prunkstückes entäußerte, war die verzweifelte Greisin dort getröstet und das liebliche Kind vor Hunger und Schande gerettet.

Und Einfall, Entschluß und That folgten bei Barbara rasch auf einander.

„Ihr habt morgen, wessen Ihr bedürft," rief sie der Marquise zu, küßte, einer schnellen Eingebung gehorsam, das Bild der kleinen Namensschwester, wies jeden Dank der erstaunten Greisin zurück und begab sich zur Ruhe.

So strahlend von Glückseligkeit hatte die Lerchin sie noch nie gesehen; doch verdroß sie die Verschlossenheit des Mädchens, dem sie so viel geopfert zu haben meinte und dessen neue Bekleidung ihr doch schon mehr als den Verdienst dreier anderen Jahre eingebracht hatte.

Schon am nächsten Morgen nannte Meister Jamnitzer den kostbaren Stern sein eigen und verpflichtete sich dafür, diesen Handel geheim zu halten und von den Fuggers einen Wechselbrief auf Paris für zehntausend Lire zu besorgen.

Daneben ließ der redliche Mann ihr noch durch das Hallersche Bankhaus tausend Dukaten zukommen, damit er vor dem Vorwurfe geschützt sei, sie übervorteilt zu haben.

Dennoch erschien Barbara das Gold, dessen sie nicht für die Marquise bedurfte, wie unrecht erworbenes Gut.

Während sie um Mittag ausritt, fand es die Lerchin in ihrer Truhe und meinte nun zu wissen, was das Mädchen gestern so glücklich gemacht hatte. Um so empörter war sie, als Barbara die Hälfte des neuen Reichtums an einem der nächsten Tage dem Prebrunner Wachtschreiber übergab, um es an die armen Töpfergesellen zu verteilen, deren Hütten in der vergangenen Nacht niedergebrannt waren. Die andere bewahrte sie auf, um es den Leuten ihrer einäugigen Magd daheim zu geben, die im größten Elende lebten.

Zum erstenmale hatte sie nun auch den Genuß empfunden, wie eine höhere Macht in das Schicksal anderer einzugreifen. Was sie von der Größe erhofft, zu der sie sich aufgeschwungen, jetzt schien es, als sollte es sich in der That voll und ganz erfüllen.

Selbst die wunderliche Weise, in der die Marquise ihr für ihre Großmut dankte, konnte das schöne Glücksgefühl, das sie erfüllte, nur wenig beeinträchtigen.

Sobald die alte Dame nämlich hörte, die Anweisung für den Sohn sei auf dem Wege nach Paris, sprach sie von dem Vorhaben, Seiner Majestät für dies edle Gnadengeschenk zu danken.

Erschreckt und beunruhigt mußte Barbara ihr dies untersagen und bekennen, daß es der Kaiser im Gegenteil abgelehnt habe, was auch immer für ihren Sohn zu thun,

und daß sie hier besonders der kleinen Babette zu Gefallen mit der eigenen Habe eingetreten sei.

Da versicherte die Marquise unwillig, daß eine Marquise de Leria dergleichen nur von Seiner Majestät dem Kaiser, ohne zu erröten, annehmen könne. Selbst von einer Standesgenossin müsse sie sich so große Geschenke verbitten. Sei Barbara ehrlich, so werde sie eingestehen, daß sie sie nie auch nur mit einer Silbe um eine Gabe, sondern immer nur um ihr Eintreten bei Seiner Majestät gebeten habe. Ihre vorschnelle Handlungsweise mache einen Widerruf unmöglich, doch die Demütigung, die ihr durch sie widerfahren, sei so schwer zu verwinden, daß sie es kaum über sich gewinne, sich für ihre an sich dankenswerte Gabe erkenntlich zu fühlen.

In der That änderte die Marquise von nun an ihr Verhalten, und statt ihrem Schützling wie früher zu schmeicheln, trug sie kühlen Stolz gegen sie zur Schau und ließ sie bisweilen hören, daß Not und Feindseligkeit oft leichter zu ertragen wären als aufgedrungene Güte und demütigende Gaben.

Barbara hatte sich bisher niemand zu rechtem Danke verpflichtet und die Häßlichkeit des Undanks war ihr darum noch fremd geblieben.

Jetzt lernte sie sie kennen.

Anfänglich that diese Entäuschung ihr weh, doch sehr bald wurde die Absicht der Marquise ihr deutlich, durch ihr Verhalten eine drückende Schuld von sich abzuwälzen, und so setzte sie denn dieser unwürdigen List eine muntere Abwehr entgegen, mußte dann aber erleben, wie die Marquise diese als den Auswuchs einer ungroßmütigen Seele verdammte.

Wie widerwärtig das war! Dennoch hielt sie, was sie für die Greisin gethan und wie sie es ihr lohnte, vor jedermann, selbst vor der Lerchin, geheim, zumal der Kaiser bald auf die Ablehnung ihrer Bitte zurückkam und ein Bild des jungen Leria vor ihr entwarf, das sie mit Grauen erfüllte und sie zu der Ueberzeugung führte, das Opfer, das sie für ihn und sein Töchterchen gebracht, sei völlig vergebens gewesen.

Für die kleine Babette, hörte sie dazu, sei aufs beste gesorgt, da sie längst dem Einfluß des Vaters entzogen war und ihre würdige, vornehme und reiche Tante Mutterstelle an ihr vertrat.

Dies Werk der Barmherzigkeit war der allzu raschen Geberin kläglich verleidet worden, und während die frohe Erinnerung an die reine Seelenfreude, die sie nach ihrem großmütigen Entschlusse empfunden, mehr und mehr verblaßte, begann sie der unbesonnene Handel mit dem Nürnberger Meister zu ängstigen; denn der Kaiser hatte sie bei seinem nächsten Besuche nach dem Sterne gefragt, und sie war in der Verlegenheit wiederum zu einer Unwahrheit gezwungen worden und hatte mit der Angabe, die goldene Nadel, die ihn festhielt, sei verbogen, den seltenen Gebrauch seiner schönen Gabe zu rechtfertigen gesucht.

Dies und das hätte sie sich wegen dieser überstürzten Hingabe an ein schnell erwachtes Mitleid anthun mögen; denn es mußte den Kaiser ja erzürnen, wenn er dennoch erfuhr, wie leichtfertig sie mit seinem ersten kostbaren Geschenke verfahren.

Vielleicht war ihm auch schon etwas von seinem Verkaufe zu Ohren gekommen; denn obgleich er keinen

Einspruch gegen ihre Entschuldigung erhoben hatte, war er nachher doch wortkarg und reizbar geblieben.

Jedes spätere Alleinsein mit dem Geliebten wurde ihr schmählich durch die Besorgnis getrübt, er könne wieder des unglückseligen Kleinods gedenken.

Doch auch diesmal verhinderte die Furcht das mutige Mädchen, die volle Wahrheit einzugestehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am Sankt Desideriustage*) vermißte der Kaiser abermals den Stern an der Geliebten, und da es im „Goldenen Kreuz“ und die Hitze groß war, erwiderte sie, das Kleid sei zu leicht für das schwere Prunkstück.

Dadurch war aber die Furcht Barbaras vor einer neuen Frage so groß geworden, daß sie die Nachricht erfreute, der Geliebte würde sie morgen nicht aufsuchen können.

Schon vorgestern war Christoph Madrucci, der Kardinal von Trient, sein kriegerischer Bruder Hildebrand und der Graf von Arco mit Nachrichten vom Konzil eingetroffen, morgen aber wurde der Herzog Moritz von Sachsen erwartet, und es waren die wichtigsten Verhandlungen nicht nur mit ihm, sondern auch mit jenen, und zwar einzeln und zu verschiedenen Stunden zu führen.

Am Abend sollte der willkommene Gast mit Musik und — war es Barbara recht — auch durch Gesang erfreut werden. Für den fünfundzwanzigsten hatte die Stadt den Herzog durch ein Maifest unter den Linden zu ehren

*) 23. Mai.

beschlossen. Auch der Kaiser und der ganze Hofstaat waren natürlich eingeladen worden.

Da bekannte Barbara, daß sie so prächtige Schaustellungen liebe, und bat Karl, dem Feste mit der Marquise beiwohnen zu dürfen.

Die Antwort fiel bejahend aus, doch erteilte der Kaiser sie nach einigem Zaudern und mit der Bemerkung, er würde sich ihr wenig widmen können und erwarte, daß sie sich einige Zurückhaltung auferlege.

Zwar veranlaßte ihn die peinliche Ueberraschung, der ihre Züge lebhaft genug Ausdruck gaben, zu der entschuldigenden Bemerkung, schon wegen der beiden anwesenden Kardinäle — denn auch der von Augsburg war gekommen — müßte er sich versagen, ihr öffentlich mehr als höfische Rücksicht zu erweisen; ihr aber wollte es doch nicht gelingen, die Kränkung zu verwinden, die sich neben dem Weh der Enttäuschung ihrer reizbaren Seele bemächtigt hatte.

Wohl sah Karl dem Wechsel von Blässe und Röte auf ihrem Antlitz an, was in ihr vorging, und er hätte sie gern beruhigt; er versagte es sich aber und zwang sich, es mit den begütigenden Worten, die er ihr schon vergönnte, genug sein zu lassen.

Große Ereignisse standen bevor. Entschied er sich für den Krieg, so durfte ihm nichts, und auch nicht die Liebe, Kraft und Zeit allzu stark beeinträchtigen; durch Barbara, und was ihr Herz von ihm forderte, würde dies aber sicher geschehen, wenn er ihr und sich selbst nicht bei Zeiten Mäßigung auferlegte.

Von dem Verkaufe des Sternes hatte er nichts erfahren, und was ihm an der Geliebten in den letzten

Wochen weniger gefallen, war ihr immer wieder gut zu machen gelungen. Dennoch hatte er manchmal im Begriff gestanden, mit ihr zu brechen; denn gerade in dieser Zeit hing unsäglich viel davon ab, daß er sich frei und frisch an Geist und Körper erhielt.

In wenigen Tagen erwartete er dazu seinen Bruder Ferdinand mit seinen erwachsenen Kindern. Zwei seiner Nichten sollten sich hier unter seinen Augen vermählen, und er fühlte, daß er weder sie noch den Kardinal von Trient, der vom Konzil kam und dahin zurückkehrte, sehen lassen dürfe, mit wie starken Banden er sich in seinen Jahren und gerade in dieser Zeit von der Liebe zu einer schönen Sängerin festhalten ließ.

Die Weisheit, die ihm längst eigen geworden, gebot ihm, die Verbindung mit der Geliebten jäh zu durchschneiden und sich aufzuerlegen, sie aus seinem Wege zu entfernen. Aber die Forderungen des Herzens und der Sinne waren dafür zu stark bei dem Manne, der feurigen Wein und gewürzte Speisen im Uebermaß genoß, obgleich er wußte, daß ihm größere Enthaltsamkeit qualvolle Schmerzen erspart hätte.

Hundertmal war es ihm gelungen, dem nüchternen Verstande über andere drängende Wünsche den Sieg zu verschaffen und mit starken Neigungen zu brechen. Diesmal stand es indes anders; denn jedenfalls mußte ihm durch die Trennung von Barbara das schöne späte Glück der neu ergrünten Daseinslust verloren gehen, und für diese schwere Einbuße sah er keinen Ersatz. Ganz von ihr zu lassen, schien ihm darum wenigstens jetzt noch unmöglich. Die Forderungen seines frisch aus dem Schlummer erwachten und ihres jungen, leidenschaftlichen

Herzens einzuschränken, gebot ihm dagegen die Herrscherpflicht wie die Rücksicht gegen die Seinen.

Das hatte er für nötig erkannt und sich die Gründe für und wider genau, als gälte es eine politische Frage, vergegenwärtigt. Er, der manches gute Reiterfähnlein, ohne mit der Wimper zu zucken, in den sichern Tod geschickt hatte, um einen wohl durchdachten Schlachtplan zur Ausführung zu bringen, mußte der Geliebten und sich selbst bitter weh thun, damit größere Interessen nicht Schaden litten.

Heute hatte er mit dem Rückzug begonnen.

Der Zwang, den es sich dabei aufzuerlegen galt, mußte ihnen beiden gleich weh thun, doch ließ sich dies eben nicht ändern. Wär' es auf ihn allein angekommen, hätte er seinem mächtigen Standesgefühl und dem tyrannischen Hofzwange zum Trotz Barbara, angethan wie eine echte Königin, an der eigenen Hand zum Feste unter den Linden geführt; — doch die Befriedigung dieses Herzenswunsches hätte zu üble Folgen nach sich gezogen.

Das Kosen mit ihr, die auch so schnell verstand und so dankbar hinnahm, was er ihr an Gaben des Geistes bot, war so süß; — in diesen Tagen aber durfte die innere Sammlung, das scharfe Denken nicht dadurch beeinträchtigt werden. Dazu war, was er mit Moritz von Sachsen und mit dem Kardinal Madrucci zu besprechen und abzumachen hatte, von zu schwerwiegender Wichtigkeit für das Schicksal der Welt, für die Kirche, für seinen Herrscherruhm, für die eigene Größe und für die seines Hauses.

Am liebsten hätte er Barbara, wie vor drei Wochen ihren Vater, fort von Regensburg geschickt und sie erst

nach diesen entscheidenden Tagen zurückgerufen; das aber verbot ihm schon das heiße Verlangen nach ihrem Anblick, nach ihrem klugen Fragen und verständnisvollen Hören, und vor allem nach ihrem Gesange, der ihm vielleicht noch mehr galt als ihre Schönheit.

Hätte er Barbara vertraut, welche wichtige Beweggründe ihn veranlaßten, den Forderungen seines Herzens auf kurze Zeit Schranken zu setzen, sie, der seine Größe nicht viel weniger galt als seine Liebe, hätte sich willig in das Notwendige und Rechte gefügt, doch Wahrhaftigkeit und Offenheit waren dem an Verstellung und Winkelzüge gewöhnten Politiker aus der Zeit Macchiavellis noch weit weniger eigen als ihr.

An glaubhaften Gründen fehlte es ihm nie, wenn er ein Vorhaben in günstiges Licht zu rücken wünschte, und wo es galt, Barbara in den nächsten Tagen fern von sich zu halten, waren gewiß in jedem einzelnen Falle solche zu finden. Und wenn die Geliebte sie nicht annehmbar fand? Um so schlimmer für sie; — er war der Kaiser.

Was Barbara anging, so fühlte sie mit dem feinen Ahnungsvermögen des liebenden Herzens, daß seine Minne erkalte, und zermarterte den beweglichen Geist, um die rechte Ursache zu finden.

Kam der unselige Stern hier mit in Frage, warum hatte er sie dann nicht offen zur Rede gestellt?

Nein, nein!

Meister Adrian hatte es ihr ja vorausgesagt: auf seine Beständigkeit war überhaupt nicht zu rechnen, und stand ein Krieg in Aussicht, dann vergaß er ihm zu liebe alles, was ihm sonst am Herzen lag, — und das Erscheinen des Herzogs von Sachsen schien in der That

zum Losschlagen zu führen. Mancher Andeutung des Kaisers, Granvellas und des Almoseniers durfte sie es entnehmen, und schwer beunruhigt begab sie sich zur Ruhe.

In der stillen Nacht wurden ihr die schlimmsten Befürchtungen zur Gewißheit.

Jede Stunde des einsamen Beisammenseins mit ihm rief sie sich ins Gedächtnis zurück.

In der letzten Zeit hatte sich sicherlich etwas in ihm verändert.

Bei ihrem Besuch als Page war die Leidenschaft von früher noch einmal heiß erglüht, wie auch das Feuer im Kamin hell aufloht, bevor es erlischt.

Schon mit den Vorwürfen wegen ihres Besuches bei dem schwer kranken Wolff hatte die Wandlung begonnen. Jetzt ging er darauf aus, sich von ihr, wenn auch mit schonender Hand, zu befreien. Und sie, was konnte sie thun, um ihn, der jeden ausgereiften Vorsatz festhielt wie das Gestein des Felsens die Tanne, die aus ihm hervorwächst, sich zurückzugewinnen?

Nichts, als geduldig hinzunehmen, was er über sie verhängte.

Dies schien ihr indes so unausführbar und schmerzlich, so erniedrigend und empörend, daß sie vom Lager aufsprang und das von der Ampel nur leise erleuchtete Schlafgemach eine gute Weile mit den bloßen Füßen durchmaß. Doch alles Sinnen und Grübeln blieb vergebens, und als sie sich wieder niedergelegt hatte, verschlief sie die Messe.

Beim Licht des Tages fand sie, daß sie viel zu schwarz gesehen hatte. Zwar liebte er sie kaum mehr so innig

wie früher, doch das Schlimmste brauchte sie jetzt schon kaum zu befürchten. Dennoch erregte der bloße Gedanke, in so kurzer Zeit die Macht verloren zu haben, ihn an sich zu fesseln, einen Sturm in ihrer leidenschaftlichen Seele, und als er sich legte, folgten ihm bittere Betrachtungen und eine Reihe von Anschlägen, die sich sämtlich bei näherem Zuschauen als undurchführbar erwiesen.

Der Tag schlich träge dahin.

Während des Rittes ins Freie war sie so bedrückt und kleinlaut, daß ihre Begleiter sich fragten, was ihr widerfahren.

Der einsame Abend erschien ihr endlos.

Einen kurzen Brief des Vaters, der ihr meldete, er habe sich nicht zu viel zugemutet, und es ergehe ihm wohl, warf sie, nachdem sie ihn gelesen, beiseite.

In der Nacht steigerte sich wieder das Unglücksgefühl und die Besorgnis. Am andern Morgen schien ihr aber die Sonne hell ins Fenster, und nach der Messe meldete ein Bote aus dem „Goldenen Kreuz", Herzog Moritz von Sachsen sei eingetroffen und Seine Majestät wünsche sie am Nachmittag zu sehen und singen zu hören.

Diese Nachrichten belebten sie wunderbar; doch als die Lerchin sie ankleidete, vermißte auch sie den Stern, und Barbara war es, als hätte sie mit ihm einen Teil ihres Reizes verloren.

Beim Ausgang begegnete ihr die Marquise im Hausflur; sie aber schritt an ihr vorüber, ohne ihren Gruß zu erwidern.

Beim Erscheinen Barbaras waren die Herrschaften in der Kapelle versammelt. Zwischen dem Kaiser und Granvella saß der Herzog von Sachsen.

Welch ein schöner, wahrhaft ritterlicher Herr war dieser Moritz! Ein Fürst vom Scheitel bis zur Sohle, jung und dabei doch, wenn er mit dem Kaiser oder mit Granvella sprach, ernst und selbstbewußt, als ob er sich ihnen ebenbürtig fühle.

Und welches Feuer gewann sein lebhaftes Auge, so oft es auf ihr ruhen blieb!

Beim Weidwerk und Becher sollte dieser tapfere Krieger und kluge Staatsmann kaum seinesgleichen haben. Von seinen Erfolgen bei schönen Frauen hatte man ihr mancherlei erzählt. Auch ihr gefiel er trotz der herausfordernd freien Weise, mit der er sie ansah, und die sie einem andern nicht leicht durchgelassen hätte.

Nachdem sie das letzte Lied beendet, gab der Herzog ihr in frischen Schmeichelreden seinen Beifall zu erkennen und gedachte dabei auch ihrer Schönheit.

Etwas außerordentlich Gewinnendes hatte in seiner Ansprache gelegen; wenn sie es aber dem kaiserlichen Geliebten recht machte, so klang es doch ganz anders! Da gab es kein bloßes, in die Form begeisterter Huldigungen gekleidetes Lob, sondern daneben auch immer feine Bemerkungen zu hören. In die Anerkennung mischten sich auch Bedenken, die den wahren Kenner verrieten.

Klug und kühn war dieser Moritz gewiß und dazu sehr viel schöner als sein kaiserlicher Herr; — aber was Karl von der vortretenden Stirn und aus den hellen Augen leuchtete, das war ihr noch bei keinem andern begegnet. Ihm, ihm ganz allein gehörte ihr Herz, wie wert der Beachtung ihr auch der so viel jüngere Herzog erschien.

Beim Abschied hielt der Sachse ihre Hand eine Weile

in der seinen, und da sie es duldete, traf sie ein Blick des Geliebten, der sie mahnte, sich gegenüber diesem gefährlichen Herzensbrecher vor unvorsichtiger Vertraulichkeit zu hüten.

Da war es ihr, als lachte es plötzlich hell in ihr auf, und als sie sich nach Hause begab, begann der Same, den dieser Blick ihr in die Seele gesenkt hatte, schon kräftig zu keimen.

Für jeden, auch für den Mächtigsten und Schönsten, wäre der junge, feurige Sachsenherzog ein gefährlicher Nebenbuhler gewesen. Wenn sie die Wünsche, die er so deutlich zu erkennen gab, nun benützte, um den Geliebten durch Eifersucht neu und fester als vorher an sich zu fesseln?

Wohl bekannte sie sich, daß sie viel damit wage, doch es schien ihr leichter, ihr Höchstes ganz zu verlieren, als es nur halb zu besitzen, und da sie einmal diesem Gedanken ins Auge geschaut, zog er sie wie mit Basiliskenblicken fest und fester an sich.

Am Nachmittag des folgenden Tages betrat sie mit der Marquise den Festplatz unter den Linden.

Um Barbara für den unerwiderten Gruß zu strafen, war die greise Hofdame anfangs willens gewesen, ihr Ausbleiben mit Unwohlsein zu entschuldigen, doch die Vergnügungssucht, die ihr das alte Blut immer noch durchtränkte, sowie die Neugier, den vielbesprochenen Herzog Moritz zu sehen, und das Verlangen, Barbaras Verhalten zu beobachten, führten sie dennoch mit auf den Festplatz.

Regensburg hatte das seine gethan, um diesen Gast, den es besonders hoch zu ehren wünschte, mit aller Pracht

zu empfangen. Fahnen und Wimpel in den Reichsfarben mit dem Burgunder Rot und Gold des Kaisers, mit den silbernen gekreuzten Schlüsseln in rotem Feld der Stadt Regensburg und mit sächsischen Wappen ragten aus den laubreichen Kronen der Linden hervor und schwangen sich von hohen Masten durch die sonnige Mailuft.

Häufiger als jedes andere Banner gab es das sächsische in Blau und Gelb mit dem schwarz und gelben Balken im Mittelfelde, das ein Rautenkranz von der linken Ecke bis zur Spitze umwand, zu sehen.

Galt dies Fest auch dem Herzog Moritz, mußte es doch auffallen, einen wie viel größeren Raum man seinem Wappen als dem des Kaisers einräumte.

Am Mittag hatte ein Lanzenstechen und Ringelreiten das Fest eröffnet. Der Herzog war kurze Zeit mitgeritten und hatte vom Sattel aus einige Reifen in voller Carrière auf die Klinge gespießt.

Der Kaiser war diesem Spiele, an dem er sich früher gern und mit Meisterschaft beteiligt, fern geblieben, dagegen hatte er zugesagt, beim Feste unter den Linden, das sich bis in die Nacht ausdehnen sollte, zu erscheinen.

Für ihn, für Herzog Moritz und den Hof hatte der Rat ein prächtiges Zelt errichtet. Um seine innere Ausschmückung würdig zu gestalten, war die Benützung der schönen Tapeten aus dem Rathause bewilligt worden. Altbekannte Vorgänge aus berühmten Liebesgeschichten stellten sie dar: Tristan und Isolde, die auf dem Spiegel der Quelle das Antlitz des Königs Marke erblicken, Frau Venus, wie sie, von ihrem Gefolge umgeben, den Tannhäuser im Hörselberge empfängt, und Aehnliches mehr. Andere Kunstgewebe zeigten Scenen aus dem Leben der

Waldleute: Männlein und Weiblein in gestreiften Linnenkleidern, Wunderbäume und Vögel, wie sie kein menschliches Auge erschaut; über den Teppichen aber gab es wieder eine Reihe von Wappen zu sehen, in der das kaiserliche mit dem sächsischen wechselte.

Die Vorderseite des mit rot und weißem Stoffe bekleideten Zeltes stand offen und gestattete den Gästen, die nicht zum Hofe gehörten, sein Inneres zu überschauen.

Kunstvolle Schewessen, große Schalen, in denen leckere Süßigkeiten und Früchte zierlich aufgehäuft waren, und in denen der Dom von Regensburg und andere Kunstgebilde von Tragant standen, das kostbare Silbergeschirr der Stadt und viele schön geformte Weinkrüge zogen den Blick auf sich. Daneben standen Schüsseln mit Braten, Fischen und Kuchen für die hohen Geladenen.

Aufwärter und Trabanten des Rates in Rot und Weiß mit den gekreuzten Schlüsseln in Silberstickerei auf der Schulter boten Erfrischungen dar. Zwei prachtvolle Thronsessel standen für den Kaiser und den Herzog, Lehnstuhle für die Kardinäle, Fürstlichkeiten und Grafen, Tabourets für die Freiherren, Ritter und Damen bereit.

Dem Zelte gegenüber waren Tribünen für den Rat, die Geschlechter und die anderen Herren und Frauen, die die Stadt zu diesem Feste geladen, aufgerichtet. In ihrer Mitte erhob sich eine große, reich geschmückte Estrade für die Kapelle des Kaisers, die mit Erlaubnis Seiner Majestät sich hatte gewinnen lassen, einige Stücke vorzutragen, und an der Seite der Tribünen ein turmartiger Bau, von dessen Spitze aus die Stadtpfeifer von Regensburg, zu denen die von Landshut gesellt worden waren, sich hören ließen.

Ein großes rundes Podium, das ein Zaun von jungen Birkenstämmen umsäumte, war zwischen schattigen Linden für den Tanz hergerichtet und stand dem Hofzelte gegenüber. Unweit des Lindenplatzes beim Schießhaus hatten die Kartaunen und Haubitzen Aufstellung gefunden, die mit laut krachenden Schüssen die hohen Gäste der Stadt empfangen und die Festlust beleben sollten.

Der Lindenplatz gehörte zu demselben Vororte Prebrunn, auf dem sich das Schlößchen des Fürstabtes von Berchtesgaden erhob, das Barbara bewohnte. So scholl ihr denn auf dem kurzen Wege, den sie und die Marquise in Sänften zurückzulegen hatten, Lärm, Musik und das Krachen der Geschütze entgegen.

Das übte eine berauschende Wirkung auf Barbara, die dergleichen so lange fern geblieben war.

Daheim hatte sie von dem Vorhaben, die Eifersucht des Kaisers zu erwecken, schon Abstand genommen, jetzt ermunterten die erregten Nerven wieder die Lust, es zur Ausführung zu bringen. Der Gewinn, auf den sie es absah, war des Wagens wohl wert. Wenn aber das kühne Spiel mißlang und den stolzen, empfindlichen Herrn ernstlich erzürnte? . . .

Da krachten wieder Schüsse, scholl Musik und Geschrei ihr lauter ins Ohr.

„Eine Blomberg fürchtet sich nicht," und mit neu erwachtem Trotze verschloß sie das Ohr der warnenden Stimme.

Zum Feste ging es.

Auch sie wollte einmal froh sein, und legte sie sich Vorsicht auf, mußte das kühne Unternehmen gelingen. Ein froher Abend stand ihr bevor, und ging es gut, fiel ihr

morgen nach einigen bösen Stunden das ganze Herz des Geliebten wieder zu.

Als sie den Festplatz betrat, wimmelte er bereits von reich geschmückten Fürsten und Grafen, Rittern und Damen, Regensburgern und Regensburgerinnen, sowie von Adeligen und angesehenen Bürgern und Bürgerinnen aus den benachbarten Schlössern, Burgen und Städten.

Musik und ein lautes Gewirr von Ausrufen und Gesprächen empfing sie beim Eintritt. Das Herz schlug ihr schnell; denn ihr kühnes Vorhaben kam ihr nicht aus dem Sinn, und eine Fülle von Erinnerungen aus bescheidenen, aber sorgloseren Tagen stürmte auf sie ein.

Hier hatte sie als kleines Mädchen das Maienfest Virgatum, das seinen Namen den grünen Ruten oder Zweiglein verdankte, mit denen Schüler und Schülerinnen sich schmückten, mitgefeiert, und unter den Linden dort mit Wolff, mit dem wilderen Erasmus und mit anderen Buben gespielt und getanzt. Wie schön war das gewesen, und als die verstärkte Stadtpfeiferbande eine Gavotte anstimmte, bewegten sich ihr unwillkürlich die Füße, und sie mußte des letzten Tanzes auf der „Neuen Wage“ gedenken, an den Werbeoffizier, der sie beim Schwäbeln so kräftig und kunstreich geführt, und durch ihn an den Vater, dessen sie seit der guten Nachricht von vorgestern abend nicht wieder gedacht.

Noch stand sie an dem überfüllten Eingange und schaute sich um.

In das Hofzelt ließ sich von hier aus nicht schauen, wohl aber konnte sie die Tribüne der Geschlechter überblicken, und da sah sie die Woller-Bäslein Anne Mirl und Nandl, sowie neben ihnen Martina Hiltner.

Alle drei hatte sie sich in ihrem Prebrunner Schlößchen zu empfangen geweigert: den wahren Grund kannte sie allein. Ihre Vorwände waren den Mädchen vielleicht nichtig und unfreundlich erschienen.

Jetzt begegnete ihr Blick dem der Randl, und die warmherzige Freundin winkte ihr eifrig zu; ihre Mutter aber zog ihr den Arm zurück, und es war der behäbigen Frau wohl anzusehen, daß sie ihr etwas Verweisendes sagte.

Da schaute Barbara von der Tribüne fort, und die Frage, wohin sie hier denn gehöre, beunruhigte sie plötzlich.

Vom Rate der Stadt hatte sie keine Ladung erhalten, und von der Tribüne wäre sie vielleicht zurückgewiesen worden. Ob sie im Hofzelte, dem sich eben der Kardinal Madrucci von Trient in prächtigem Purpur mit seinem stolzen Bruder Hildebrand näherte, bevor der Kaiser erschienen war, ziemliche Aufnahme fände, wußte sie auch nicht, und eine beklemmende Bangigkeit unterdrückte wieder den eben noch zu dem kühnsten Wagnis entschlossenen Mut.

Da nahm der Baron Malfalconnet sie wahr und schritt ungesäumt auf sie zu. In fröhlicher Laune reichte er ihr den einen, der Marquise den andern Arm und führte beide dem Zelte entgegen. Dabei raunte er Barbara ins Ohr: „Zwischen Frühling und Winter der glühende Sommer," und eilte, sobald er sie an den Schenktisch geführt, wieder fort, um der Landgräfin von Leuchtenberg, der zwei anmutige Töchter folgten und schmucke Pagen die Schleppe trugen, den Arm zu bieten.

Wie das in dem Zelte von Gold, von Edelgestein und von blankem Rüstzeuge blitzte; wie der Purpur

leuchtete, die Federn wehten, der schwere Sammet durch satte Farben, die leichten Spitzen durch zarte Feinheit das Auge anzogen! Wie die Seide rauschte und ein edles Pelzwerk mit dem andern um den Preis der Kostbarkeit und die weiße mit der roten Rose um den der Schönheit stritt!

Unwillkürlich schaute Barbara auf ihren meergrünen Brokatrock und befühlte seine gediegene Stärke und die Weichheit des Zobelbesatzes an dem Ueberkleide, das sie daheim ein Meisterwerk der Lerchin genannt.

Sie durfte mit ihrem äußern Menschen zufrieden sein, und auch die Perlenschnur an ihrem Halse und die Armspange, die ihr der Geliebte nach ihrem Besuche in Pagentracht gesandt, waren kostbare Stücke. Dennoch erschien ihr Schmuck neben dem der anderen Damen aus altem Hause nur dürftig. Der prunkende Stern fehlte; doch trug sie statt seiner zwei halb aufgeblühte schöne Rosen am Ausschnitt des Kleides, und der Spiegel hatte ihr gezeigt, wie gut sie ihr standen.

Gold und Edelsteine brauchte sie nicht. Was ihr die Macht verlieh, sich die Herzen der Männer zu unterwerfen, war von höherem Werte.

Dennoch fühlte sie sich, als sie sich unter die anderen hohen Herrschaften mischte, wie ein Eindringling in diesem Kreise.

Die Marquise hatte sie verlassen und sich zu ihresgleichen begeben. Den meisten Damen war sie fremd, und von denen, die sie kannten, wurde sie gemieden; dafür aber war sie bald von vielen vornehmen Herren umringt, und ihr beweglicher Sinn ließ sie schnell vergessen, was ihr eben noch den frohen Mut trübte.

Dann krachten die Kartaunen und Feldschlangen lauter, Fanfarenstöße durchschmetterten mit ohrenzerreißender Schärfe die Luft, das Geläute der Glocken von allen Türmen Regensburgs, der Jubelruf der Menge auf den Tribünen und auf dem ganzen Festplatze drang mit gewaltigen Schwingungen in das Zelt, wo nun auch die hohen Herren und vornehmen Damen rings um sie her die Stimmen erhoben.

Hochklopfenden Herzens mischte sie ihren Vivatruf in den der anderen und schwenkte wie sie Tuch und Fächer.

Da nahte er, den sie liebte!

Ihm galt diese Tausendzahl von Klängen, dies Krachen und Tönen, dies wilde Tosen, begeisterte Rufen und Schreien, dies Wehen und Winken, und von ungestümer Begeisterung und heißer Dankbarkeit bis ins Innerste ergriffen, wurden die Augen ihr feucht, stimmte sie viel lauter und unbefangener in den Jubel der Menge ein als die Großen um sie her, denen der höfische Gebrauch vorschrieb, überall und auch hier Zurückhaltung zu üben.

Nichts als ihn, der da näher kam, gewahrte das liebende Weib. Wie hätte sie die spöttischen Blicke bemerken sollen, die ihrer unbefangenen Lebhaftigkeit galten?

Die ihren waren nur auf die eine Sonne gerichtet, der die kleinen Sterne um sie her ihren matten oder helleren Glanz verdankten. Selbst den schönen, jungen Fürsten an der Seite Karls beachtete sie kaum. Und doch wäre Herzog Moritz wohl wert ihrer vollen Aufmerksamkeit gewesen; denn wie frei und stolz schritt er daher, während sein kaiserlicher Herr sich seines Armes als Stütze bediente.

Auch Karl nahm sich prächtig aus in der kastilischen Hoftracht mit der Großmeisterkette des Goldenen Vließes am Halse; der junge sächsische Herzog überragte ihn aber nicht unbeträchtlich an Größe, und wie wohl stand ihm das mit Silber durchwirkte stahlgraue Kostüm in spanischem Schnitt und die schwarzsammetne Schaube mit dem breiten Marderpelzbesatze.

Beide begrüßten die Menge, die sie so warm und laut bewillkommnete, und schauten sich dabei auch auf dem Festplatze um, der Kaiser mit vornehmer, beinahe gleichgiltiger Würde, der Herzog mit geringerer Zurückhaltung und lebhafteren Geberden.

Barbara kannte den Herrscher, und als sie ihn die Unterlippe leicht vorschieben sah, wußte sie, daß ihn etwas verdroß.

Vielleicht durfte sie es heute doch nicht wagen, den Löwen zu reizen.

Ob ihn die Keckheit der städtischen Behörden aufbrachte, die die sächsischen Wappen und Fahnen so offenkundig zu bevorzugen wagten? Ihr erschien dies wie eine empörende, strafwürdige Frechheit. Aber vielleicht gönnte er gar in seiner Größe diese Auszeichnung dem so viel kleineren Gaste, und die Gicht regte sich nur wieder in dem armen, vielgequälten Fuße.

Der Weg war mit Blättern und grünen Zweigen bestreut, und der Sachse führte ihren Herrn gerade über die harten Aestlein mitten im Wege. Da hätte sie ihm zurufen mögen, auf den Pfad zu schauen und nicht nach den Fahnen und Wappen in seinen Farben, deren Menge ihm schmeicheln mochte. Wäre Karl an ihrem Arme hingeschritten, sie hätte ihres Führeramtes besser gewaltet.

Endlich hatte das hohe Fürstenpaar mit den Begleitern,

die ihm folgten, das Zelt erreicht, und beide ließen sich auf den Thronsesseln nieder. Wiederum schaute Moritz sich lebhaft um, Karl aber schenkte dem Festplatz und den Tribünen nur wenig flüchtige Blicke. Es blieb ihm auch keine Zeit dazu; denn die jungen Landgräfinnen von Leuchtenberg und einige andere Neulinge bei Hofe wurden ihm durch den Grafen von Nassau vorgestellt. Jedem widmete er etliche liebenswürdige Worte, nachdem er diejenigen, die das Zelt innehatten, mit einem gnädigen Winke abgespeist hatte.

Barbara mußte sich mit ihnen tröften; im stillen aber nagte es ihr doch am Herzen, daß er kein begrüßendes Wort für sie fand.

Als dann die Schaustellungen begannen und die Kammerherren und Hanshofmeister die vornehmen Damen und älteren Würdenträger nach Geschlecht und Rang Platz zu nehmen ersuchten und sie dabei recht weit nach hinten zu stehen kam, empfand sie es wie ein kränkendes Unrecht. War sie denn nicht mehr die Geliebte dessen, der hier über alles gebot? Und da ihr niemand dies Recht absprechen durfte, warum mußte sie es sich neben den bescheidenen Hoffräulein der anwesenden kleinen Fürstlichkeiten gefallen lassen?

Wie verstoßen und gemißhandelt kam sie sich vor.

Aber da drängte sich Don Luis Quijada schon zu ihr durch, um ihr den Gruß Seiner Majestät zu überbringen und ihr einen Platz anzuweisen, der ihr besser zu sehen gestattete, was die Stadt zur Belustigung der hohen Gäste veranstaltet hatte.

Ganz vergessen hatte der Geliebte sie also doch nicht; aber mit wie kargen Bettelpfennigen speiste er sie ab!

Was galt ihr die Schaustellung, die bald beginnen sollte!

In trägem Schneckengange schlichen ihr die Minuten dahin, während die Laternen an den Linden und Masten, die Fackeln und Pechpfannen angezündet wurden.

Hätte man nicht Herren und Frauen streng von einander gesondert, wäre es vielleicht ganz munter geworden. Aber so! Niemand in ihrer vornehmen weiblichen Umgebung gönnte ihr auch nur ein armes Wort, — um so größer aber war die Zahl der offenen und verstohlenen Blicke, die ihr gewidmet wurden, seitdem eine Dame der andern zuflüsterte, sie sei die Sängerin, die Seine Majestät so auffallend auszuzeichnen geruhte.

Sich so beobachtet zu wissen, ließ sich ertragen, da sie mit ihrem Aussehen zufrieden sein konnte; die Eitelkeit nötigte sie aber, in Stellung und Miene dafür zu sorgen, daß ihr Anblick die Spähenden nicht enttäusche, und das legte ihr, seit die Schaustellungen begonnen, einen ermüdenden Zwang auf.

Nur einmal wurde ihre Einsamkeit in so großer Gesellschaft angenehm unterbrochen; denn der Bischof von Arras hatte sie, ohne sich um die Sonderung der Geschlechter zu bekümmern, aufgesucht und flüsterte ihr zu, er habe ihr jetzt schon etwas ans Herz zu legen, was sie nachher näher besprechen wollten. Uebermorgen abend versammelten sich in seinem Hause die höchsten Gäste Seiner Majestät mit ihren Damen. Wenn sie ihn zum größten Danke verpflichten wollte, möge sie sich zu ihnen gesellen und das Fest durch ihren Gesang verschönen.

Da fragte sie leise, ob auch der Kaiser erschiene, und lächelnd erwiderte der Staatsmann, dergleichen verbiete

der höfische Brauch. Unmöglich sei es indessen nicht, daß Seine Majestät in besonderer Gnade auf kurze Zeit in den Festsaal lausche; nur fürchte er, die Gicht möchte Einspruch dagegen erheben; denn der böse Gast scheine sich wieder leise zu melden.

Ohne die Antwort abzuwarten, war der junge Minister dann zu den Herren zurückgetreten; seine Einladung aber wirkte mit beunruhigender Kraft in Barbara nach. Mehr als gern hätte sie zugesagt; denn die Feste des Bischofs von Arras hatten an wechselvollem Reiz, an Pracht und Heiterkeit nicht ihresgleichen, und welche Befriedigung für ihren Ehrgeiz, vor solcher Zuhörerschaft zu singen, mit solchen Damen und Herren an einer Tafel zu speisen. Sie wußte auch, wie schwer die Gunst dieses Mannes bei dem Kaiser ins Gewicht fiel; hinter dem Rücken des Geliebten bei diesem Gastmahle zu erscheinen, war indes völlig unmöglich, und gerade jetzt widerstand es ihr, ihn um Erlaubnis zu bitten. Mit wie schweren Ketten war doch die Bevorzugte belastet, die der Liebe dieses Höchsten und Größten genoß!

Erwägungen über die Einladung Granvellas vertrieben ihr indes die Zeit, bis man die Beleuchtung des Festplatzes beendet. Dann durchschmetterten wiederum scharfe Fanfarenklänge die Luft, vom Turmbau der Stadtpfeifer erscholl ein fröhlicher Marsch, und die Vorstellung begann.

Die Götter des Olymps brachten, von Fama und Fortuna geführt, dem Kaiser ihre Huldigung dar. Ein als Göttin des Ruhmes verkleideter Zögling der Poetenschule beklagte sich in wohlgereimten Versen, daß ihr schon lange niemand so viel zu schaffen mache als Kaiser Karl. Sein Kamerad, der mit dem Füllhorn im Arme die Fortuna

darstellte, versicherte der Gefährtin in noch schwülstigeren Versen, daß sie ihr, der Ruhmesgöttin, sicher noch viel mehr zu Gunsten Seiner Majestät zumuten würde. Bis an ihr eigenes und an das Ende aller Olympier würde das so fortgehen, weil Kaiser Karl selbst ein Unsterblicher sei. Er habe sie sich beide unterthänig gemacht. Glück wie Ruhm hätten seinen Winken zu gehorchen. Da sei aber ein anderer, jüngerer Freund der Götter, für den sie wegen der Kürze seines Lebens noch weniger hätten thun können, für den sie aber gleichfalls ihr Größtes und Bestes bereit hielten. Auch ihm würde es gelingen, sie sich dienstbar zu machen. Dabei wies das Glück mit dem Füllhorn und der Ruhm mit der Posaune auf Herzog Moritz, und sie trugen ihrem geneigten Herrn und Gebieter, Kaiser Karl, die Bitte vor, einige Besitztümer ihres jungen Günstlings zeigen zu dürfen, mit deren Hilfe es auch ihm gelingen würde, sie in seinem Dienst festzuhalten.

Da erschien denn zuerst Pallas Athene mit der Universitätsstadt Leipzig an der Hand, die mit allerlei wissenschaftlichen Sinnbildern beladen war. Dann kam Ploutos, der Gott des Reichtums, dem Freiberger Bergknappen mit großen Silberstufen in Wannen und Körben folgten, und endlich der Kriegsgott Mars, der sich gefangene und gefesselte Türken, die auf zwei Kamelen ritten, an einer langen Kette nachzog.

Bei diesen Schaustellungen, denen andere ähnliche folgten, hatte Barbara an die eigenen Angelegenheiten gedacht und öfter zu dem Geliebten und zu seinem hohen Gaste als auf jene hingeschaut.

Die nächste Gruppe zog sie aber schon mehr an, weil sie die Liebhaberei des Kaisers für die Astronomie, an

der er sie manchmal hatte teilnehmen lassen, zu feiern schien.

Auf langen, mit kräftigen Hengsten bespannten Wagen erschien ein riesengroßes Himmelsgewölbe in Halbkugelform, von dessen Oberfläche man Sonne, Mond und Sterne in strahlendem Lichte hervorleuchten sah. Die Mondscheibe wechselte die Viertel, die Sonne und Planeten bewegten sich, und aus dem Gewölbe tönte Gesang und Saitenspiel, das die Musik der Sphären darstellen sollte. Ein anderer Chor ließ sich aus einem Blumenkorbe von erstaunlicher Größe vernehmen. Zwischen den natürlichen und künstlichen Blüten saßen und lagen auf Blättern und in Blumenkelchen Kindergenien und warfen dem Kaiser und dem Herzoge große und schöne, den Damen im Zelte bescheidenere Sträuße und einzelne Blumen in den Schoß und vor die Füße.

Auch Barbara ging dabei nicht leer aus.

Der Amor, der ihr den seinen zugeworfen hatte, war der kleine Malteser Hannibal, der mit anderen Knaben als „Stimme der Blumen" mitsang und nachher im großen Chore beschäftigt werden sollte.

Dies freundliche Gedenken des jungen Kunstgenossen hob Barbaras Stimmung, und als dann ein Kampfspiel begann, das von einem Dutzend Kunstfechter ausgeführt wurde, die man eigens zu diesem Zwecke aus Straßburg hatte kommen lassen, wandte sie ihm ihre Aufmerksamkeit zu.

Anfänglich gewährte ihr dies Losschlagen des einen auf den andern mit stumpfen Waffen geringes Vergnügen; als aber Zurufe aus dem Zelte und von den Tribünen die Markbrüder anfeuerten, und kräftige Schläge die

Getroffenen zur Wut reizten, begann dies Schauspiel sie zu fesseln.

Ein hübscher, gelenkiger Bursche war eben zu ihrem Bedauern zusammengesunken, hatte aber schnell die Spannkraft wieder gefunden, war von neuem auf die Füße gesprungen und hatte auf seinen Gegner, einen ungeschlachten Riesen, so geschickt und schneidig losgehauen, daß ihm helles Blut über das unschöne Gesicht und den überstarken Leib troff. Da erglühten ihr vor Teilnahme die Wangen. So war es recht! So mußten überall Kunst und Anmut über die häßliche rohe Gewalt obsiegen!

Wäre sie ein Mann gewesen, im Kampf, im Messen der eigenen Kraft mit der eines andern hätte sie wie der Vater das höchste Glück gefunden. Jetzt mußte sie sich mit anderen Waffen als mit stumpfen Schwertern verteidigen, und als sie die Markbrüder, sechs gegen sechs, wieder auf einander losstürmen und die eine Partei die andere zu Paaren treiben sah, versetzte sie die lebhafte Einbildungskraft in die Mitte der Sieger, und es war ihr, als ergriffe die Marquise und die ganze Schar der hochmütigen Damen im Zelte samt den Regensburgerinnen auf der Tribüne, die sie mit verletzendem tugendstolzen Dünkel beleidigt hatten, vor ihr die Flucht.

Wie widrig diese Neidinge und Heuchler ihr waren, wie sie alles haßte, was ihr das Herz des Geliebten zu entfremden drohte. Zu ihnen gehörte auch der Elende, von dem sie wähnte, er hätte dem Kaiser den Verkauf des Sternes verraten. Dabei beschloß sie, Karl einzugestehen, wie sie zu diesem schwer verzeihlichen Frevel gekommen. Dann würde vielleicht alles wieder gut; denn auch jetzt noch konnte sie in diesem unseligen Handel das einzige

Unrecht erkennen, das sie dem Geliebten zugefügt hatte. Ihm allein mußte sie sein kränkendes Verhalten zur Last legen; denn ihre Liebe war sich immer gleich geblieben, und noch gestern nach dem Gesange vor dem Herzog von Sachsen hatte Appenzelder, der niemals schmeichelte, versichert, ihre Stimme hätte an Kraft, ihre Empfindung an Vertiefung zugenommen, und daß es sich so verhielt, das fühlte sie selber.

Die Musik war doch das festeste Band, das sie mit dem Geliebten vereinte. So lange ihre Kunst ihr treu blieb, konnte er nicht von ihr lassen. Und diese Ueberzeugung verwandelte sich in Gewißheit, als das Schlußstück begann und der Regensburger Chor unter Leitung ihres Lehrers Feys den gewaltigen Hymnus anstimmte, mit dem der Komponist Jean Courtois Kaiser Karl in Cambray empfangen hatte:

„Venite populi terrae,“ kommt herbei ihr Völker der Erde, rief diese vierstimmige Motette der gesamten Menschheit gebieterisch als freudiges Aufgebot zu. „Ave Caesar, ave majestas sacra“ lautete in feierlichem Kirchentone die Begrüßung des größten der Monarchen. In den höchsten der Dome glaubte man sich versetzt, als nun der Chor dem Herrscher zurief, die Erde sei voll seines Ruhmes. Die Regensburger Sänger und der tüchtige Feys thaten das Ihre, und dieser gewaltige Huldigungsakt aller Völker der Erde verfehlte auch mit nichten die Wirkung auf denjenigen, dem er galt.

Während Barbara tief ergriffen lauschte, verwandte sie keinen Blick von dem Antlitz des Geliebten, das eine Pyramide von Kerzen zu jeder Seite der beiden Thronsitze hell beleuchtete.

Jede Spur von Ermüdung, von Gleichgiltigkeit und Mißbehagen war aus den Zügen Karls verschwunden. Wie ihr — sie wußte es — schlug auch ihm das Herz jetzt höher. Hatte er vorhin Schmerz erduldet, so mußte dieser Gesang ihn vertrieben oder doch gemildert haben, und gewiß hatte er beim Lauschen dankbar empfunden, welche Macht der göttlichen Kunst innewohnt.

Diese gewaltige Komposition — Barbara fühlte es — brachte den Geliebten ihr wieder näher, und die Bestätigung dieser Hoffnung ließ nicht auf sich warten; denn sobald die letzten Töne der Motette und der Beifallssturm, der ihnen folgte, verstummt waren, erhob sich der Kaiser unter neuem Donnerschall der Geschütze und schaute sich um — gewiß auch nach ihr.

Die guten Regensburger! Wie viel mehr Fahnentuch hatten sie zu Ehren des sächsischen Herzogs als zu denen des Kaisers verschnitten, wie bombastische Verse waren, um Moritz zu feiern, geschmiedet und hergesagt worden; dieser Huldigungssang machte aber all ihre Bemühungen zu Schanden. Der paßte hier nur auf einen, der feierte eine Größe und Hoheit, die feststand wie unzerstörbare Felsenberge, und die hier kein anderer besaß als Kaiser Karl.

Wer hätte es wagen dürfen, diese Motette auf den tapferen und klugen Sachsen zu beziehen, so hoch er auch über die meisten seinesgleichen hervorragte? Denn was wußten noch von ihm die Völker der Erde, wie klein war noch die Welt, die voll seines Ruhmes!

Beide Fürsten hatte dieser Gesang an Barbara erinnert, und sie spähten nach ihr aus. Der Kaiser gewahrte sie zuerst, winkte ihr freundlich, und nachdem er

sich eine Weile so gnädig mit ihr unterredet, daß es den Neid der anderen Damen im Zelte erweckte, sagte er lebhaft: „Für euer Regensburg wurde, sollt' ich meinen, gar nicht übel gesungen. Wie dies herrliche Tonstück aber vor sechs Jahren zu Cambray unter Leitung des Kapellmeisters Courtois selbst vorgetragen wurde — das, ja das gehört zu den unvergeßlichen Dingen. Vierunddreißig Sänger, und welche Kraft, welche Präzision, und dazu der große Reiz der Neuheit! Mancherlei war mir ja zu hören vergönnt . . ."

Hier stockte er; denn der Kardinal von Trient näherte sich ihm mit dem Bischof von Arras.

Der jüngere Granvella hatte mit seinem Vater gleichfalls dem Vortrage dieser Huldigungsmotette zu Cambray beigewohnt und bestätigte ehrerbietig die Bemerkung Seiner Majestät. Mit besonderer Wärme gedachte er des Feuers und der Feinheit, mit denen Jean Courtois den Chor geleitet.

Der Kardinal wollte die Vorzüge des niederländischen Meisters nicht schmälern, doch machte er den Kaiser auf den jungen Orlando di Lasso, den Kapellmeister im Lateran zu Rom, aufmerksam, der seiner Meinung nach als Komponist und Dirigent alle Musiker seiner Zeit in den Schatten zu stellen bestimmt sei. Im Hennegau sei er gebürtig. Frau Musik fahre fort, die Niederlande mit ihrer besondern Gunst zu beehren.

Bei diesem Gespräche war Barbara bescheiden zur Seite getreten. Mehrmals hatte Karl auf sie hingeschaut, um von neuem das Wort an sie zu richten; als aber der Bischof von Arras ihm zuflüsterte, der Kardinal hätte vor Beginn des Festes Depeschen vom Konzil und aus Rom

erhalten, winkte er beiden Prälaten, ihm zu folgen, und führte sie, ohne Barbaras weiter zu achten, ja ohne ihr einen Abschiedsgruß zu gönnen, in den Hintergrund des Zeltes.

Wieder zog sich dem Mädchen in seiner Verlassenheit das Herz schmerzlich zusammen. Auch Herzog Moritz war verschwunden.

Als er den Kaiser sie anreden sah, hatte er dem Zelte den Rücken gewandt.

Der Tanz war eröffnet worden, und er folgte nun der Aufforderung des Schultheißen Ambrosius Ammann, das Vergnügen der Jugend als Anführer des polnischen Tanzes zu eröffnen.

Eine Zeit lang blieb Barbara wie gebannt auf dem Platze zurück, an dem der Geliebte sich so jäh von ihr gewendet.

Da bewährte sich wieder, was Meister Adrian ihr vorausgesagt hatte: die Politik ließ Karl alles andere, auch die Liebe, vergessen. Wie würde das erst werden, wenn es wirklich zum Kriege kam?

Jetzt, nachdem der Kaiser ihr gezeigt, daß er sie doch noch der Beachtung wert hielt, fühlte sie sich in ihrer Einsamkeit erst recht vernachlässigt, und nur mühsam hielt sie die Thränen zurück. Am liebsten wäre sie Karl nachgeeilt und hätte ihm auf jede Gefahr hin leise und nur ihm vernehmbar, doch mit der ganzen Schärfe ihres Grolls ins Ohr gerufen, daß sie es unritterlich von ihm finde, sie hier wie eine Ausgesetzte stehen zu lassen, und daß sie zu erfahren begehre, wodurch sie seine Liebe verscherzt.

Das wild klopfende Herz beengte ihr den Atem, und in der Empörung ihrer Seele drängte es sie, sich einer

neuen Herabsetzung zu entziehen und den Festplatz zu verlassen.

Doch wieder stellte sich als Retter in der Not Baron Malfalconnet ein. Mit der an leisen Hohn streifenden Unterwürfigkeit, die er stets gegen sie zur Schau trug, frug er, warum sie Seiner Majestät den Genuß ihrer Gegenwart so schnell entzogen.

Da fuhr sie auf, und während sie sich den unziemlichen Spott heftig verbat, wandte sie mit einem bittern Lächeln den Blick dem Kaiser zu, der im Gespräch mit den beiden Würdenträgern alles um sich her zu vergessen schien.

„Die Geschicke der Welt," bemerkte der Baron, „lassen sich nun einmal nicht nach der Tanzmusik leiten. Das Reich Eures gehorsamen Verehrers Malfalconnet gehorcht dagegen einzig und allein dem Taktschlage des Herzens in dieser vielgetreuen Brust, und wenn Ihr, Holdseligste, Euch mit einem so kleinen Herrschaftsgebiete genügen lassen wollt, steht es Euch zur Verfügung samt diesen ziemlich behenden Füßen, die noch vergeblich auf das wohlverdiente kaiserliche Zipperlein warten."

Die derbe Zurechtweisung, die diesem Antrage folgte, belustigte den Baron, statt ihn zu verletzen, und indem er auf einen nüchterneren Gesprächston überging, schlug er ihr vor, diese Stätte der Langeweile, an der sogar die armen Waldmenschen auf der Tapete die großen Hände an den Mund führten, um das Gähnen zu verbergen, mit ihm zu verlassen und den Tanzplatz aufzusuchen.

Da legte Barbara den Arm in den seinen und folgte ihm auf den Plan unter den Linden, wo die hübschen Töchter der Regensburger Geschlechter eben mit den jungen

Herren aus ihren Kreisen zu einem Zäunertanz angetreten waren.

Mit den meisten dieser Jungfrauen im leichten Festkleide und in farbigem Blumenschmuck, nach deren Namen Malfalconuet sie fragte, war sie in die Schule gegangen, hatte sie Küsse getauscht, war sie verwandt oder befreundet. Dennoch trat sie ihnen nach so wenigen Wochen wie eine Fremde entgegen.

Die Liebe, die sie mit dem Kaiser verband, hatte sie hoch über sie hinausgeschwungen.

Gewohnt, sich den Gaben, die die Gegenwart bot, ganz hinzugeben, hatte sie Regensburg und seinen Bewohnern, die ihr in dieser Glückszeit leicht entbehrlich erschienen waren, wie einer vergessenen Welt den Rücken gekehrt. Auch besaß sie niemand in der Vaterstadt, dessen sie ernstlich entbehrt, zu dem es sie kräftig hingezogen hätte. Daß auch sie diesen Menschen nur wenig bot und gelten konnte, hatte die Eigenliebe ihr nie sich zu vergegenwärtigen gestattet, und es ergriff sie darum ein peinliches Erstaunen, als sie die tiefe Kluft wahrnahm, die sie von den Mitbürgern und -bürgerinnen trennte.

Jetzt zeigten ihr die alten Freunde und Bekannten dazu deutlich genug, wie wenig wohlwollend sie ihren Rückzug aus ihrer Mitte deuteten.

Die hübsche Elspet Zohrerin, der sie den Werbeoffizier Pyramus Kögel streitig gemacht hatte, stand zur Seite ihres Tänzers ihr gegenüber in der nämlichen Reihe mit der reizenden kleinen Mietz Schiltl, mit Anne Mirl Wollerin, ihrem Bäslein, mit Marg Thunerin und wie sie alle hießen.

Der Zäuner, den sie mit einer feierlichen Würde

tanzten, die die Heiterkeit des Barons erregte, bot den einzelnen Gelegenheit genug, sich umzuschauen, und sie benützten sie fleißig; ja sie blickten fast alle auf Barbara hin und mit leicht erkennbarer Beflissenheit wieder von ihr fort, nachdem Elspet Zohrer dem Gruße der Schulgenossin mit einem verächtlichen Rümpfen des feinen Stumpfnäschens ausgewichen war.

Da richtete Barbara sich höher auf, und die Miene unnahbarer Hoheit, die sie annahm, paßte gut zu dem vornehmen Kavalier an ihrer Seite, den jedermann als den glänzendsten, witzigsten und verschwenderischsten Herrn aus dem Hofstaate des Kaisers kannte. Dabei sprach sie den Baron, den sie sich bis dahin fern gehalten, mit zwangloser Vertraulichkeit an, und da sich auch die Augen der Mütter auf sie richteten, wurden an den nahen Verkehr der „Kaisergeliebten" mit dem Wüstling und Verschwender Malfalconnet Bemerkungen geknüpft, die ihr das Blut in die Wangen getrieben hätten.

Zwar konnte Barbara nicht verstehen, was sie sagten; in welchem Sinne sie ihrer gedachten, war indes leicht genug zu erkennen.

Was gab diesen Weibern aber das Recht, den Stab über sie zu brechen?

Daß sie sich durch ihre Kunst auszeichnete, während die Gänslein bei ihnen daheim müßig oder höchstens als Handlangerinnen in der Küche, am Spinnrocken, beim Tanz und was zu ihm gehörte, auf den künftigen Eheherrn warteten, das trugen sie ihr nach. Die Gunst, die der Höchste der Hohen ihr erwies, die machten sie ihr zum Verbrechen. Wie konnten sie denn wissen, daß sie dem Kaiser mehr war als die Künstlerin, deren Gesang ihn entzückte?

Die Mädchen dort — und die Woller-Bäschen gewiß — hielten sich übrigens doch wohl nur von ihr fern, weil die Mütter es ihnen geheißen. Nur bei einigen brauchte sie zu fürchten, daß Neid und Eifersucht sich auch ihrer bemächtigt. Doch was frug sie nach ihnen und nach ihrem Verhalten? Wie eine Königin schaute sie über sie hinweg.

Aber, was war das?

Sobald der Zäunertanz zu Ende gelangt war, löste ein artiges, kaum siebenzehnjähriges Jungfräulein mit himmelblauen Vergißmeinnicht im blonden Haar und an der Brust sich von der Hand ihres Tänzers und trat geradewegs auf Barbara zu.

Sie that es gesenkten Hauptes und mit verlegenem Zagen; doch die sittige Schüchternheit stand ihr so reizend, daß den ausschweifenden Höfling an Barbaras Seite eine leise Rührung überkam und er wie ein wohlwollender väterlicher Freund zu ihr niederschaute, als sie der Dame an seiner Seite die Hand bot.

Schön fand er Martina Hiltner, als sie ihm dicht gegenüber stand, kaum, dafür aber unsagbar reizend in ihrer bescheidenen Anmut.

Daß gerade sie Barbara so zutraulich entgegenkam, erhöhte seine gute Meinung über die selbstbewußte und heißblütige Kaisergeliebte, und es verdroß ihn darum ernstlich, als diese den Gruß Martinas nur kurz und kühl erwiderte und ihn, ohne sie eines weiteren Wortes zu würdigen, ersuchte, einem der Aufwärter zu winken, die Erfrischungen umherreichten.

Da wandte Malfalconnet den Blick Martina bedeutungsvoll zu und sagte, während er Barbara einen Becher mit

Limonade anbot: „Es ist Zitrone und anderes Würzwerk darin, und es mundet Euch darum wohl, vielgestrenge Schöne, da das Reine Euch zu widerstehen scheint."

„Nur wenn sich Gift darein mischt," versetzte sie schnell und warf den Kopf hochfahrend zurück.

Dann legte sie sich Mäßigung auf und fuhr in erklärendem Tone fort: „In diesem Falle, Baron, betrog Euch übrigens der vielgerühmte Scharfblick. That es mir doch weher, als Ihr glaubt, die Freundlichkeit dieses lieblichen Kindes zurückzuweisen; ihr Vater aber ist das Haupt der lutherischen Ketzer hier am Orte, und der Almosenier . . ."

„Das ändert dann freilich die Sache," unterbrach sie der andere. „Wo die heilige Inquisition droht, wäre auch ich im stande, bis der Hahn kräht, den Freund dreimal zu verleugnen. Aber welch eine Fülle von reizenden, jungen Gesichtern sind auf diesem Lindenplatze vereint! Hier begreift sich's, warum man dies Regensburg wie das französische Arles berühmt sein läßt durch die Anmut seiner Töchter. Ihr hattet es nicht leicht, Euch hier den Ruf der Allerschönsten zu verdienen. Die Allergrausamste zu sein, ist Euch gleichfalls gelungen. Ihr gebt mir's zu fühlen. Wollt Ihr aber jetzt den Giftbecher von vorhin in Vergessenheit bringen, so gewährt mir die Gunst, Euch meiner Führung beim nächsten Tanze anzuvertrauen."

„Unmöglich," versetzte Barbara bestimmt. „Wär' ich wirklich grausam, so lieh' ich Eurer Verführungskunst Gehör und machte Euch zum schnöden Verräter an dem größten und edelsten der Herren."

„Ob nicht jeder, wenigstens in Gedanken, zu solchem Scheusal wird," frug der Baron munter, „der Eure

Schönheit schaut und Eurem Gesange lauscht? Seid Ihr wirklich, was den Tanz angeht, so ganz unerbittlich?"

„Wie dies Standbild," versicherte Barbara mit heiterer Entschiedenheit und wies auf eine Statue von Gips, die die Göttin Flora oder den Maimond darstellen sollte. „Aber laßt uns, wenn auch nur als Zuschauer, noch einige Augenblicke hier bleiben."

Diesen Wunsch sprach Barbara aus, weil eine Gruppe junger Herren, die bei den Tanzvergnügungen auf der „Neuen Wage" sich sonst am eifrigsten um sie bemüht hatten, ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie waren in einen lebhaften Wortwechsel geraten, und daß er Barbara galt, ließ sich an ihren Blicken und Geberden erkennen.

Bernhard Trainer, der hochgewachsene Sohn eines alten, begüterten Geschlechtes, der Martina Hiltner liebte, und den das Verhalten Barbaras gegen sie aufgebracht hatte, schien recht zu behalten, und als die Stadtpfeifer von neuem aufspielten, zogen sie alle — wohl ein Dutzend an der Zahl — Arm in Arm zu zweien an ihr vorbei und schauten dabei in auffälliger Weise auf die andere Seite des Tanzplatzes.

Daß dieser beleidigende Vorgang bestimmt war, sie zu kränken, unterlag für Barbara keinem Zweifel. Das sogenannte Prebrunner „Schlößl", das der Familie Bernhard Trainers gehörte, lag unweit des von Barbara bewohnten Propsthauses. Den Trainers mochte darum mehr als anderen über die Besuche, die sie empfing, zu Ohren gekommen sein. Oder erschien es den Herren strafwürdig, daß sie Martina nicht freundlicher empfangen?

Was aber diese unziemliche That auch veranlaßt haben mochte, in Barbaras Augen war sie ein nichtswürdiges

Bubenstück, das sie mit gärendem Ingrimm gegen die Anstifter erfüllte. Hätte sie die Macht des Kaisers geteilt, in dieser Stunde wäre es ihr eine Freude gewesen, diese feindselige Kränkung mit gleicher oder mit weit schwerer wiegender Münze zu bezahlen. Aber noch mußte sie, schon um Malfalconnets willen, stumm über sich ergehen lassen, was man ihr angethan hatte.

So ersuchte sie denn den Baron mit verschleierter Stimme, sie in das Zelt zurück zu führen; er aber wunderte sich, als er ihr den Willen that, über die langen Schritte der launenhaften jungen Dame an seiner Seite und über die verletzende Achtlosigkeit, mit der sie seine Fragen überhörte.

Der Kaiser war unterdessen auf den Thronsessel zurückgekehrt, und Moritz von Sachsen stand wieder an seiner Seite, während der Kämmerer Andreas Wolff den Monarchen unterthänigst einlud, die Regensburger Jugend durch einen Besuch des Tanzplatzes zu beglücken.

Nach einem fragenden Blicke auf den Herzog sagte er zu, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Freilich müßte man ihm, da der Arzt zur Heimkehr dränge, zu gute halten, wenn er kürzer, als ihm erwünscht, unter den Linden verweile.

Während der Kämmerer sich entfernte, nahm Karl die Geliebte am Arm Malfalconnets wahr, winkte ihnen und frug Barbara, ob sie auch diesmal ihrer Leidenschaft für den Tanz nachgegeben habe.

Ein kurzes „Nein, Majestät," versicherte ihn des Gegenteils und führte ihn zu der Bemerkung, wer eine hohe Kunst so meisterhaft übe wie sie, der thue wohl daran, sich einer andern zu enthalten, die niemand höhere

Lust gewähre als dem Bauernburschen und seiner Dirne, wenn sie sich nur gesunder Füße erfreuten.

Herb, beinahe warnend, klang dieser Rat, und mühsam hielt das ohnehin gereizte Mädchen eine abweisende Antwort zurück; doch schon erhob sich der Kaiser, um sich am Arme Quijadas auf den Tanzplatz zu begeben.

Der junge Sachsenherzog hatte sich Barbara inzwischen genähert und gab ihr seinen Beifall über dies wohlgelungene Fest zu erkennen; doch sie hörte kaum, was er sagte. Als sie ihm aber das Angesicht zuwandte und sein feuriger Blick ihr verlangend entgegenflammte, fühlte sie, jetzt sei die Gelegenheit gekommen, das halb vergessene Vorhaben, die Eifersucht des Geliebten zu erwecken, zur Ausführung zu bringen.

Was es auch koste, — sie mußte das Wagnis unternehmen.

Mit Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft brachte sie darum den bitteren Groll, der sie erfüllte, zum Schweigen, und ein sonniger Blick gab Herzog Moritz zu erkennen, wie sehr sie sich seiner Begleitung freue.

Malfalconnet war indes jeder Miene der Dame an seinem Arme wie des Herzogs gefolgt, und als sie sich dem Tanzplatz näherten, frug er diesen, ob seine Hoheit geruhen würde, ihm auf kurze Zeit eine beglückende Pflicht abzunehmen. Eine ernste im Dienste Seiner kaiserlichen Majestät . . .

Hier aber unterbrach ihn die eifrige Zustimmung des Herzogs, und schon im nächsten Augenblick hing Barbara am Arme des jungen, schönen Fürsten.

In ihm hatte sie das Werkzeug, dessen sie bedurfte, gefunden, und Moritz ging nur zu willig auf ihr Vor-

haben ein; denn kaum hatte der Baron sich entfernt, als er den Ton seiner Stimme änderte und den Angriff auf ihr Herz unternahm.

Der älteren Rechte seines kaiserlichen Wirtes brauchte er nicht zu achten; denn Karl hatte mißtrauisch vor ihm verborgen gehalten, was die schöne Sängerin ihm galt. So schilderte er denn Barbara mit glühender Beredsamkeit, wie schnell und gewaltig der Zauber ihrer Erscheinung und wundervollen Kunst ihm das Herz entflammt habe, und bat sie, ihm beizustehen, nicht wunden Herzens und sehnsuchtskrank einen der wichtigsten Abschnitte seines Lebens zu beginnen; sie aber ließ ihn reden, ohne ihn auch nur mit einem Wort zu unterbrechen.

Wohl konnte sie nicht mißverstehen, was er von ihr begehrte, und mancher Blick ihrer Augen gestattete ihm, ihn zu seinen Gunsten zu deuten; in ihrer Seele aber fuhr der Groll dennoch fort, sich zu regen, wuchs an und vertiefte sich, als der Kaiser, ohne ihr Erscheinen zu beachten, von dem Thronsessel aus, den man für ihn hingestellt hatte, bald dem Kämmerer das Ohr lieh, der ihm die Namen der schönsten Tänzerinnen nannte, bald dem Bischof von Arras und den anderen Herren, die ihm gefolgt waren, eine Frage vorlegte.

Selbst die Möglichkeit, ihn durch Eifersucht aus dem Gefühle des unbestrittenen Besitzes ihrer Person herauszuschrecken, enthielt der Geliebte ihr vor. Dazu strahlten ihr die erhitzten Gesichter der jungen Männer, die sie schnöde beleidigt hatten, in heiterer Festfreude entgegen.

Doch schon änderte sich der Ausdruck ihrer Züge. — Herzog Moritz war erkannt worden, und nun drängte sich alles, was sich dazu berechtigt fühlte, an ihn heran, und

auch ihre Feinde, und allen voran Bernhard Trainer, mußten sich vor ihm und damit auch vor ihr tief verneigen.

Da stimmten die Stadtpfeifer eine Gagliarde an, und die Musik folgte der Melodie des Tanzmeisterliedes Baldassaro Donatis, das vor wenigen Tagen, als sie es ihm vorgesungen, den Unwillen des Kaisers erweckt hatte. Im Geiste hörte sie ihn jetzt aufbrausen wie damals, wieder sah sie ihn sich unwillig bei dem harmlosen „Chi la gagliarda vuol imparare“ vom Sitze erheben.

Nun war die Zeit der Abrechnung gekommen, und er sollte ihr die Bitternis jener Stunde bezahlen! Die ihr übelwollenden Gesellen dort, die jetzt schon verblüfft und beunruhigt dreinschauten, sollten vor ihr zurücktreten müssen und erkennen, zu welcher Macht sie durch Kunst und Schönheit gelangt war.

Mit fieberndem Blut und fliegendem Atem folgte sie dem lebhaften Spiele der verstärkten Stadtpfeiferbande und den Bewegungen der Paare, die schon zu der Gagliarde angetreten waren, und — wie war dies bei solcher Stimmung nur möglich? — ein leidenschaftliches Verlangen, die Füße im Tanze zu regen, ergriff sie.

Da flüsterte sie dem Herzog, ohne der vielen zu achten, die sie umdrängten, leise zu: „Das wäre eine Lust, mit Euch, Hoheit, dem Gagliardentakte zu folgen.“

Ein warmer Liebesblick begleitete diese Einladung, und der kühne Sachsenherzog war der Mann, jeden Vorteil zu benützen.

Ungesäumt gab er den Regensburgern seinen Wunsch zu erkennen, es bei solchem trefflichen Aufspiel selbst mit der Gagliarde zu versuchen, und augenblicklich brachte ein Wink des Tanzordners die Musik zum Schweigen.

Etliche Ratsherren veranlaßten die tanzenden Paare, die Bahn frei zu geben, und Moritz ergriff die Hand seiner Dame und führte sie auf den Plan.

Das plötzliche Stocken der Musik erweckte auch die Aufmerksamkeit des Kaisers.

Im Nu erkannte er, was hier vorgehen sollte, und schaute auf Barbara hin. — Da begegnete ihr Auge dem seinen, und dabei flutete ihr aus seinem Blicke solche Fülle des Unwillens, ja des Zornes, ein so gebieterisch strenges Verbot entgegen, daß das Blut ihr aus den hochgeröteten Wangen wich und sie dem Herzog die Hand zu entziehen versuchte.

Doch Moritz hielt sie fest, und im nämlichen Augenblick begann die Stadtpfeiferbande von neuem zu spielen, und in vollen, übermütigen Tönen scholl die Musik ihr entgegen.

Wie sprühende Funken in dürres Reisig flogen die werbenden Klänge ihr in die trotzige Seele. Sie mußte tanzen, und wenn es ihr Tod war. Und schon hatte sie damit begonnen, und mit schadenfroher Lust flog ihr der Gedanke durch den Sinn, jetzt werde auch Karl erkennen, wie weh die Gefahr thut, was man liebt, zu verlieren.

Führte dieser Schmerz ihn zu ihr zurück, dachte sie weiter, während sie schon die Figuren des Tanzes beschrieb, mit allem, was in und an ihr war, wollte sie ihm ihr Leben lang dienen wie eine Magd; schnitt sein Stolz das Tuch zwischen ihnen entzwei — es konnte ja nicht geschehen, weil er sie liebte — so mußte sie es eben tragen. Wohl drängte sich ihrem abergläubischen Sinne die Ueberzeugung auf, das Schicksal stünde bereit, sie durch den Tanz, und gerade durch ihn, zu verderben,

doch sie führte ja schon aus, was ihr zum Unheil ausschlagen mußte, und zurückzutreten war nicht mehr möglich.

In wenigen Augenblicken schoß ihr dies in wildem Durcheinander durch das siedende Hirn, und während Moritz sie kühner um sich her schwang, war es ihr, als töne die Musik ihr durch das Brausen und Sausen einer nahen Meeresbrandung entgegen.

Der Vers: „Chi la gagliarda vuol imparare“ klang ihr beim Tanze fortwährend neckisch, übermütig, zur Vergeltung aufrufend, ans Ohr.

Der Tanzmeister Bernandelli, den der Rat aus Mailand an die Donau berufen, hatte sie und die anderen jungen Regensburger die Gagliarde gelehrt. Für den Geschmack der deutschen Städter war der lebhafte Tanz von dem verständigen Meister seines Uebermutes entkleidet worden. Nur den besten Schülern hatte er gezeigt, mit wie viel freierer Hingabe die Italiener die Gagliarde tanzten, und es war ihr nicht aus dem Gedächtnis entschwunden. Herzog Moritz aber bewegte sich und führte sie mit der gleichen zwanglosen Anmut wie damals der kleine Maëstro. Wohl oder übel mußte sie seiner Weise folgen, und sie that es, hingerissen von den Forderungen ihres erregten Blutes und der lang entbehrten Tanzlust, und doch mit der Anmut und dem feinen Taktgefühl, die ihr eigen.

So hatten die Regensburger, so auch Kaiser Karl, der selbst ein guter Tänzer gewesen war, weder von dem Kavalier noch von der Dame die Gagliarde je vorführen sehen. Ein passenderes Paar ließ sich dazu auch kaum denken als der hohe, kraftvolle, gewandte, ritterliche, junge

Fürst und das herrlich gewachsene, goldhaarige, von der Musik gleichsam fortgetragene, schöne Mädchen.

Doch Karl schien das Wohlgefallen, das der Anblick dieser seltenen Beiden und ihres Tanzes selbst in den neidischsten und strengsten der Regensburger Zuschauer und Zuschauerinnen erweckte, nicht zu teilen; denn als Barbara in einer Pause mit leuchtenden Augen erst in das Antlitz des Herzogs und dann mit einem heitern Frageblick in das des Geliebten schaute, fand sie seine Züge nicht mehr von Zorn und Unzufriedenheit entstellt, sondern verdrossen und als böte sich ihm ein widriges Schauspiel.

Trotzdem tanzte sie noch einige Zeit, ohne nach ihm hinzuschauen, weiter, bis ihr plötzlich die Erinnerung an den strafenden Blick des Geliebten die Lust an diesem seltenen Vergnügen verdarb.

Da raunte sie dem Herzog zu, es sei nun genug.

Ein Wink von seiner Hand, und die Musik verstummte; sie aber blickte, bevor sie noch dem erlauchten Tänzer gedankt, nach dem Kaiser hin.

Sie suchte ihn vergebens.

Noch vor dem Ende des Tanzes hatte er den Plan unter den Linden verlassen.

Der Bischof von Arras, Malfalconnet und einige Herren und Damen, die sich in nicht geringer Zahl, nachdem sie erfahren, was dort vorging, aus dem Zelte auf den Tanzplatz begeben hatten, waren trotz des Aufbruchs des Monarchen zurückgeblieben. Die meisten stimmten, als die Stadtpfeifer die Instrumente senkten, in die Aeußerungen des Beifalls ein, mit denen der jüngere Granvella lebhaft begonnen.

Barbara hörte es und sah auch, wie Bernhard Trainer und andere jüngere Regensburger es ihm nachthaten, doch schien sie diese Kundgebung kaum zu beachten.

Die Frage, ob Karl nur das Ende des Tanzes nicht abgewartet oder ob er auch schon den Festplatz verlassen, ließ sie alles andere vergessen. Durch den Bischof von Arras erfuhr sie, Seine Majestät habe sich nach Hause begeben.

Keiner, auch nicht der Baron und Quijada, waren beauftragt worden, ihr einen Gruß zu bestellen.

Wie mit Messern schnitt ihr diese neue Kränkung ins Herz.

Bei jeder ähnlichen Gelegenheit hatte er ihr bisher einige freundliche oder, war Don Luis sein Bote gewesen, zärtliche Worte sagen lassen.

Dennoch mußte sie sich zu lächeln zwingen, um nicht zu verraten, wie es in ihr aussah. Auch ging es nicht an, den Herzog von Sachsen von sich abzuschütteln wie den armen, stattlichen Werbeoffizier Pyramus Kögel.

Zum Glück drängten sich jetzt einige Spitzen der Regensburger Bürgerschaft an Moritz heran, um ihm für die Ehre, die er der Stadt erwiesen, zu danken. Da benützte sie den günstigen Augenblick, um Granvella leise zu bitten, den Herzog morgen bis zu seiner Abreise gegen Mittag und womöglich auch sogleich von ihr fern zu halten.

„Einen Dienst für den andern," erwiderte der Staatsmann. „Ich befreie Euch von dem begehrenswertesten Anbeter in Deutschland, Ihr aber verschönt übermorgen durch den Gesang der begnadigtsten Sängerin auf Erden mein bescheidenes Gastmahl."

„Gern, wenn Seine Majestät mich nicht ernstlich zurückhält," lautete die Antwort.

Um weniges später erklärte Barbara dem stürmischen herzoglichen Liebhaber, der ihr noch heute abend in ihrem eigenen Heim aufzuwarten begehrte, dies sei völlig unmöglich. Mit der Miene des größten Bedauerns versicherte sie, ihr Schlößchen werde wie eine gefährdete Burg bewacht, und als der Herzog ihr dann ein Stelldichein vorschlug, wurde er vom Bischof von Arras unterbrochen, der ihn noch in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen begehrte.

Trotz der späten Stunde hätte der Minister auch ohne den Wunsch des Mädchens eine Unterredung mit dem Herzog gesucht, und dem ehrgeizigen Moritz stand die Politik und was sich für die nächste Zeit Wichtiges vorbereitete, unendlich viel höher als ein Liebesabenteuer, wie genußreiche Stunden es auch zu gewähren verhieß.

So gelang es Barbara, ohne ihn zu verletzen, Abschied von dem Herzog zu nehmen.

Die Marquise erwartete sie mit mühsam zurückgehaltenem Ingrimm.

Schon lange drängte es die müde Greisin nach Hause, und doch zwang sie der Befehl des Großkammerherrn, auf Barbara zu warten und während des kurzen Heimwegs an ihrer Seite zu bleiben.

Mit einem bösen Blick und mit einigen bittersüßen Worten der Begrüßung bestieg die alte Dame die Sänfte.

Barbara zog es vor, neben der ihren herzugehen; denn der Himmel hatte sich bewölkt, es war drückend schwül geworden, und es war ihr, als müsse der Aufenthalt in dem engen, schwankenden Kasten sie ersticken.

Vier Fackelträger begleiteten die Sänften. Dem Hofkavalier und den beiden Lakaien, die von Quijada beauftragt worden waren, ihr zu folgen, befahl sie, zurückzubleiben. Auch die Dienstfertigkeit des kleinen Maltesers Hannibal, der ihr, o wie gern! Pagendienste geleistet und ihr die Schleppe nachgetragen hätte, wies sie zurück.

Wie der Schiffbrüchige sich von der Planke im unabsehbaren Wogengebraus ans Land sehnt, so verlangte sie fort, weit fort von dem Lärm des Festplatzes. Dennoch graute ihr vor dem Alleinsein, dem sie entgegenging; denn schon jetzt erkannte sie, wie thöricht sie gehandelt und mit wie frevelhaftem Uebermut sie vielleicht das Glück ihres Lebens an diesem unseligen Abend verscherzt.

Aber brauchte sie denn träg zu erwarten, was über sie verhängt war? Er, dessen helle Augen ihr so sonnig entgegenleuchten konnten, hatte sie vorhin wie ein Feind oder strenger Richter mit zornigen Blicken gekränkt — und sein Unwille war nicht unbegründet gewesen.

Was hatte das Leben ihr noch ohne seine Liebe zu bieten?

Gescheitert war das frevelhaft kühne Wagnis.

Aber nein! Noch war nicht alles verloren!

Wenn sie nun Mut faßte, sich zu ihm zurückschlich und ihn auf den Knieen reumütig anflehte, ihr zu vergeben?

Aber nur wenige Augenblicke lieh sie diesem Verlangen Gehör. Dann bäumte sich das empörte, gemißhandelte Herz vor solcher Demütigung auf; hatte sie doch nicht der Kaiser so schmählich gekränkt, sondern der liebende Mann, und an ihm war es, sie zu bitten, ihm die Liebe, die ihn glücklich machte, nicht zu entziehen.

Ermutigt hob sie wieder das Haupt.

Was war denn mehr geschehen, als was sie beabsichtigt hatte?

Weil er sie liebte, war er eifersüchtig geworden und ließ sie fühlen, daß er ihr zürne. Wenn sie sich ihm jetzt aber beharrlich entzog und ihn fühlen ließ, wie schwer er sie beleidigt, dann konnte, ja mußte sie das Spiel dennoch gewinnen. Er war trotz all seiner Kronen und Reiche doch auch nur ein Mann, und sie, die einen Moritz von Sachsen in wenigen Stunden gezwungen hatte, sehnsüchtig um ihre Gunst zu werben, mußte es ihr nicht gelingen, den Zorn des viel älteren Karl mit der Macht ihrer Schönheit und Kunst wieder in Liebe zu verwandeln?

Wenn die italienischen Novellen, die sie kannte, nicht logen, feuerte nicht nur die Eifersucht, sondern auch die scheinbare Gleichgiltigkeit des geliebten Weibes das Herz des Mannes an, neue Flammen zu schlagen.

Es galt nur, das ungeduldige Blut im Zaume zu halten und Nutzen aus der Eifersucht zu ziehen, die jetzt schon in ihm erwacht war. Bisher war sie immer nur raschen Trieben gefolgt. Warum sollte es ihr nicht auch einmal gelingen, einen wohl überlegten Anschlag zur Durchführung zu bringen?

In die peinigenden Gefühle des Fehlschlags, der Kränkung, des Verlassenseins, der Reue, des Verlangens nach Vergebung mischte sich jetzt die Hoffnung, das Wagnis, das sie schon verloren gegeben, dennoch zum glücklichen Ende zu führen, und während sie weiter schritt, arbeitete sie eifrig an dem Kriegsplane, der den großen Feldherrn zwingen sollte, was er ihr an Liebe entzogen, mit doppelter Hingabe zurück zu erstatten.

So folgte sie im nächtlichen Dunkel dem Lichte, das die Fackeln auf den unebenen Weg warfen. Die Schleppe des Gewandes hatte sie anfänglich aufgenommen, jetzt fegte sie die staubige Straße.

Was galt ihr das Prachtgewand, wenn sie Karls Liebe zurückgewann? Wofür sollte es ihr noch dienen, wenn sie sie verloren hatte, verloren auf immer?

Bevor die Sänften das Schlößchen erreichten, erhob sich ein wirbelnder Wind und trieb ihr einzelne volle Regentropfen, Stroh und dürre Blätter ins Antlitz, von denen sie nicht wußte, woher sie in dieser Maienzeit kamen. Es galt, gegen diese Vorboten des Unwetters anzukämpfen, und das Herz wurde ihr leichter bei diesem Ringen. Sie war eben nicht zum Dulden, sondern zum Streite geboren.

Auch der Festplatz leerte sich schnell.

Den Herzog und Granvella führte die Kutsche des Ministers in die Stadt zurück. Die beiden Haushofmeister Quijada und Malfalconnet begaben sich trotz des drohenden Gewitters zu Fuß nach Hause.

„Welch ein Fest," sagte Don Luis höhnisch. „Früher bot dergleichen auch hier einen reicheren Anblick. Aber jetzt! Keine Prozession, kein Purpur außer dem des Kardinals, kein Violett, kein goldenes Kreuz, kein ehrwürdiges Priesterhaupt auf dem ganzen Plan, und dadurch weder Weihe noch die fromme Mahnung, an den Himmel zu denken, von dem die Freude kommt, der die Menge sich hingibt."

„Auch mir fehlte hier etwas," rief der Baron eifrig, „und jetzt weiß ich durch Euch, was es ist. Ob die fastenscheuen Ketzer nicht selbst nach und nach fühlen, daß

sie die Glaubenspastete der Trüffeln — was sage ich — des Salzes berauben? Mögen sie an ihrem trockenen Schwarzbrot ersticken! Das einzige, was dem würzelosen Mahle einen gewissen Reiz gab, war die vortrefflich getanzte Gagliarde."

„Die Seine Majestät tiefer verdroß, als Ihr Euch vorstellt," versicherte Don Luis. „Die Tage der Sängerin möchten gezählt sein. Schade! Es glückte ihr wunderbar, die Schwermutsgeister — Ihr wißt schon — zu Paaren zu treiben."

„Das besorgt der Krieg, auf den wir ja jetzt rechnen dürfen," unterbrach ihn der Baron, „nicht weniger gut, ja noch besser. Seit vorhin verlor auch ich den Geschmack an dieser Schönen. Herzenskalter Hochmut. Zum Aeußersten fähig, wenn das heiße Blut sie fortreißt. Unbeliebt bei den Leuten, zu denen sie gehört, und dazu, trotz ihres kecken Mutes, erstaunlich ängstlich vor der heiligen Inquisition. Das gibt hier, mitten unter den Ketzern, zu denken."

„Genug," unterbrach ihn hier Don Luis. „Lassen wir den Dingen ihren Lauf! Kommt es zum Aeußersten — ich wenigstens rege für sie keinen Finger."

„Ich ganz gewiß nicht," fügte Malfalconnet hinzu, und beide schritten gelassen weiter.

Ende des ersten Bandes.